

Arthur Feiler

AMERIKA-EUROPA

Erfahrungen
einer Reise



AMERIKA — EUROPA



E
169
F20
192

AMERIKA — EUROPA

ERFAHRUNGEN EINER REISE

VON
ARTHUR FEILER


1926

FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G.M.B.H.
ABTEILUNG BUCHVERLAG, FRANKFURT AM MAIN

ALLE RECHTE VORBEHALTEN
COPYRIGHT 1926 BY FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G. M. B. H.

GEDRUCKT IN DER
FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G. M. B. H.
FRANKFURT AM MAIN

MEINER FRAU



Digitized by the Internet Archive
in 2023 with funding from
Kahle/Austin Foundation

INHALTS-VERZEICHNIS

VORWORT	11
DER EUROPÄISCHE IRRTUM	15

I. AMERIKANISCHE PROSPERITÄT

DIE SIEDELUNG	23
a) Stadt-Siedelung: Städte am Urwald 23 — Pazifische Küste 31 — Chicago 38 — New York und die Wolkenkratzer 41 — Die typische Stadt 44 — Der Bürger, die Stadt und das Haus 46	
b) Die Besiedelung des Landes: Das freie Land 52 — Künstliche Bewässerung 53 — Farmland 56 — Agrarkrise 58 — Abwanderung vom Lande 59 — Besitzverteilung, Eigentümer und Pächter 62 — Aufstieg auf der landwirtschaftlichen Leiter 65	
c) Der Lebensraum des Amerikaners: Bevölkerung in Stadt und Land 72	
DAS AUTO	75
Die Massenhaftigkeit der Benutzung 75 — Das Verkehrsproblem 77 — Traffic 79 — Auto und Farmer 80 — Camp-Leben 81 — Der Wille zum Auto als Wirtschaftsfaktor 87	
DIE ZUGÄNLICHKEIT DER BILDUNG	90
Der Reichtum der Bildungsstätten 90 — Das praktische Bildungsziel 94 — Kein Bildungsprivileg des Besitzes 98 — Kinderarbeit, Kinderbeschäftigung, Werkstudententum 99 — Das College im Vormarsch 103	
ZAHLEN DER PROSPERITÄT	107
Natürlicher Reichtum 107 — Volksvermögen 107 — Volkseinkommen 109 — Arbeiterlöhne 110 — Kaufkraft des Geldes 110	

II. AMERIKANISCHE WIRTSCHAFTSFORMEN

DREI WIRTSCHAFTSGEBIETE 115

DIE LANDWIRTSCHAFT 119

Unterweisung des Landwirts 119 — Gewinnung des Marktes 124 — Nationale Standardisierung 127 — Großbanken und Provinzbankiers 131 — Der Kredit des Farmers 134 — Elevatoren und Lagerhäuser 136 — Ländliche Genossenschaften 139 — Die Großgenossenschaft 141

DER HANDEL, DIE INDUSTRIE UND DER KÄUFER . . 146

Uniformität des Verbrauchs 147 — Massenversandgeschäfte, Kettenläden und Markenartikel 149 — Reklame 152 — Service 154 — Trusts, Kartelle und Konkurrenz 155 — Das Abzahlungsgeschäft 159

DAS LAUFENDE BAND 162

Menschenersparnis 162 — Leere Fabrikhallen 163 — Rationalisierung 165 — Der Conveyor 167 — Der Mensch an der Maschine 169

DER ERTRAG DER METHODE 175

Exportfähigkeit trotz hoher Löhne 175 — Kapitalüberschuß und Kapitalbedarf 178 — Amerika als Geldgeber Europas 180

DAS ARBEITSVERHÄLTNIS 183

Die ringenden Kräfte 183 — Shop Councils 187 — I. W. W. 190 — Der unterste Rand 191 — Sozialismus und Wirtschaftsdemokratie 193 — Die American Federation of Labor 198 — Union Shops und Non Union Shops 203 — Die Amalgamated Clothing Workers 207 — Die oberste Schicht 212

GEWERKSCHAFTSKAPITALISMUS 214

Arbeiterbanken 215 — Angestellte, Arbeiter und Kunden als Aktionäre 219

DIE EINWANDERUNGSBESCHRÄNKUNG UND DIE SOZIALE ZUKUNFT 223

Europäische oder amerikanische Entwicklung 223 — Das Einwanderungsgesetz von 1924 224 — Die Arbeiter als Träger und als Nutznießer 225 — Die kommende Gewerkschaftsmacht 227

III. AMERIKANISCHE WELT

DIE VÖLKER, DIE RASSEN UND DIE NATION 233

a) Amerikanisierung: Der Schmelztiegel 233 — Das Settlement 237 — Die erste Amerikanisierung 239

b) Die Farbigen: Indianer 241 — Die Ausschließung der gelben Rasse 244 — Das Negerproblem 245

c) Deutschtum, Engländerium, Amerikanertum: Der Existenzkampf der Deutschen 251 — Der englische Einfluß 260 — Der Mittelwest-Amerikaner 264

DAS ÖFFENTLICHE LEBEN 266

Provinzialismus 266 — Isolierungspolitik und europäische Befriedung 267 — Demokratie und Konservatismus 271 — Das Parteisystem 275 — Geschäftspolitik 278 — The country is too prosperous 284 — Die idealistischen Kräfte 285

DAS PRIVATE LEBEN UND DIE SOZIALEN MÄCHTE . 289

Die Kirchen 289 — Die Konvention 294 — Die Frauen 296 — Das Alkoholverbot 298 — Die Leere 304

WERDENDES 310

Der Reichtum als Hemmnis 311 — Der Reichtum als Förderer 313 — Geistige Unruhe 320 — Jugend 322 — Budgeting 324 — Die neue Form 325

UND EUROPA? 329

V O R W O R T

Die nachfolgenden Blätter versuchen, Amerika in dem zu sehen, was es heute ist und wird — was es für Europa und gegenüber Europa, als Teil des europäisch-amerikanischen Kulturkreises, heute ist und wird. Also keine Entdeckung Amerikas. Denn ob nun Christoph Columbus oder Amerigo Vespucci dies besorgt habe: die Tatsache der Entdeckung ist jedenfalls bezeugt und viele, viele sind seitdem desselben Weges gefahren. Ich habe während der Monate April, Mai und Juni 1925 Amerika von Osten nach Westen und zurück durchkreuzt, mit vielfachen Aufenthalten nicht nur in den großen, sondern auch in mittleren und kleineren Städten, mit zahlreichen Abstechern von den großen Routen. Aber ich habe einen Teil von Amerika nicht gesehen: den Süden. Ueber eine Linie, die etwa durch die Städte Washington, Saint Louis, Kansas City, Denver und Los Angeles bezeichnet wird, bin ich im allgemeinen nach Süden nicht hinausgekommen. Das ist eine Lücke. Aber schließlich kann man Europa in seiner Totalität (nicht in lückenloser Vollständigkeit) wohl auch dann begreifen, wenn man nicht jeden Landstrich bereist hat. Dieser Totalität, den großen Grundlinien des amerikanischen Seins und Werdens in seinem wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Leben bin ich nachgegangen. Des Wagnisses,

dessen ich mich damit unterfange, bin ich mir sehr bewußt. Ich hätte es nicht unternehmen können, wenn ich nicht überall, wohin ich kam, bei Männern und Frauen der verschiedenartigsten Lebenskreise eine Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft gefunden hätte, gleich außerordentlich in der Gewährung von Einblicken wie in der Darbietung von Material. So stützen sich die Erfahrungen dieser Reise auch nicht nur auf Selbstgesehenes, sondern sie sind immer wieder nachgeprüft an den Urteilen von Bürgern Amerikas. Sie grüße ich in dankbarer Erinnerung.

F r a n k f u r t a. M., November 1925.

A. F.

EINLEITUNG

DER EUROPÄISCHE IRRTUM

Amerika ist heute wieder eines der großen Schlagworte Europas.

„Wir müssen Amerikaner werden,“ predigen die einen — und sie meinen damit Maschinen, Fabrikkolosse, die ganze Technik und Rechenhaftigkeit des großindustriellen Kapitalismus. „Sollen wir wirklich ganz Amerikaner werden?“ fragen zagend, zornig die anderen — und sie verstehen darunter die Unterjochung des Menschen durch den Apparat, die Herrschaft des Materialismus und der materiellen Mächte, die Ueberwältigung der Natur und die Zerstörung der Seele.

So fährt der Deutsche wohl jetzt über den Ozean mit der gespannten Erwartung, ob es ihm wirklich beschieden sein solle, in die Zukunft zu sehen, in dem Amerika von heute das Deutschland, das Europa von morgen vorauszuschauen. Es gibt, dessen bin ich heute sicher, kaum einen größeren, kaum einen gefährlicheren Irrtum als diesen!

Denn gerade umgekehrt steht es in Wirklichkeit. Europa — will sagen: Mittel- und Westeuropa; denn Rußland ist ja ein Sonderfall, heute schärfer als durch die höchsten Mauern von Europa getrennt und außerhalb aller europäischen Berechnung — Europa wird niemals Amerika werden, nicht vielleicht weil es nicht wollte, sondern weil es nicht kann. Aber ob Amerika Europa werden, ob Amerika,

wenn Europa fortfährt, sich selbst zu verderben, die Erbschaft Europas antreten wird, das ist in Wahrheit die große Frage der Zukunft.

Zunächst: wir werden noch lange nicht Amerika, auch wenn wir uns noch so viel „amerikanisieren“! Wenn immer mehr der europäischen Zeitungen, alte Kulturtradition und die moralische ratio ihrer Existenz in den Wind schlagend, mit amerikanischen headlines und anderen Requisiten amerikanischer Aufmachung sich geschäftstüchtig in Diener der Sensation und Demagogie verwandeln; wenn wir nach der Jazzmusik tanzen; wenn wir, weil eine amerikanische Fabrik Deutschland als ein geeignetes Absatzfeld für ihre Ware ansieht, das widerliche Gummikauen bei uns einführen, zur gleichen Zeit, in der man in Amerika selbst diese Unsitte schon immer mehr zurückdrängt — wir bleiben damit und mit allem anderen der Art doch Europa, nur ein herabgewürdigtes, karikiertes Europa, das von dem, was von draußen kommt, mit verwirrten Instinkten gerade das Schlechte gierig aufnimmt. Und wenn wir mit arbeitsteiligen Maschinen großindustriell fabrizieren, wenn wir unsere Wirtschaft durchdringen mit allem Raffinement der Technik und aller rücksichtslosen Energie des Kapitalismus — wollen wir wirklich behaupten, daß wir, um diese Kunst zu können, Amerika nötig hatten? Die Maschine ist uns Schicksal, in Europa geboren mit den Geburten der Millionen, die Jahr um Jahr unseren überfüllten Erdteil mehr überfüllen. Aber was uns fehlt, um mit dieser Mechanisierung Amerika zu werden, das ist das, was Natur und Technik und kapitalistische Organisation, aber vor allem eben die unerschöpfte,

unerschöpfliche Natur des jungen Landes unter den ganz anderen amerikanischen Verhältnissen in Amerika hervorbringt und was heute in Wahrheit das Gesicht Amerikas im Gegensatz zu Europa entscheidend bestimmt: die Fülle und die Weite! Unser Los ist die Kargheit und die Enge. Viel Sand haben gerade wir Deutschen in den letzten elf Jahren in unsere Maschine kommen lassen, viel Rost an die Räder. Es ist Zeit, hohe Zeit, daß wir damit aufräumen, und es ist ein Verhängnis, daß von denen, die es angeht, von den Führern der Wirtschaft, so viele den Sand und den Rost — ihren Sand, ihren Rost! — noch nicht einmal sehen. Trotzdem, auch wenn sie es endlich sehen und einsehen und danach handeln, die Tatsache bleibt: Was in Amerika Reichtum schafft — neben riesigen Reichtümern der Wenigen auskömmlichen Wohlstand für die Vielen, wenn auch nicht für Alle —, das schafft in Europa nur das Notwendige. Deshalb wird Europa nicht Amerika. Es kann sich ihm nur im „Betrieb“ annähern, aber nicht in dem, was doch dort wenigstens zum Teil einen Ausgleich schafft: im Ergebnis!

Amerika aber ist heute in einem Uebergang. Noch ist es nicht eigentlich es selbst, ist viel mehr noch europäische Kolonie, koloniales Europa. Doch die Ablösung hat begonnen. Der Weltkrieg, der Europa herunterriß und Amerika an Reichtum und Macht emporführte, hat sie beschleunigt. Amerika sucht jetzt seinen Weg, seine Form.

Der Unterschied der Problemstellung springt in die Augen. In einem Gespräch mit einem der hervorragendsten Wirtschaftspolitiker des Landes ist er mir besonders deutlich

geworden. Der amerikanische Staatsmann schilderte mir begeistert, mit dem ganzen, fast möchte man sagen berufsmäßigen Optimismus des typischen Amerikaners, die gewaltige Prosperität: die breite Versorgung der Massen mit immer neuen Gütern der Zivilisation, die dauernde Steigerung der Produktion — er sah kaum einen Schatten. „Warum,“ fragte ich ihn, „sind Sie dann so heftig bemüht, noch immer mehr zu produzieren? Warum, wenn die Menschen genügend versorgt sind, erziehen Sie sie doch noch zu immer neuen Bedürfnissen?“ Das war, natürlich, eine sehr europäische Frage. Produktion und Konsum bedingen einander, steigt die eine, so muß auch der andere wachsen — daß man sich statt dessen mit dem Erreichten begnügen und neue technische Errungenschaften nicht mehr zur Vergrößerung des Verbrauchs (für die man arbeiten muß), sondern zur Verminderung der Arbeitszeit, also zur Vermehrung der Muße, zur Vermehrung der Freiheit verwenden könne, das klang dem Amerikaner wohl zuerst etwas nach europäischer Grübelelei, wenn nicht gar nach Zweifeln an der göttlichen Weltordnung hier in „Gottes eigenem Lande“. Aber nach der ersten Ueberraschung kam dann doch die Antwort, und zwar eine sehr bezeichnende: In Amerika, so lautete sie, sei nicht eigentlich die weitere Verkürzung der Arbeitszeit das wichtige Problem. Der Achtstundentag, selbst die Vierundvierzigstundenwoche, die eine beträchtliche Zahl der Gewerkschaften schon durchgesetzt hat, sei ja doch naturnotwendig auf dem Marsche. Aber das große Problem liege in dem anderen: nämlich wie die Masse der Menschen die Freiheit, die ihnen über die zum Schlaf notwendigen Stunden hinaus

gesichert sei, nun auch richtig und gut anwenden könnten, „und hierin,“ mein Gegenüber war recht nachdenklich geworden, „haben wir noch keinen vollen Erfolg gehabt.“

So verschieden sind, wenigstens heute noch, die Aufgaben gestellt. Uns liegt es ob, die Kargheit zu ordnen, um auch in ihr und in allem, was sie uns an Maschinisierung auferlegt, der Gerechtigkeit Raum zu schaffen und die Würde des Menschen zu wahren. Amerika aber steht vor der so viel glücklicheren Aufgabe, die Fülle zu gestalten, ihr — und nicht dem Mangel — Inhalt und Form zu geben. „Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und satt zu essen hat. Aber er muß warm wohnen und satt zu essen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll.“ Von diesem Schillerschen Satz spricht der zweite Teil zu Europa. Aber der erste (der Satz vor dem Aber!) spricht zu Amerika — wie zu jedem Koloniallande, das seine erste Kolonisierungsarbeit geleistet hat und sich nun darauf besinnen muß, was es weiter mit sich anfängt.

Die Kolonie: sie kann, im Guten wie im Schlimmen, einmal den Mutterkontinent überwinden, überwältigen. Aber sie kann ihm auch nachwachsen. Sie kann ihm in der Länge der Zeit sogar auch ähnlich werden in seinen Problemen und Nöten. Denn so verblendet sich Europa in Krieg und Nachkrieg selbst verwüstet hat, so sehr es damit den Abstand zwischen seiner Kargheit und der amerikanischen Fülle vergrößerte — für alle Zeit ist auch diese amerikanische Fülle und Weite nicht gesichert, auch darin kann Amerika noch einmal Europa werden.

AMERIKANISCHE
PROSPERITÄT

S T A D T - S I E D E L U N G

Waste — Verschwendung ist das große Kennwort der amerikanischen Wirtschaft. Es ist die typische Erscheinung aller Kolonialwirtschaft: die Naturgüter sind im Ueberfluß vorhanden, aber knapp ist die Zahl der Menschen, um sie fruchtbar zu machen. Das Material ist billig, aber umso teurer die Arbeitskraft, die ihm zugesetzt wird. Immer wieder begegnet man deshalb einer Vergeudung von Material, die dem Europäer unfäßlich ist, dem Deutschen vor allem, den die Rationierung der Kriegsjahre und die Armut der Nachkriegszeit mit dem Material geizen gelehrt hat. Im Restaurant, aber oft auch im privaten Haushalt werden Nahrungsmittel achtlos fortgeworfen in einem Maße, daß von dem, was hier von des Reichen Tische fällt, ein gut Teil Volk im armen Europa noch satt werden könnte. Kleidungsstücke, Wäsche, die auszubessern uns selbstverständlich erschiene, werden durch neue ersetzt, weil diese billiger sind als die Reparatur. An den Rändern der Städte rosten alte Maschinen, alte Wagen, weil es zu teuer ist, sie abzufahren, wie man in den Ghettovierteln New Yorks die weggeworfenen Zeitungen, Lumpen, Hausratsabfälle usw. einfach auf den Straßen zusammenharkt und anzündet, weil das Feuer die billigste Methode ist, sie zu beseitigen. In den großen Obstverpackungshäusern Kaliforniens werden die

köstlichsten, reifsten Früchte als wertlos beiseitegeworfen: sie würden den langen Versand nach dem Osten nicht mehr aushalten, und an Ort und Stelle ist niemand da, der sie sich abholen würde.

Die schlimmste Verwüstung aber hat Amerika mit seinen Waldbeständen getrieben. Wie die vordringenden Kolonisten die riesigen Büffelherden der Prairie ausgerottet haben, so, daß jetzt nur noch vereinzelte Exemplare in den Nationalparks wie in zoologischen Gärten gehalten werden, wie sie mit den Tieren des Waldes so gründlich aufräumten, daß auf den Tafeln der amerikanischen Städte Wild und wildes Geflügel überhaupt nicht mehr erscheint, so ist der Weg der Besiedelung des Landes gezeichnet durch die Verwüstung des Waldes. Der Siedler schlug das Holz, das er brauchte, um sein Haus zu bauen, dann zündete er den Wald an, um den Ackerboden zu gewinnen. Das ist heute Vergangenheit. Aber auch heute noch ist Amerika von einer rationellen Waldwirtschaft weit entfernt. Die Regierung arbeitet mit Eifer an einer Wiederaufforstung, für die schon Karl Schurz sich eifrig eingesetzt hatte. Und in Kolorado, in Kalifornien sieht man von der Bahn an zahlreichen Stellen die kahlen Hügel mit jungen Anpflanzungen besetzt: sie machen erst recht deutlich, was hier zerstört wurde. Der Holzverbrauch des Landes ist ungeheuer. Wo Kohle, Petroleum oder Erdgas nicht in der Nähe sind, wird in großem Umfange mit Holz geheizt; die Wohnhäuser sind zu einem großen Teile und in den kleineren Städten ausschließlich aus Holz gebaut, der Papierverbrauch der Zeitungen, die einem vor allem am Sonntag riesige Konvolute ins Haus

schicken, ist enorm. Und alle Mahnungen zur Sparsamkeit nützen nichts, wenn sie sich nicht bezahlt. Wird in einer Millionenstadt ein Häuserviertel niedergerissen, um einem Wolkenkratzer Platz zu machen, so wird das abfallende Holz verbrannt, ebenso wie die riesigen Holzgerüste, mit denen die neuen Häuser gebaut werden: es fehlt die Möglichkeit der nutzbringenden Verwendung. Schon lange hat Amerika auf die gewaltigen Waldreserven Kanadas zurückgreifen müssen. Sogar Papier aus Schweden verwenden die Zeitungen des Westens. Aber noch immer fressen die Brände den Wald, wenn von den Lokomotiven der Eisenbahnen die Funken in ihn fallen, oder wenn die Unachtsamkeit der Ausflügler das Feuer, an dem sie ihre Mahlzeit bereitet haben, weiterglimmen läßt: immer wieder sieht man dann die Baumskelette ihre verkohlten Aeste in den Himmel recken, die niemand beseitigt. Und noch immer treibt der private Waldbesitz, wo nicht Staats- oder Nationaleigentum an den Forsten ihm Einhalt tut, seinen Raubbau. Kilometer um Kilometer entholzen die Fäller den Wald, rücksichtslos, vollständig, an Wiederaufforstung wird wenig gedacht, zum weitaus größeren Teil überläßt man sie der Natur, die mit weit ausholender Freigebigkeit für neuen Wuchs sorgt. Denn noch immer hat das Land riesigen Reichtum. Im Osten, im Süden hat der Raubbau am Walde jahrzehntelang sein Werk getan. Aber im Westen, im Nordwesten vor allem, sind noch unermeßliche Gebiete kaum berührt. Der Wert der Holzgewinnung im Staate Washington hat 1920 mit 191 Millionen Dollar (in ganz Amerika 1299) den bisher höchsten von Louisiana (137 Millionen) bereits überflügelt

und das mit dem Staate Washington unmittelbar zusammenhängende Oregon hat ihn mit 121 Millionen beinahe erreicht. Und doch ist hier noch erst alles am Anfang. Erst in den beiden letzten Jahrzehnten haben die beiden Nordwest-Staaten stärker begonnen, Menschen an sich zu ziehen, noch immer gehören sie zu den am dünnsten bevölkerten der Union. Noch gibt es hier wenige Stunden von den großen Hafenstädten entfernt dichten Urwald, den noch keines Menschen Fuß betrat. In ein Holzfällerlager am Rande dieses Urwaldes bin ich von Portland aus gefahren. Und was ich hier sah, gibt vielleicht am besten Verständnis für das Werden und Wachsen im kolonialen Lande.

In Portland hatte man uns gesagt, daß wir mit dem Auto-omnibus zweieinhalb Stunden bis Longview fahren sollten; dort fänden wir ein Hotel, in dem wir gut übernachten könnten, und am nächsten Morgen einen Holzzug in den Virgin Forest. Was erwartet nach solcher Beschreibung der Deutsche? Schmale primitive Wege und am Ende vielleicht ein kleines primitives Schwarzwalddorf mit einem Dorfwirtshaus, in dem man für weniger Geld als gute Worte ein primitives Unterkommen findet. Statt dessen fährt das Auto auf breiter asphaltierter und geölter Straße — es ist der Weg nach Seattle, der Haupt- und Hafenstadt von Washington. Einsam genug freilich ist die Fahrt. Stille Farmen, kleine Sägewerke, bescheidene Ortschaften, Obst- und Getreidefelder und weidendes Vieh, sonst schweigender, durch dichtes Unterholz unzugänglicher Wald, Doch am Ziele der

Fahrt stehen wir vor einer großen Ueberraschung. Das sind nicht die erwarteten paar schlafenden Häuschen am Rande des Urwaldes. Dieses Longview ist eine Stadt! Ein Hotel, wie es in Deutschland keines gibt: zweihundert Zimmer mit zweihundert Bädern und allem sonstigen Komfort, zwei Dutzend Autos davor haltend. Eine Geschäftsstraße mit reichen Auslagen, im schreiend hellen elektrischen Lichte erstrahlend. Ein Büroviertel. Ein Industrieviertel. Ein Hospital. Ein paar Schulhäuser. Ein Gemeinschaftshaus der Y. M. C. A., also des Christlichen Vereins junger Männer, mit Turnsaal, Schwimmbad, Bibliothek- und Leseraum usw. Ein „four story 250 000 Dollar theater building“, wie der Prospekt kurz und gewissenhaft berichtet, zu deutsch ein vierstöckiges Kino, für das eine Million Mark aufgewendet wurden (denn niemals kann man, von einem Ozean zum andern, in diesem Lande ein öffentliches Gebäude bewundern oder auch nicht bewundern, ohne daß einem sofort mitgeteilt würde, wie viel es gekostet hat!). Große Rasenflächen mit breiten Alleen. Ein noch größerer Park im Werden. Und um ihn und weiter sich hinziehend, durch das Grün von dem Geschäftsdistrikt abgeschlossen, die Wohnviertel, lauter Einfamilienhäuser, hier ein bescheidenes Viertel mit Arbeiterhäusern, hier ein etwas wohlhabenderes mit etwas größeren Bauten, an einer anderen Stelle ein Viertel mit schon sehr komfortablen Häusern, aber überall das Einzelhaus, das Eigenhaus, ein- oder zweistöckig, nur zwei, drei Etagenhäuser für die Junggesellen dazwischen, und selbstverständlich überall gute Straßen, Wasserleitung, Kanalisation, elektrisches Licht, Telephon, Garagen und Autos. Das ist unser Schwarzwald-

dörfchen! Am nächsten Morgen erscheint prompt der Zeitungsreporter, um mich zu interviewen — diesem überall in Amerika unvermeidlichen Schicksal des Fremden entgehe ich auch hier am Rande des Urwaldes nicht!

Vor weniger als drei Jahren aber gab es hier wirklich nichts als Weideland und ein paar einsame Farmen. Im August 1922 wurde die erste Straße begonnen, im Februar 1923 der erste Bauplatz verkauft, im Februar 1924 erhielt die Siedlung Stadtrecht. Und im April 1925 gab es da bereits 278 Geschäfte, zwei Banken, die in weniger als einem Jahre über eine Million Dollar Depositen von über viertausend Kunden gesammelt hatten; dreizehnhundert Schulkinder mit einunddreißig Lehrern; 1446 Wohnhäuser waren gebaut oder im Bau begriffen, und die Stadt hatte siebentausend Einwohner — fünf Jahre nach ihrer Gründung soll sie, so will es der Plan ihrer Vorsehung, bereits fünfundzwanzigtausend, weitere fünf Jahre später aber schon über fünfzigtausend Einwohner zählen.

Was also hat sich hier ereignet? Es ist im Grunde sehr einfach. Eine der großen Holzgesellschaften, die bis dahin im Süden gewirkt hatte, sah sich da am Ende ihrer segensreichen Tätigkeit. Mit ihren riesigen Wäldern dort war sie gründlich fertig geworden, da war nichts mehr zu schlagen. Sollte sie sich auflösen? Das wäre geradezu ein Unrecht gewesen; denn die Angestellten — und nicht zu vergessen das große, in der Gesellschaft angesammelte Kapital — brauchten doch weiter Beschäftigung. Also zog sie, dem Beispiel anderer folgend, nach dem noch unerschlossenen Gebiete im Nordwesten, kaufte hier ungeheuren Waldbesitz für ein Butter-

brot, weil ja alles leer war und sie nur ein paar wertlose Farmen zu schlucken brauchte, und ging in größtem Stile an die Erschließung. Mit einer eigenen Eisenbahn, die sie sich baute, brach sie in den Urwald ein: die holt in Zügen von vierundzwanzig Wagen und mehr die stolzen, oft mehr als einen Meter im Durchmesser starken Baumriesen, die oben geschlagen werden, herunter ins Tal. Hier im Tale aber, etwa 50 Kilometer entfernt, am Ufer des Flusses, errichtete die Gesellschaft ein Sägewerk von allergrößtem Ausmaße. Und um dieses Sägewerkes willen entstand Longview, die Stadt.

Sie hat vielleicht sogar schon eine Schwester erhalten. Im Walde selber zwar wohnen die Arbeiter einfach in Barackenlagern. Solche Hausbaracken, jede für vier Personen bestimmt, stehen dann in Reihen zu vieren, zu sechsen neben- und hintereinander, in der Mitte eine größere Baracke mit Küche und Eßsaal, in der ein vorzügliches Essen gereicht wird: es ist das einzige, womit man diese unsteten Gesellen hier halten kann, die Tagelöhne von 3.60, von 6, bei schwierigen Arbeiten selbst bis zu 10 Dollar erhalten und doch nicht aushalten. Diese Baracken sind auf Eisenbahnrädern gebaut; ist an einer Stelle die Arbeit zu Ende, so legt man die Eisenbahnschienen ein paar Kilometer weiter in den Wald, spannt die Lokomotive vor die Häuser und beginnt an einer anderen Stelle von neuem. Aber für die verheirateten Arbeiter brauchte man doch eine etwas festere Heimstatt. So ließ man an einer großen Lichtung zuerst die Baracken stehen, dann baute man auf die einfachste Weise ein paar Straßen, ein paar Reihen von Häusern, und in weniger als einem Jahre entstand so Ryderwood, ein Mittelding zwischen

Lager und Stadt: an vierhundert Häuser für knapp zweitausend Menschen, ein großes Warenhaus, in dem man alles kaufen kann von den Lebensmittelkonserven bis zum Seidenstrumpf und dem Schrankkoffer, ein Gemeinschaftshaus, eine Schule; jetzt baut man auch schon ein Kino und ein Hotel. Noch ist das alles Eigentum der Gesellschaft. Vielleicht gibt man die Siedlung eines Tages wieder auf, wenn durch das Fortschreiten der Abholzungen die Entfernung zum Walde zu groß wird. Dann wird man die Häuser räumen, sie abtransportieren, verbrennen oder verfallen lassen, es kommt nicht darauf an. In Kolorado, in einer weiten Fahrt in das Felsengebirge, habe ich auch das gesehen: die Geschichte dieses Landes spiegelt sich da in den Ruinen seiner ersten Besiedelung. Goldsucher waren hier als die ersten Pioniere in die Wildnis gekommen. Erst hatten sie das lockende Metall im Flusse gesucht. Dann waren kleine Bergwerksanlagen in immer größerer Zahl entstanden, um die Schätze an Gold, Silber, Blei und anderen Erzen schneller zu heben. Immer wieder, an Dutzenden von Stellen, haben sie den Berg angebrochen, um zu seinen Erzgängen zu gelangen. Und eine Weile ging dies offenbar gut, kleinere und auch größere Ortschaften erwuchsen um die Maschinentürme der Gruben. Aber allmählich, als man die obersten Lager abgebaut hatte und nun in größere Tiefen hätte gehen müssen, rentierte das nicht mehr. So gab man es auf, ließ die Anlagen einfach im Stich — nun verfallen sie allmählich, die Holzgerüste stürzen langsam zusammen, hier und da hat sich ein Schwarzmieter darin niedergelassen und zieht seine Hühner in dem alten Dampfkesselhause. Und

die Ortschaften im Flußtale erfuhren dasselbe Schicksal, jetzt sind sie, wo sie erhalten blieben, Sommerfrischen für die benachbarten Städter geworden und leben nur noch davon. Vielleicht erfährt auch Ryderwood, die Arbeiterstadt im Urwald in Washington, einmal dieses Schicksal. Vielleicht ist es umgekehrt der Anfang einer neuen Metropole. Alles ist möglich.

Longview jedenfalls ist heute schon eine Stadt mit eigenem Leben. Die Holzgesellschaft hat sie, um für das riesige Sägewerk die Angestellten und Arbeiter heranzubringen und zu halten, von Städteplanern in großem Stile entwerfen lassen, und nach diesem Plane wächst sie nun weiter aus eigener Kraft. Viele junge Leute sind in der Stadt. Das Sägewerk selbst kann sich noch weit ausdehnen zur Verfeinerung, die eine oder andere Industrianlage folgt, ein Flachsbauversuchsfeld zeigt, daß man weiter strebt — eine neue Stadt wächst am Urwald.

Ein anderes Bild: Los Angeles, das südliche Zentrum Kaliforniens und im schärfsten Wettbewerb mit San Franzisko um den ersten Platz in diesem Staate, vor fünfundzwanzig Jahren noch eine bescheidene Mittelstadt im einsamen Lande, jetzt eine Millionenstadt, die sich noch lange keine Grenzen gesteckt sieht. „Why Los Angeles will become the World's Greatest City“ lautet der Titel einer der vielen Reklameschriften, die sich in mannigfachster Form und Ausstattung an alle möglichen Interessentenkreise wenden: warum Los Angeles die größte Stadt der Welt werden wird

— es ist diese Atmosphäre eines spekulativen Enthusiasmus, einer enthusiastischen Spekulation, die man hier auf Schritt und Tritt förmlich riecht.

Die Bevölkerung von Los Angeles hat sich in den zwanzig Jahren seit 1880 bis 1900 verzehnfacht: das war nicht so schwer, denn sie begann klein. Aber seitdem sind es wiederum zehnmal so viel geworden, und nun zeigt die Bevölkerungsstatistik dieses Bild:

Jahre	Stadt	County
1850 . . .	1 610 . . .	3 530
1860 . . .	4 385 . . .	11 333
1870 . . .	5 728 . . .	15 309
1880 . . .	11 183 . . .	33 381
1890 . . .	50 395 . . .	101 454
1900 . . .	102 479 . . .	170 298
1910 . . .	319 198 . . .	504 131
1920 . . .	576 673 . . .	936 455
1924*) . . .	1 073 995 . . .	1 746 300

Andere Zahlen entsprechen diesem Wachstum. Die Bank-Clearings in Los Angeles beliefen sich 1900 auf 123 Millionen Dollar, 1910 auf 811, 1920 auf 3994 und 1924 auf 7194 Millionen; die Bankdepositen stiegen von 383 Millionen Anfang 1920 auf 938 Millionen Anfang 1925**). Aber drastischer

*) Bis 1920 die Zahlen des offiziellen Zensus, für 1924 Schätzung des Chamber of Commerce, die auch etwas enthusiastisch sein mag, aber unter den vorliegenden Schätzungen doch ungefähr die Mitte hält.

**) Die Zahlen für ganz Kalifornien sind: Mitte 1915: 970, Mitte 1920: 2044, Ende 1924: 2969 Millionen Dollar, das ergibt im Laufe der letzten 10 Jahre eine Steigerung um 2 Milliarden Dollar.

als alles andere ist die Statistik der Baubewilligungen, die folgendermaßen aussieht:

	Zahlen	Wert
1919 . .	13 344 . .	28 253 619 Dollar
1920 . .	25 555 . .	60 023 600 „
1921 . .	37 206 . .	82 761 386 „
1922 . .	47 387 . .	121 206 787 „
1923 . .	62 548 . .	200 133 181 „
1924 . .	51 134 . .	150 147 516 „

zus. in 6 Jahren 237 174 . . 642 526 089 Dollar

In den sechs Jahren nach dem Kriege hat also diese eine Stadt, die in Amerika keineswegs zu den größten gehört, fast 2¾ Milliarden Mark für ihren Ausbau aufwenden zu können geglaubt. Und das ist nicht einmal etwas Beispielloses. Eine Industriestadt wie Detroit zeigt fast die gleiche Wertzahl der Baubewilligungen (600 Millionen Dollar in denselben sechs Jahren, allerdings in sehr viel höherem Maße für Geschäfts-, nicht für Wohnzwecke). Und in ganz Amerika, von New York bis zum Stillen Ozean, herrscht eine ungeheure Bautätigkeit, es ist überall wie ein Fieber der Erneuerung und Vergrößerung. Aber für das, was ich hier zeigen möchte, das Werden und Wachsen im kolonialen Neuland, scheint mir Los Angeles besonders typisch.

Los Angeles bildet den Handelsmittelpunkt für einen rasch und üppig emporwachsenden Landwirtschaftsdistrikt. Es liegt nicht direkt am Ozean. Aber es verband sich die 25 km entfernte kleine Hafenstadt San Pedro, die allein nichts aus sich machen konnte. Diesen Hafen baute Los Angeles in größtem Stile aus, legte eine eigene Eisenbahn dorthin und

schuf sich so die Verbindung mit dem Meere. Das sind die beiden natürlichen Stützpunkte seines Wachstums. Eigene Industrie hat es bisher wenig, und das ist seine Schwäche: nur die Kino-Industrie hat sich in dem Stadtteil Hollywood in großen Anlagen (deren Jahresproduktion die Handelskammer auf 168 Millionen Dollar beziffert) zusammengezogen. Aber zwei andere Faktoren schufen den eigentlichen Charakter dieser Stadt: die Oelquellen und das Klima. In weitem Umkreise von der Stadt bis zur Küste und weiter nördlich der Küste entlang — sogar im Meeresgrunde hat man Oel gefunden und gewinnt es — ziehen sich die Oeländereien hin, ein Bohrturm neben dem anderen, manche Hügel so dicht mit diesen Gerüsten besetzt, daß es aussieht wie seltsame Wälder, die in den Himmel ragen, während die Bäume absterben um sie herum. Für Los Angeles bedeutet dieses Petroleum nicht nur Menschenzuzug und Handelsvermehrung, sondern vor allem eine noch fortgesetzt wirkende Quelle spekulativer Gewinne und spekulativer Hoffnungen: das Beispiel derjenigen, die hier über Nacht zu Millionären wurden, lockt die vielen. Und dazu ein Klima, das auf die Menschen des Ostens denselben Zauber ausübt wie Italien auf den Deutschen: strahlende Sonne fast alle Tage im Jahr, kein Winter, aber doch erfrischende Kühle am Abend, und unter diesem ewig blauen Himmel eine Blütenpracht, die jeder Beschreibung spottet. Das zog nach Kalifornien, und nach Los Angeles vor allem, die Scharen der Menschen. Und wenn es der unverdiente Reichtum des Koloniallandes ist, daß ihm die Mutterländer die Einwanderer erwachsen und ausgebildet zuschicken — das Kapital, das für die

Aufzucht dieser Menschen nötig war, verliert das Mutterland, bekommt die Kolonie geschenkt — so zog Kalifornien, zog Los Angeles aus dieser besonderen Art seines Zuzugs vervielfachten Nutzen: ein großer Teil der hier Zugewanderten fing hier nicht erst an zu erwerben, sondern war schon reich, brachte sein Kapital mit aus dem Osten und dem Mittelwesten nach dem Westen und stellte es nun zur Verfügung für weiteren Ausbau.

Die Bautätigkeit, sonst Mittel zum Zweck, ist darum hier Selbstzweck und dauernde Quelle ständig sich mehrenden Reichtums. Ein amerikanischer Volkswirt hat das alte Problem der modernen Großstadtwirtschaft auf die geistreich überspitzte Formel gebracht: „Eigentlich leben wir in den Städten doch davon, daß wir einander die Wäsche waschen.“ Nun, ebenso überspitzt könnte man sagen, in einer Stadt wie Los Angeles lebt man davon, daß man einander die Häuser baut! Direkt oder indirekt haben alle daran teil, nicht nur die Scharen der Arbeiter, sondern auch die Banken, die diese Bautätigkeit finanzieren, die Schiffahrtsunternehmen, die das Material heranbringen, die Möbelgeschäfte, die die Hauseinrichtungen liefern. Aber nichts ist so wichtig, so verbreitet, so in die Augen fallend wie der aus dieser Bautätigkeit folgende Gewinn am Boden und an der Bodenspekulation. Ein Mann hatte nahe der Stadt Oel erbohrt und wurde reich. Aber sein Nachfolger brannte das Oel ab, verkaufte das Land als Baugrund und wurde noch reicher. Die Geschäftsviertel dehnen sich aus, greifen auf die bisherigen Wohnviertel über; also reißt man die Wohnhäuser nieder — oder man setzt sie auf Rollen und fährt sie

anderswohin, wo es ruhiger und der Boden billiger ist. Der real estate-man, der Terrainunternehmer, ist der Gestalter dieser Stadt. Er war es ja auch in Deutschland. Aber bei uns preßte er, seit in den siebziger Jahren unsere Großstadtentwicklung mächtig einsetzte, die Massen der Menschen in die unwürdigen Gefängnisse der Mietskasernen, deren baumlose, luftlose, himmellose Straßenzüge nun, Kilometer um Kilometer aneinandergereiht, das Gesicht unserer Städte entstellen: was unser Volk durch diese verkehrte Entwicklung unseres Städtebaus in einem halben Jahrhundert an Freude und an Freiheit eingebüßt hat, das habe ich niemals in so erschütternder Eindringlichkeit empfunden wie jetzt in Amerika. In Los Angeles drängen sich in der Innenstadt mit ihren Japaner-, Chinesen-, Mexikaner- und Negervierteln auch proletarische Haufen eng zusammen. Aber das ist doch nur ein dünner Bodensatz. Die übrigen wohnen im Lichte. Nach dem Zensus von 1920 kam in Los Angeles im Durchschnitt ein Wohnhaus schon auf 4.6 Personen, während die Familie durchschnittlich 3.6 Personen zählte. Von den im Jahre 1923 angemeldeten neuen Wohnhäusern waren annähernd 76 Prozent Einzelhäuser und 19 Prozent Doppelhäuser; nur 5 Prozent waren Etagenhäuser. Und selbst diese 19 Prozent Doppelhäuser — sie sind in Kalifornien, wo das einstöckige Haus vorherrscht, in der Regel nebeneinander gebaut, oft auch zu Gruppen von vieren oder sechsen zu einem sogenannten bungalow-court vereinigt, in anderen Gegenden sind sie mit besonderen Haustüren und Treppen für die beiden Etagen übereinander gebaut, wie wir es ja auch in manchen westfälischen Siedelungen

kennen — fielen schon auf; zwei Jahre vorher war die Verhältniszahl nur halb so groß. Der absolut vorherrschende Typ in Los Angeles ist das Einfamilienhaus, auch für den bessergestellten Arbeiter. Die Folge ist die gewaltige, rasend wachsende Ausdehnung der Stadt. Und so sieht man denn in riesigem Umkreise um sie herum die Terraingesellschaften wirken. Sie legen die neuen Siedelungen aus, bauen die asphaltierten Straßen, pflanzen die Palmen an ihren Rändern, legen die Wasserleitung, die Kanalisation, die Gas-, Elektrizitäts- und Telephonanschlüsse, und erst, wenn das alles fertig ist, verkaufen sie die einzelnen Bauplätze oder sie bauen auch selbst noch die Häuser, die sie dann schlüsselfertig abgeben. „Zu verkaufen“, „Zu vermieten“: hundertmal, tausendmal sieht man an Läden, an Häusern, an Grundstücken diese Inschriften. Alles ist Spekulation, alles spekuliert mit, mal gibt es einen Rückschlag, eine Stockung, aber bisher hat immer noch der Optimismus gesiegt.

Und so geht das in der Spekulationsluft dieser Stadt bis zur Küste, wo die gleiche Spekulation in der gleichen spekulativen Weise die Badeorte für sie anlegt. „Venedig“ heißt einer: da hat man künstlich ein kleines Lagunenstädtchen bauen, die Kanäle und den Rialto nachmachen wollen, aber Antonio und Shylock kamen nicht, es wurde wohl doch zu teuer. Andere dieser Terrainspekulationen sind umso besser gelungen, Meilen und Meilen lang erstrecken sich die von ihnen geschaffenen Orte. Und wenn Du glücklich ihren Rummelplätzen, ihrem Gassengewirr entronnen bist und Dich endlich in der Einsamkeit glaubst, einmal fern vom Dufte der

Spekulation, so findest Du in den Dünenbergen doch bald wieder die ersten Anfänge werdender Straßen eingezeichnet, und hinter einer Wegbiegung, an einer Stelle, an der nichts zu sehen ist als Sand und Gras und Himmel, schreit Dir ein großes Plakat das stolze Wort entgegen: „Hier ist der Mittelpunkt einer neuen Stadt!“

Die Besiedelung des Westens ist jung, darum sieht man hier so schulbuchmäßig deutlich im Werden, was weiter im Osten, in älteren Teilen des Landes schon eingewachsene, eingelebte Form geworden ist. Und doch war das Werden, ist heute noch das Wachsen der amerikanischen Städte in der Sache überall das gleiche hier wie dort. Ein paar Autostunden von Chicago liegen Städte, die genau wie Longview als künstliche Schöpfungen der Industrie ins Leben traten. Da ist Gary, die Eisenstadt, 1909 gegründet und 1924 schon 65 000 Einwohner zählend, mit ihrem formlos zusammengebauten Geschäftsviertel, mit ihren stillen Wohnvierteln, die Einzelhäuser im Grün der Bäume und Gärten eingebettet, genau so aussehend wie jede ältere amerikanische Stadt: aber draußen ist noch weiter Platz, und fertig asphaltierte Straßen führen nach allen Richtungen tief ins leere Land hinein und locken zum Bauen. Da ist eine noch jüngere Petroleumstadt: man sieht die Neuheit der Häuser, die ebenso wie die ganze ungeheure Werkanlage mitten in wertloses Sumpf- und Gebüschland hineingebaut sind, und wiederum ziehen sich durch diese Sümpfe und Büsche schon weithin die fertigen Straßen, bald werden auch dort die

Häuser stehen. Und da ist vor allem Chicago selbst! Hier seine Bevölkerungszahlen:

1870: 298 977

1890: 1 099 850

1910: 2 185 283

1924: 2 942 605

(dazu 1920 noch 499 596 in den Vororten).

Man sieht: seine Los Angeles-Zeit hat Chicago schon lange hinter sich, aber immer noch wächst es in wildem Tempo, und wild sind die Formen dieser Ausbreitung. Die Straße am Michigansee ist zu eng geworden für den riesigen Verkehr: da schüttet man kilometerweit ein breites Stück des Sees zu — dem das keinen Abbruch tut, denn er ist fast so groß wie Bayern — und gewinnt dadurch Neuland für einen pompösen Boulevard, für schöne Fußwege, große Golfplätze, einen Binnenhafen zum Segelsport usw. Auch andere Straßen müssen verbreitert werden: man reißt ganze Häuserreihen nieder oder man schneidet die Häuser in der Mitte durch und läßt sie in halber Breite stehen oder man rückt, wenn Platz da ist, die Häuser einfach ein paar Meter zurück. Denn das Versetzen der Häuser ist hier wie in ganz Amerika eine normale, von eigenen Firmen geschäftsmäßig betriebene Methode. Bei den gewöhnlichen Holzhäusern ist das sehr einfach. Sind sie zu groß, so zersägt man sie in zwei, drei Stücke, die man einzeln abtransportiert und nach dem Transport wieder zusammensetzt. Aber ich habe auch ein achtstöckiges steinernes Bürohaus gesehen, das man so versetzt hatte: das dauerte eine Reihe von Wochen, aber in dieser Zeit hielt man die Wasser-, Gas-, Elektrizitäts- und Telephonanschlüsse

dauernd aufrecht, so daß auch während des Transports in dem Hause weitergearbeitet werden konnte, als ob gar nichts geschähe! Bedenklichkeiten, technische Schwierigkeiten gibt es nicht in dieser Stadt, die ihr Gesicht dauernd wandelt im dauernden Menschenzuzug. 800 000 eingewanderte, nicht im Lande geborene Weiße und über 100 000 Neger zählte Chicago 1920, zusammen ein Drittel seiner damaligen Bevölkerung: das drängt und schiebt sich nun in rastlosem Gewimmel hintereinander. Denn im selbstgeschaffenen Ghetto wohnen alle diese fremden Nationalitäten zuerst abgesondert für sich, und wenn aus einem Viertel die eine fortzieht in ein besseres, nimmt die nächste ihren Platz ein, Deutsche, Ostjuden, Polen, Italiener, Mexikaner, zuletzt die Neger — wenn die herankommen, ziehen alle Weißen weg, in ganz kurzer Zeit werden dann die Straßen vollständig „schwarz“. Es gibt böse Viertel in dieser Stadt, besonders in der Umgebung der riesigen Schlachthäuser, deren Ausdünstungen weithin die Luft verpesten. Denn gegen die Macht und die Heiligkeit des Eigentums der großen Packerfirmen gibt es da noch kein Recht: ihnen gehört das Fließchen, das durch den Schlachthausdistrikt rinnt, da leiten sie unbekümmert ihre Abwässer hinein, mag der Duft dem armen Volk auch noch so scheußlich in die Nase steigen! Aber die Stadtverwaltung tut anderes, um zu helfen. Großartige Parks hat sie in den verschiedensten Stadtteilen angelegt, mit zoologischen Gärten, wundervollen Gewächshäusern, Plätzen für jeglichen Sport und Musikpavillons für öffentliche Konzerte, alles unentgeltlich zur Verfügung der Bevölkerung. Außerhalb der Stadt hat sie große Wälder angekauft, die nun als „forest reserves“

geschützt sind; da sind einfache Holztische aufgerichtet, Feuerplätze und Wasserleitungen angelegt, und zu Tausenden und aber Tausenden ziehen die Menschen nun hinaus, kochen ihre Mahlzeiten ab, machen Picknick und sind harmlos und vergnügt. Der See spendet das Freibad mitten in der Stadt. Vor allem: auch in den eng besiedelten Teilen sind die Straßen breit, die Wohnhäuser niedrig, kaum Mietskasernen — selbst in Chicago gab es 1920 335 777 Häuser für 623 912 Familien, kamen im Durchschnitt nur acht Personen auf ein Haus — nur downtown, im Distrikt der Banken, der Großgeschäfte, der Büros, recken sich die Reihen der Wolkenkratzer zehn, zwanzig, dreißig Stockwerke in die Höhe.

Die Wolkenkratzer — sie sind ja das erste, was der Fremde von Amerika sieht. In wüster Großartigkeit wie eine von Zyklopen aufgetürmte Burg ragt Manhattan dem in New York einfahrenden Schiffe entgegen; daß man noch nichts Einzelnes unterscheiden kann, daß man nur das Gesamtbild dieser ungeheuerlichen Anhäufung von Eisen-Zement-Konstruktion empfängt — hier eine Spitze, dort eine Kuppel, dort ein Rechteck, das eine Haus doppelt so hoch wie sein Nachbar, alles in phantastisch ungeordneter Planlosigkeit durcheinandergewürfelt — das verstärkt nur diesen Eindruck. Burgen des Heliand hat Wilhelm Schäfer die romanischen Dome der frommen deutschen Frühzeit genannt. Kathedralen des Handels nennen sich mit lästerlichem Zynismus diese Turmbauten. Und es paßt gut dazu, daß sie ihre Stillosigkeit oft auch noch mit angeklebtem gotischen Rankenwerk verzieren.

Gelegentlich steht dann ein armselig niedriges Kirchlein übrig geblieben auf dem Broadway; seine Turmspitze weist niemanden mehr nach oben. Und in Chicago hat man gar eine Kirche auf einen solchen Wolkenkratzer hinaufgebaut: im Parterre kann man Krawatten und Strohhüte kaufen, dann kommen zwölf Stockwerke mit Büros von Geschäftsfirmen jeglicher Art, im vierzehnten Stock gelangt man in die Kirche. Steingewordener Kapitalismus — diese Gebilde sind die Verkörperung seiner zügellosen Kraft.

In Wirklichkeit beginnt diese Wüstheit doch schon Vergangenheit zu werden. Der Wolkenkratzer ist in New York aus der Not heraus entstanden. Auf der schmalen Halbinsel der Hudsonmündung, die diesen einzigartigen Hafen bildet, mußte Raum für eine grandiose Zusammenziehung von Handels- und Bankunternehmungen geschaffen werden: da man nicht in die Breite konnte (denn der Raum war unvermehrbar), so mußte man in die Höhe. Andere amerikanische Städte haben das dann nachgeahmt, auch ohne solchen Zwang, zum Teil aus bloßer Großmannssucht; warum sollte Ytown nicht die Wolkenkratzer haben, die Xtown sich zulegte? Aber es ergab sich doch auch ein sachlicher Sinn. Der Hochbau ermöglichte die Zusammendrängung der Geschäftsviertel auf engem Raume; umso breiter konnte man dann die Wohnviertel auslegen. Denn für die Massen des Volkes sind die Wolkenkratzer nicht zum Wohnen, sie sind nur für die Arbeit. Für diese hat man so alles nahe beieinander. Von der Bank zur Börse, von der Office des Großhandelshauses zur Bank, zum Büro der Industrieverwaltung, des Anwalts, zum Klub für den Lunch hat man nur wenige Schritte

Weges, dann bringt der Expreßlift einen an Ort und Stelle. Das ist bequem, bedeutet Zeitersparnis, Rationalisierung. Und wie diese Rationalisierung einen Stil des Lebens formte — aus der örtlichen Trennung auch die zeitliche Scheidung von Arbeit und Freizeit, von Familie und Geschäft —, so formte sie auch allmählich einen neuen Stil des Bauens. Eine neue Architektur ist in den Hochbauten der amerikanischen Riesenstädte emporgewachsen, die sich immer stärker durchzusetzen beginnt. Wohl baut man auch heute noch verlogene gotische „Türme“, unproportionierte „Plätteisen“ und ähnliche Scheußlichkeiten. Und die Häßlichkeit der Mainstreets in großen und kleinen Städten — die wahllose Aneinanderreihung von Häusern jeglicher Höhe und Breite, jeglicher Stilart und Stillosigkeit — wird sicher noch lange nicht überwunden sein. Aber neben alledem entstehen jetzt einzeln und auch schon straßenweise Bauten von einer neuen großen Form, gigantisch in den Maßen, aber doch proportioniert, wirkliche Häuser mit wirklichem Sockel und wirklichem Dach — sachlich, wahrhaft, mit einer wunderbaren Uebereinstimmung von Zweck, Material und Ausdruck. Diese neue Kunst des Profanbaus für Hochhäuser, Bankpaläste, Bahnhöfe, Getreideelevatoren, für alle Notwendigkeiten der modernen Riesenstadt ist eine große, wirklich kulturelle Leistung Amerikas. Sie wird sicherlich weiterwirken auch nach Europa. Wer die Park-Avenue in New York gesehen hat, um nur dieses ein Beispiel zu nennen, der denkt an den Kurfürstendamm in Berlin nur noch mit Schauern. Auch aus der Millionenanhäufung von Menschen auf engem Raume erwächst so Schönheit!

Diese ungeheuerliche Menschenanhäufung New York aber, die mit ihren acht Millionen 1920 sogar London schon übertraf, ist nicht Amerika, ist nur die enge Eingangspforte für die Weite dieses Kontinents. Ein Viertel der Bewohner New Yorks (1 991 547) — und für die eigentliche Stadt, ohne die Vororte, ist der Prozentsatz noch viel größer — ist in Europa geboren, hier eingewandert und in dem Einwanderungshafen hängen geblieben. 480 000 Russen, zum größten Teil russische Juden: ihr Ghetto sieht hier nicht anders aus als in Wilna oder Whitechapel; 390 000 Italiener: in ihren Straßen flattert die Wäsche, zwischen den Häusern aufgehängt, genau so wie in Neapel; 200 000 Iren, 200 000 Deutsche, 150 000 Polen, 125 000 Oesterreicher — das und ein weiteres Gewimmel aller Nationalitäten, aller Rassen, aller Bekenntnisse, aller Farben lebt hier, abgesondert und eng zusammengepreßt, der Ausbeutung preisgegeben, um sich den Eintritt in das wirkliche Amerika noch zu erkämpfen, der oft erst den Kindern gelingt.

Das wirkliche Amerika, das liegt landeinwärts, in den Städten an und unter der Millionengrenze, in den Mittel- und Kleinstädten. An Orten freilich, in denen ein übermächtiges Industrieunternehmertum massenweise die fremden Arbeiter, weiße und schwarze, zu planmäßigem Lohndruck antransportiert, da werden die Menschen auch hier in üblen Slums zusammengepfercht. Da sind dann, wie zum Beispiel in manchen Teilen von Cleveland, die kleinen Häuser überfüllt mit jeglicher Art Volk; wo ursprünglich Raum zwischen den Häusern war, zwingt man nach hinten, zur Seite neue enge Behausungen dazwischen; man baut die Schober zu

Wohnungen aus, setzt zweite und dritte Stockwerke auf, und das Ende ist ein Gewinkel und Gewirr eng durcheinandergeschobener Gassen, am Abend überquellend von Kindern, von vernachlässigten Frauen in den weiten Jacken und den großen Umschlagtüchern ihrer ländlichen Heimat irgendwo im Osten Europas — das Ganze ein trübes Bild mißbrauchter Armut. Aber wo dieses erste Elendsstadium überwunden ist, da entwickelt sich ein ganz anderes Bild. Da entstehen Städte wie Milwaukee, das „deutsche“ Milwaukee im „deutschen“ Wisconsin. Im Flußtale eine mächtige Industrie, lang hingezogen eine große Anlage neben der anderen, aber nach den Seiten hügelig ansteigend bis zu dem wundervollen Ufer des Sees die weiten Züge der Wohnstraßen, die nichts mehr wissen von europäischer Kargheit und Enge. Fünf Zimmer und Küche, Bad, elektrisches Licht, Gas zum Kochen und die Garage an der Stelle, an der bei uns vielleicht der Kleintierstall stände — das ist, sobald man aus der gedrängten Innenstadt heraus ist, auch in den älteren, ärmeren Arbeitervierteln, in denen das Zweifamilienhaus hier vorherrscht, das übliche Maß. Polen wohnen in einem solchen Bezirk — wann hätte Herr Klabustensky, der jetzt hier vielleicht in einer der großen Gerbereien arbeitet, sich im alten Europa jemals solches erträumt? Die neuen Stadtteile aber, die sich anschließen, Quartiere für die reiche Oberschicht, für den Mittelstand, für die Arbeiter, sind schon wie eine richtige Gartenstadt, schmucke Einzelhäuser in Licht und in Freiheit.

Das ist Amerika. Denn ähnlich — mit den geringen Unterschieden, die hier oder dort die Lage am Fluß, am See, am

Gebirge bedingt — ist das Bild ungefähr aller amerikanischen Städte. Ob sie eine halbe Million, ob sie hunderttausend, ob sie zehntausend Einwohner zählen, im Grunde sind sie alle einander gleich, vom Osten bis zum Westen. Gleich ist ihre Anlage, gleich ist selbst die Bauart des Hauses. Nur in Kalifornien lebt die Erinnerung an die spanische Zeit noch in den Bungalows, den einstöckigen, gradwandigen, fensterarmen Häusern mit dem flachen Dach. Aber auch dort steht dazwischen immer wieder das colonial house, das mit seiner Veranda zu ebener Erde und den dünnen Säulen davor, die das Giebeldach tragen, stets dasselbe ist von der Vorstadt New Yorks bis zum Stillen Ozean. Und auch wo ein neuerer, individuellerer Stil sich durchzusetzen beginnt, sind es dieselben Ansätze, dieselben Versuche von einer Küste zur anderen.

Das macht: die amerikanischen Städte haben nicht Vergangenheit, nur Gegenwart und Zukunft. Siedlungen sind sie im kolonialen Neuland, Kolonialstädte für Kolonisten. Und Kolonisten sind die Menschen hier noch, auch wenn ihre Vorfahren schon vor Generationen Bürger des Landes waren. Kolonial, nicht europäisch ist ihr Verhältnis auch zu der Stadt, in der sie leben, und zu dem Hause, das ihnen Schutz gibt.

„Wir bauen nicht Heime, sondern Spekulationsobjekte,“ klagte mir ein kluger Gelehrter in Chicago. Und es war mir wie eine Illustration dieses bitteren Wortes, als mir am selben Abend ein reicher Geschäftsmann, Besitzer eines der schönst-

gelegenen Häuser in dieser Riesenstadt, mit ruhiger Sachlichkeit auseinandersetzte, wie sich der Wert des Bodens in seiner Gegend im Laufe weniger Jahre vervielfacht hatte: in ein paar Jahren werde er wohl umziehen müssen, aber dann werde er nicht nur gratis gewohnt, sondern noch ein beträchtliches Stück Geld dazu verdient haben. Auch das Eigenhaus gibt eben im Koloniallande keine Stetigkeit, keine Seßhaftigkeit. Man kann ja gar nicht wohnen bleiben, wenn rund herum statt der Villen und Gärten Geschäftshäuser emporschießen. Aber man bringt diesen Wandel im Gesicht der Stadt bewußt mit in den Voranschlag — und je mehr man ihn beschleunigen kann, desto mehr beschleunigt man auch den erwarteten eigenen Spekulationsgewinn am Boden. In einer kleinen Stadt hatten ein paar Privatleute das Land für die Errichtung einer Universität geschenkt, und eine Gedenktafel überliefert nun kommenden Generationen ihre Namen. „Sie haben ein sehr gutes Geschäft gemacht,“ meinte der Professor, der mich herumführte, „denn der große Bodenbesitz, den sie behielten, bekam natürlich überhaupt erst durch die Errichtung dieser Anstalt einen Wert!“ Daher denn auch die mächtige, mit großen Privatmitteln ausgestattete Reklame, die die Städte für sich entfalten. Gewöhnlich ist die Handelskammer die Organisation dafür. Ihr gehören dann nicht nur die Geschäftsleute an, sondern, vor allem in den kleineren Städten, auch Aerzte, Anwälte, Professoren usw.: in diesem privaten Kreise werden dann Pläne entworfen, Projekte bearbeitet, Kampagnen gestartet. Die Handelskammer von San Franzisko hat in einem Jahre 400 000 Dollar aufgewendet, um die Stadt (deren Herr-

lichkeit dessen nicht bedürfen sollte!) zu inserieren. Man wollte damit der Propaganda von Los Angeles begegnen; und in Portland klagte man mir dann umgekehrt, daß man mit solchen Aufwendungen von San Franzisko nicht Schritt halten könne! Lokalpatriotismus und Privatspekulation, sie liegen auf derselben Ebene, laufen in prächtiger Harmonie nebeneinander her. Und daß es bisher immer aufwärts ging, daß also die Spekulation auf den Zuwachs eigentlich stets des Erfolges sicher sein konnte, das gibt natürlich diesem ganzen Getriebe einen mächtigen Anreiz. In New York sah ich einen riesigen neuen Bankpalast, einen Wolkenkratzer von — ich weiß es nicht genau — fünfzehn oder fünfundzwanzig Stockwerken. Es war alles darin für das Tagesleben der hier Tätigen, nicht nur, wie es die Regel ist, große Speise- und Klubräume, Lese- und Krankenzimmer, sondern auch ein großer hoher Saal mit Bühne für Kino-, Theater-, Musik-, Vortrags- und Tanzveranstaltungen und auf dem Dache Tennis- und sonstige Spielplätze für die Angestellten. Aber vom ersten Stock fuhr man mit dem Lift direkt in den vierten; der zweite und dritte Stock dieses Riesenhauses waren noch ganz leer — diesen gewaltigen und wirklich nicht billigen Raum hielt man sich in Reserve für die künftige Geschäftsausdehnung. Auch ein Symbol amerikanischer Stadtentwicklung!

Aber es ist nicht nur die Spekulation. Etwas anderes, Tieferes kommt hinzu, was dieser Unstetigkeit des amerikanischen Stadtbürgers — dieser Unstetigkeit trotz des Hauses, in dem er wohnt und das er sehr oft auch als Eigentümer besitzt — zugrunde liegt. In „Mainstreet“, dem vielgelesenen Roman

von Sinclair Lewis, stehen darüber ein paar aufschlußreiche Sätze:

„Der Bürger der Prairie treibt immer westwärts. Vielleicht, weil er der Erbe alter Wanderungen ist — und vielleicht, weil er in seinem eigenen Geiste so wenig Abenteuer findet, daß er sich getrieben fühlt, das Abenteuer zu suchen, indem er sein Gesichtsfeld wechselt. Die Städte bleiben unverändert, aber die individuellen Gesichter wechseln wie die Klassen in der Schule. Der Juwelier von Gopher Prairie verkauft aus — aus keinem sichtbaren Grund, und zieht weiter nach Alberta oder dem Staat Washington, um einen Laden zu eröffnen, genau wie seinen früheren, in einer Stadt genau wie die, die er verlassen hat. Es gibt außer bei den Intellektuellen und bei den reichen Leuten wenig Beständigkeit, in der Wohnung wie in der Beschäftigung. Ein Mann wird Farmer, Materialwarenhändler, Stadtpolizist, Garagenbesitzer, Restaurateur, Postmeister, Versicherungsagent und nach allem wieder Farmer, und die Gemeinschaft erträgt mehr oder weniger geduldig seinen Mangel an Kenntnissen für jedes dieser Experimente.“

Von der Rastlosigkeit, der inneren Unruhe des Amerikaners, von der diese Sätze sprechen, wird weiterhin nochmals die Rede sein müssen; sie ist mit der Unbefriedigtheit und der inneren Leere, die sie aufdeckt, ein sehr wichtiges Kennzeichen für die geistige und soziale Lage des Amerikaners von heute. Hier ist dies nur erwähnt, um einem Irrtum vorzubeugen, dem für europäische Vorstellungen naheliegenden Irrtum nämlich, daß die weite Ausbreitung des Einzelhauses in Amerika auch Selbsthaftigkeit, Wurzel-

haftigkeit bedeute. Das ist nicht der Fall. Diese Holzhäuser sind nicht die traditionserfüllten, erinnerungsreichen Wohnstätten aufeinanderfolgender Geschlechter. Daß sie bequem und praktisch seien, mit den besten und letzten Einrichtungen für Küche, Heizung, Bad und jegliche häusliche Verrichtung, das ist die Hauptsache. Auch das Eigenhaus wird leichten Herzens gegen ein moderneres, größeres, bessergelegenes eingetauscht, wenn die Mittel es erlauben. Es ist eine dauernde Wanderung von einem Stadtteil zum nächsten, von einer Stadt zur anderen. Auch das Haus ist für die Gegenwart.

Daß häusliche Hilfe nur sehr schwer und nur mit sehr hohen Kosten zu erlangen ist, hat die Apartmenthäuser stärker in Aufnahme gebracht. Das sind oft Riesenhäuser mit einer großen Zahl von kleinen Wohnungen, je nach der Preislage ausgerüstet mit allen erdenkbaren Erleichterungen, um die Mühe der Haushaltsführung auf ein Minimum zu reduzieren; in manchen bekommt man diese Wohnungen auch möbliert, in manchen wird die Hauptmahlzeit auch aus gemeinsamer Küche geliefert, das ist dann der Uebergang zum Wohnhotel. Aber diese Wohnform ist für Alleinstehende, für ältere Leute, deren Kinder aus dem Hause sind. Für die Kinder wird das Einzelhaus erstrebt — bewußt um der Kinder willen. Das ist einer der großen Antriebe zu der intensiven Arbeit Amerikas. Und zwar in allen Schichten. Oft hört man klagen, daß der amerikanische Arbeiter nicht spare, daß er den hohen Lohn ausgabe, den er erziele, und dann im Alter doch mittellos dastehe. Aber zum mindesten für das Haus wird wirklich gespart, wenn der Arbeiter es mit niedriger

Anzahlung kauft und dann in Monatsraten Zinsen und Tilgung für den Rest bezahlt.

Der Amerikaner will das Haus für seine Kinder. Das gibt der Arbeit einen Sinn und ein Ziel. Und dieses Ziel ist in einem für deutsche Begriffe unvorstellbaren Maße erreichbar gewesen. Nach einer amtlichen Statistik bewohnten im Jahre 1920 24351676 Familien 20697204 Häuser. 85 Häuser kamen danach auf 100 Familien im Durchschnitt der Vereinigten Staaten. Ohne New York, wo 15.5 Personen durchschnittlich in einem Hause wohnten (in dem Stadtteil Manhattan sogar 30.2), wäre das Bild sogar noch günstiger. Eine andere, ebenfalls amtliche Statistik aber berichtet über das Besitzverhältnis an den Häusern, und es ergab sich: 12.95 Millionen waren gemietet, 10.58 Millionen aber waren im Eigenbesitz, und auch von diesen nur 4.06 Millionen mit Hypotheken belastet, 6.52 Millionen aber schuldenfrei. Diese Tatsachen sind von höchster Bedeutung für das ganze amerikanische Leben — eines der großen Symbole amerikanischer Prosperität.

DIE BESIEDELUNG DES LANDES

Dem Amerikaner erscheint Deutschland wie ein einziger Garten. Staunend sieht er hier die liebevolle Sorgfalt, mit der jedes Fleckchen unserer Erde angepflanzt und bearbeitet ist. Dann aber reckt er sich, und indem er auf die Unermeßlichkeit seines menschenleeren Landes weist, fühlt er die Weite seines Lebens und die Jugend seines Staates.

Wohl ist auch für Amerika die Zeit vorbei, in der, wie Sombart es gesagt hat, jedem Bürger dieses Landes die Flucht in die Freiheit offen stand. Das war damals, als die weiten Gebiete des Westens noch unerschlossen dalagen und nach dem Heimstättenrecht jeder auf ihnen siedeln konnte, der das Land bebauen wollte, und der dann nur vier Jahre darauf zu leben brauchte, um einen freien Hof von 160 Acres (gleich 64 Hektar) als Eigentum zu besitzen. In jener Zeit muß in der Tat, wie es in einem Bericht des Landwirtschaftsdepartments heißt, der Ueberfluß an Land das beherrschende Merkmal amerikanischen wirtschaftlichen Lebens gewesen sein, bestimmend für das Denken und für das wirtschaftliche Verhalten der Einzelnen wie der Gesamtheit. Welches Gefühl der Unabhängigkeit in dem Gedanken, daß der Mann ja nur hinauszugehen brauchte mit Weib und

Kind, um sich mit seinen Fäusten den Raum zum Leben zu schaffen! Welcher Anreiz für die Abenteuerlust, den Wagemut! Das ist vorbei. Das freie Land, das heute noch vorhanden ist, liegt weit ab vom Verkehr und den Möglichkeiten der Bewirtschaftung. Die erste Besiedelung des Landes ist praktisch seit dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts beendet. Die Erde ist fortgegeben auch hier.

Ein Zaubermittel freilich hat Amerika auch heute noch, um sich neuen Raum zu schaffen, so groß ungefähr wie die gesamte Ackeranbaufläche Deutschlands. Dieses Zaubermittel heißt Irrigation: aus der Oede der Prairie, aus dem gelben Wüstensande schafft es neues, üppiges Leben.

Man sieht es wie ein wirkliches Wunder, wenn man aus der grandiosen Fruchtbarkeit des weiten Mississippitales, dem Hauptgebiet des amerikanischen Mais- und Weizenanbaus, in dem Farm an Farm sich aneinanderreihet, hinausfährt nach Westen, von Kansas nach Kolorado. Stunden, Stunden, Stunden fährt dann die Bahn durch ein Land, in dem das Leben fast verdorrt erscheint. Steppe, nichts als Steppe, das niedrige Gras schon im Mai vor Trockenheit gelb; in langen Abständen einmal eine Farm, mit dem Versuche, wenigstens durch ein paar Bäume um das Haus die menschliche Wohnung anzudeuten; gelegentlich auch einmal eine kleine Stadt im grellen Sonnenlicht des schattenlosen Himmels; und dann wieder eine Farm, ein Holzhaus und ein paar Holzschuppen, die Maschinen offen neben dem Haus auf dem Felde; warum auch nicht, es wird ja doch nicht regnen!

Plötzlich ist man dann, ohne es zu begreifen, in Denver. Mitten aus der wasserlosen Prairie erhebt sich eine Stadt von 270 000 Einwohnern, mit Industrie und großer Handelsbetriebsamkeit, mit schönen Parks, Baumalleen, Blumen und grünen Rasenterrassen vor den (hier wie meistens) zaunlosen Häusern. Das Land um sie herum in weitem Kreise aber bietet ein ebenso rätselhaftes Bild. Da sind große Felder mit Weizen, mit Luzerne, mit Kartoffeln in bestem Stande, reiche Gemüse- und Obstgärten, und dazwischen immer wieder öde Landstücke, auf denen überhaupt nichts wächst. Das ist die künstliche Bewässerung. Oben im Felsengebirge fließt der Strom, und noch von viel weiter her, von jenseits der Rocky Mountains, bringt man in großen Tunnelbauten Wasser zu seiner Ergänzung heran. Diesem Wasser ist alles zu danken, was es hier an Leben gibt. Schon oben teilt man es in Kanäle, die es in verschiedenen Richtungen fortführen, und von diesen großen Kanälen aus wird es in immer kleinere Rinnsale aufgeteilt, bis es schließlich in fest abgegrenzten Mengen auf die einzelnen Felder geführt wird. Dazwischen sind Seen angelegt, um zur Zeit der Schneeschmelze das Wasser aufzubewahren bis zum Ende des Sommers. Breit und kräftig ist oben der Fluß — unten aber zeigt nur ein ausgetrocknetes, mit Steingeröll bedecktes Flußbett, wo er in der Regenzeit weiterfließen sollte, im Sommer ist all sein Wasser aufgebraucht, um Stadt und Land zu befruchten. Denn jeder Baum, jedes Rasenstück ist in Denver gepflanzt, nichts ist von selber gewachsen; und wer von den Landbesitzern draußen sich diesem Bewässerungssystem nicht angeschlossen hat, durch Uebernahme von

Anteilen der Kanalgesellschaften und durch Zahlung von Beiträgen zu ihren Kosten, dessen Land trägt in wasserarmen Jahren keine Frucht.

So Kolorado. Und noch großartiger Kalifornien. Durch Neu-Mexiko und Arizona fährt die Bahn durch immer wüstenähnlicher werdendes Land. Mit 2,9 Einwohnern auf die Quadratmeile sind diese beiden Staaten fast die dünnstbevölkerten der ganzen Union. Schließlich sieht man im gelben Sande, den auch kein Graswuchs mehr deckt, nur noch Kakteen, die ihre gelben Blütenstauden der Sonne entgegenstrecken. Eine gewaltige Oede; erhebt sich ein Wind, so trägt er Staubwolken über das Land, als wollte er auch den letzten Rest von Leben hier noch ersticken. Dann aber entstehen aus der Wüste plötzlich Gärten des Südens. Unvermittelt breiten sich Weinfelder und Orangenplantagen aus, in geraden Linien ausgerichtet, in langen Reihen von Bäumen gleicher Größe und gleicher Form, in dem dunklen Grün die gelben Früchte leuchtend. Zuerst stehen sie noch vereinzelt, immer wieder unterbrochen von großen Flächen mit nichts als Gestrüpp, ohne Bearbeitung, ohne Ertrag, unbewässertes Land zwischen dem bewässerten. Aber dann wird die Bewässerung immer regelmäßiger, immer beherrschender, bis das Land daliegt wie ein einziges Paradies, das Wasser und Sonne aus dem Wüstensande hervorzaubern.

14 Millionen Acres Land waren bis 1909 durch die Irrigation gewonnen, weitere 5 Millionen waren schon in dem folgenden Jahrzehnt hinzugekommen, und für noch weitere 7 Millionen reichen die damals schon vorhandenen Bewässerungsanlagen

aus; diese 26 Millionen Acres aber waren erst die Hälfte dessen, was nach den neuesten Schätzungen insgesamt in den Vereinigten Staaten durch Bewässerung gewonnen werden könnte, denn diese Schätzungen lauten auf 51 Millionen Acres gleich mehr als 20 Millionen Hektar. Die Bewässerung selbst aber wird immer rationeller, technisch immer vollkommener. Sind die „ditches“ in Kolorado noch meistens einfache Erdgräben, in denen ein sehr beträchtlicher Teil des kostbaren Wassers nutzlos verdunstet oder versickert, so daß man schätzungsweise nur ein Drittel des möglichen Nutzeffektes erzielt, — so hat man in Kalifornien schon in größtem Stile zementierte Gräben oder Röhrenleitungen, die dann die ganze Pflanzung durchziehen, dazu elektrische Hebeanlagen, wo es nottut. Wo aber das nicht rentiert, hat man das System der trockenen Farmen, auf denen man den Regen des einen Jahres durch Umpflügen und Eggen nach Möglichkeit dem Boden erhält, um ihn nur alle zwei Jahre zu bestellen. Kostspielig freilich sind die Bearbeitungsmethoden. Doch werden diese Kosten zum Teil wenigstens dadurch ausgeglichen, daß dafür auch die Ernte in voller Sicherheit, ohne die Gefahr verderblicher Regengüsse hereingebracht werden kann. Und der Boden ist fruchtbar unter der Sonne.

Noch ist ja auch das übrige Land bei weitem nicht voll benutzt. Von den 1903 Millionen Acres, über die Amerika verfügt, waren 1919: 483 Millionen Waldland, von denen etwa die Hälfte auch für Weidezwecke brauchbar war; 587 Millionen waren Trockenweide und Steppe und 231 Millionen

Grasland; 122 Millionen Acres nahmen die Städte und Wege ein, oder sie waren unbrauchbare Wüste; 480 Millionen endlich waren Farmland, aber eigentliches Ernteland unter dem Pfluge waren auch davon nur 365 Millionen. Dieses Ernteland könnte nach einer Schätzung des Landwirtschafts-Departments bei äußerster Benutzung aller physischen Möglichkeiten fast auf den dreifachen Raum, auf 973 Millionen Acres, erweitert werden. Aber heute besagt die Statistik des Gegenwartzustandes noch nicht einmal, daß das schon zubereitete Ackerland auch wirklich benutzt sei. Die Farmen sind groß und der Menschen sind wenig. So sind sie nicht auf volle Verwendung des Landes erpicht — nicht höchster Ertrag auf den Hektar Land, wie bei uns, sondern höchster Ertrag auf den Kopf der am Lande tätigen Menschen ist heute noch, auch dies ein Charakteristikum der Kolonialwirtschaft, der Stolz des Amerikaners. Hat er mehr Land, als er bestellen kann, so läßt er einen Teil davon ausruhen für das nächste Jahr; auch die Dünger-Verwendung ist ja erst im Anfang, man hat sie noch nicht nötig gehabt. Und wie riesige Flüsse in diesem Lande noch unreguliert sind, weil es ja bei diesem Reichtum an Land nicht so viel ausmacht, ob der Fluß einmal ein Stück davon überschwemmt — als ein grandioses Stück Natur strömt er dann dahin in der wundervollen Einsamkeit des unbefahrenen Wassers — so sieht man im Farmlande auch immer wieder unbenutzte Landstücke, die der menschlichen Arbeit harren.

Im Augenblick ist allerdings die amerikanische Landwirtschaft nicht auf Ausdehnung, sondern eher auf Einschränkung ihres Anbaues bedacht. Schwer leidet sie, wenn auch der schlimmste Tiefstand*) schon überwunden ist, unter den Wirkungen des Krieges und der Weltagrarkrise, die ihm folgte. Der Weizenanbau war während des Krieges von 47 Millionen auf 75 Millionen Acres gesteigert worden; 1924 war er auf 58 Millionen reduziert, immer fast noch ein Viertel mehr als vor dem Kriege; immer noch erzeugt Amerika mehr Weizen, als es mit Nutzen absetzen kann. Die Schwächung der Kaufkraft Mitteleuropas rächt sich schwer an dem amerikanischen Farmer. Er am deutlichsten ist sich bewußt, daß die Gesundung Europas die Voraussetzung seiner Gesundung ist. Im Kriege hatten die hohen Lebensmittelpreise zu einer gewaltigen Landspekulation mit gewaltig gestiegenen Landpreisen geführt, dann kam der Rückschlag. Der Preis für den Acre kultivierten Farmlandes im Durchschnitt der Vereinigten Staaten stieg von 58 Dollar 1912 auf 107 Dollar 1920, um 1924 auf 78 Dollar zu fallen; in Iowa, dem reichsten Landwirtschaftsstaate, ging in den gleichen Jahren die Entwicklung von 106 auf 255 und wieder herunter auf 170 Dollar. Und diese höchst spekulative Preisentwicklung war begleitet

*) Es betrug der geschätzte Wert der Farmproduktion in den charakteristischen Jahren

	Ernte	Tierische Erzeugnisse	Zusammen nach Abzug der verfütterten Ernteteile
	alles in Millionen Dollar		
1913 (Friedensstand)	6 133	3 717	7 119
1919 (höchst. Nachkriegsstand)	15 423	8 364	17 810
1921 (Tiefstand)	6 934	5 468	9 922
1925 (Erholung)	9 953	6 111	12 204

von einer gewaltigen Vermehrung der hypothekarischen Verschuldung, die von 1910 bis 1920 im Durchschnitt der Vereinigten Staaten von 9.99 auf 17.50, in Iowa allein von 26.63 auf 63.19 Dollar pro Acre anwuchs. Wer im Kriege zu hohem Preise und mit starker Anspannung des Kredits Land gekauft hatte, der kam zuerst unter die Räder; die gesamte amerikanische Landwirtschaft aber litt schwer unter der bekannten Preisschere, dem Mißverhältnis zwischen den Preisen der landwirtschaftlichen und der industriellen Erzeugnisse. So klagt der Landwirtschaftssekretär in seinem letztjährigen Bericht, daß in fünfzehn Weizen- und Maisstaaten 8½ Prozent der Farmeigentümer ihr Land an ihre Gläubiger verloren und weitere 14,5 Prozent tatsächlich bankrott waren, daß 1922 nur 86,3 Prozent der bewohnbaren Farmhäuser mit Farmern besetzt waren, gegen 88,4 Prozent 1921 und 89,7 Prozent 1920 — daß in dem einen Jahre 1922 1 120 000 Menschen, fast 3,6 Prozent der landwirtschaftlichen Bevölkerung, vom Lande in die Stadt abgewandert seien.

Diese Wanderung hat allerdings mannigfache Ursachen. Sie ist zugleich ein Ausdruck für die starke Nachfrage nach Industriearbeitern in der Stadt — eine Nachfrage, die sich nach der gewaltsamen Fesselung der Einwanderung nun vor allem an die Menschenreserven des Landes wendet. Hatte sich der Lohnindex für Stadt- und Farmlöhne bis 1920 genau gleich entwickelt, auf 226 und 223 Prozent des Friedensstandes, so sank die Lohnhöhe in der Stadt 1922 nur auf 201, auf dem Lande dagegen auf 139; der Unterschied des Be-

darfs wird hierin deutlich. Diese Wanderung ist ferner eine Folge der wachsenden Maschinisierung der Landwirtschaft, die, besonders durch die Verwendung des Traktors, in den letzten zehn Jahren einen riesenhaften Aufschwung genommen hat, mit dem Ergebnis, daß die Zahl der Zugtiere in der Landwirtschaft (also der Pferde und Maulesel, denn niemand pflügt hier mit Ochsen) schon jetzt eine stark sichtbare Verminderung erfahren hat, entsprechend auch die Verwendung lohnarbeitender Menschen. Vor allem aber ist diese Wanderung von der landwirtschaftlichen in die städtische Arbeit, sobald die Veränderung der Konjunktur den Anreiz dazu bietet, ein höchst charakteristischer Ausdruck für die Geistesart des amerikanischen Farmers. Es sind ja nicht nur Arbeiter, die die höhere Verdienstmöglichkeit in die Stadt und ihre Fabriken lockt. In einem großen landwirtschaftlichen College, dem Mittelpunkt des landwirtschaftlichen Unterrichts in einem der wichtigsten landwirtschaftlichen Staaten, wurde mir erzählt, daß in den letzten Jahren der landwirtschaftlichen Krise die Zahl der Studierenden beträchtlich zurückgegangen war. Die Farmersöhne blieben aus. Aber nicht etwa deshalb, weil ihnen das Geld zur Ausbildung gefehlt hätte. Sie studierten auch jetzt. Nur wurden sie nicht Landwirte, sondern Ingenieure oder sonst etwas derart: wozu sich für die Landwirtschaft vorbereiten, wenn die Verdienstmöglichkeiten in andern Berufen so viel besser schienen!

So ist es mit allem. Der amerikanische Farmer ist auch als Farmer Geschäftsmann. Es ist nicht der tiefe Unterschied zwischen ihm und dem Städter wie bei uns, nicht in der Lebensführung, nicht in der äußeren Erscheinung, nicht in

der geistigen Haltung. Er bewirtschaftet seine Farm wie eine Fabrik. Darum die bereitwillige Benutzung aller technischen Hilfsmittel, deren Rentabilität ihm glaubhaft erscheint. Darum die überaus weit gediehene Spezialisierung: den deutschen Bauernhof mit dem ganzen Mikrokosmos seiner Mannigfaltigkeit, mit Kühen, Schweinen, Geflügel, mit Getreide-, Kartoffel- und Futteräckern, mit Gemüsebau und Garten, mit Eier-, Milch-, Butter- und Käseverkauf findet man in Amerika nur ganz vereinzelt; die Einheitsfarm ist die Regel, hier die Rindviehfarm mit dem Maisbau, dort die Schweinefarm, die Weizenfarm, die Hühnerfarm, die Obstfarm usw., oft auch dies noch untergeteilt und sehr häufig derartig spezialisiert, daß der Farmer auch die sämtlichen Lebensmittel für den eigenen Haushalt kaufen muß. Der amerikanische Farmer will nicht nur sein Leben verdienen (und zwar eine Lebenshaltung auf dem „amerikanischen Standard“), sondern er will Geld verdienen. Mit dem Erzeugnis der Farm, wenn es geht; mit einer anderen Tätigkeit, wenn es da besser geht; und durch den Verkauf der Farm, wenn er damit einen ernsthaften Kapitalgewinn machen kann, am liebsten. Dann wandert er weiter, nach der Stadt oder dorthin, wo die Landwirtschaft noch weniger entwickelt, das Land noch billiger ist, wo er mit seinen Erfahrungen wieder eine Farm ausbauen und — verkaufsreif machen kann. Die Schollenverbundenheit des deutschen Bauers, der mit Zähnen und Krallen seinen Boden für seine Kinder festhält, ist dem rationalisierten Kolonisten (und zwar auch demjenigen deutscher Abstammung) fremd. In einem Staate wie Kansas, der vor siebzig Jahren der Besiedelung ge-

öffnet wurde, haben in den letzten vierzehn Jahren jährlich 2½ Prozent des Bodens den Besitzer gewechselt, seit 1910 also rund ein Drittel des Gesamtlandes. Allerdings sind hierbei auch die Fälle mitgezählt, in denen beim Tode des Vaters (das Erbrecht der Kinder ist gleich) ein Sohn die übrigen Geschwister auskaufte. Aber nach dem Zensus von 1920 waren unter den 6 448 343 Farmen, die es insgesamt damals gab, nur 2 184 391, also nur ein Drittel, auf denen die Farmer länger als zehn Jahre gesessen hatten, sowie weitere 1 086 458, deren Bewirtschafter fünf bis neun Jahre die gleiche Farm innehatten: mehr als die Hälfte aller Farmen war also weniger als fünf Jahre in derselben Hand. Das Bild wird etwas stabiler, wenn man Eigentümer- und Pächterfarmen trennt. Denn der Wechsel ist bei den letzteren noch sehr viel größer als bei den ersteren. Aber auch von den 3 925 090 Farmen, die von ihren Eigentümern selber bewirtschaftet wurden, waren 1920 nur 1 924 265, also gerade die Hälfte, zehn Jahre und länger in der Hand des gleichen Besitzers. In dem einen Jahre 1923/24 haben in den Vereinigten Staaten ungefähr 7 Prozent der Farmen den Eigentümer gewechselt und ungefähr 14 Prozent (Besitzer und Pächter zusammengerechnet) den Bewirtschafter. Es ist, wie in den Städten, auch in der Landwirtschaft noch ein dauerndes Wandern.

Unter diesen Umständen ist die Frage der Besitzverteilung erst recht von allergrößter Wichtigkeit zur Beurteilung der Besiedelung des Landes. Ihr Bild zeigt die nachstehende

Tabelle — es ist auf den ersten Blick einfach erschütternd. Um 60 Prozent ist in den letzten vierzig Jahren (richtiger in den letzten dreißig Jahren, denn in dem Jahrzehnt 1910 bis 1920 war die Vermehrung nur noch gering) die Zahl der Farmen gewachsen. Aber die Zahl der Eigentümer, die sie bewirtschafteten, zeigt eine Vermehrung nur um etwa 34 Prozent, also um wenig mehr als die Hälfte. Dafür aber erscheint die Zahl der Pächter auf das Zweieinhalbfache des Bestandes von 1880 angewachsen. Ihre Vermehrung ging erheblich schneller als die der Eigentümer vor sich. Fast 40 Prozent der Farmbewirtschafteter (gegen 25 Prozent im Jahre 1880) saßen 1920 auf fremdem Eigentum, wobei die landwirtschaftlichen Arbeiter ohne Landbesitz noch unge-rechnet blieben.

	Zahl der Farmer	Farmen bewirtschaftet von				auf 1000 Farm-Be- wirtschaft- ter kamen Pächter
		Eigen- tümern u. Ver- waltern	Eigen- tümern	Ver- waltern	Pächtern	
1880	4 008 907	2 984 306	—	—	1 024 601	256
1890	4 564 641	3 269 728	—	—	1 294 913	284
1900	5 737 372	3 712 408	3 653 323	59 085	2 024 964	353
1910	6 361 502	4 006 826	3 948 722	48 104	2 354 676	370
1920	6 448 343	3 993 539	3 925 090*	68 449	2 454 804	381

Die Frage, ob in dem jungbesiedelten, menschenleeren Amerika etwa schon so kurze Zeit nach beendigter Land-erschließung eine drückende Abhängigkeit großer landbe-arbeitender Schichten entstanden sei, ist also brennend. Sie

*) Von diesen waren 558 580 auch nur Teilbesitzer, die zu ihrem eigenen Lande noch weiteres hinzugepachtet hatten.

hat sowohl das Landwirtschafts- wie das Handelsdepartment zu eingehenden Untersuchungen veranlaßt, die aber zu sehr viel hoffnungsvolleren Schlüssen gelangten, und zwar im wesentlichen aus folgenden Gründen:

Von den 2½ Millionen Pächtern kamen 1½ Millionen auf den Süden. Der aber war bis zum Bürgerkriege das Land der großen, mit schwarzen Sklaven bewirtschafteten Plantagen. Und wenn heute unter hundert landbewirtschaftenden Schwarzen 75.2 Pächter sind (gegen 33.2 unter den eingeborenen und 18.9 unter den fremd geborenen Weißen), so nicht deshalb, weil aus besitzenden Negern Pächter geworden wären, sondern umgekehrt, weil aus Negersklaven Pächter wurden. In diesem Falle (und ähnlich steht es mit einem Teil der Weißen im Süden) bedeutet also das Pachtverhältnis nicht eine Verdrängung vom Eigentum, sondern vielmehr eine andere Form des Arbeitsverhältnisses. Vor allem die sogenannten „Croppers“ sind unter den besonderen Verhältnissen des Südens im Grunde Erntearbeiter im Akkordlohn: sie arbeiten unter der Aufsicht des Landeigentümers und erhalten dafür einen Anteil an der Ernte. Es ist eigentlich mehr eine juristische als eine wirtschaftliche Konstruktion, wenn dieses Verhältnis in die Form gekleidet ist, daß die großen Plantagen in eine Anzahl von kleineren Farmen aufgeteilt wurden und daß auf diesen Farmen die Croppers als Pächter sitzen, die dem Verpächter ihre Pacht mit einem bestimmten Teil des Ernteertrages entrichten. Selbständige Bewirtschafter sind sie in Wirklichkeit nicht.

Auch außerhalb des Südens ist in einem Teil der Fälle die Verpachtung des Landes mehr der Weg, Arbeiter auf das

Land zu bringen und sie dort zu halten: würde man das Pachtverhältnis beseitigen, so würden in diesen Fällen hier wie dort nicht Besitzer, sondern Arbeiter im Lohnverhältnis an die Stelle der jetzigen Pächter treten. Ein gewisses Maß dauernder Pachtung besteht also, vor allem im Süden, in wesentlich geringerem Umfange auch im Norden. Aber das entscheidende Gesamturteil ist doch dieses, daß „außerhalb des Südens — wo das Cropper-Pachtsystem weit vorherrscht, besonders unter den farbigen Farmbewirtschaftern — kein Anzeichen für das Vorhandensein einer großen Gruppe von Farmern vorhanden ist, deren Dauerstand derjenige des Pächters wäre. Im Gegenteil, der Augenschein lehrt, daß Pachtung im allgemeinen ein nützlicher Weg ist, sich dem Volleigentum zu nähern. Sie ist tatsächlich ein Teil der landwirtschaftlichen Leiter. In den letzten zwei Jahrzehnten gab es auch kein alarmierendes Ansteigen der Pachtungen. Und die in den Zahlen sichtbare Vermehrung der Pachtungen ist in der Hauptsache der großen Erhöhung der Landwerte zuzuschreiben, die die Tendenz hat, etwas die Zeit zu verlängern, die der junge Farmer braucht, um die Ersparnisse anzusammeln für den Erwerb einer Farm.“

Der Aufstieg auf der landwirtschaftlichen Leiter! Er wird deutlich, wenn man die verschiedenen Gruppen nach ihrem Alter betrachtet. Denn in je höhere Altersstufen man gelangt, desto geringer wird prozentuell die Zahl der Pächter, desto höher die Zahl der selbstwirtschaftenden Besitzer. In den beiden ersten Altersstufen (unter 25 und von 25 bis

34 Jahren) überwiegt die Zahl der Pächter weit; in der ersten gibt es nur 22,8, in der zweiten auch erst 42,2 Prozent Besitzer. Aber dann kehrt sich das Verhältnis vollständig um, in der Altersstufe von 35 bis 44 Jahren ist die Zahl der Pächter schon auf 39,8 Prozent heruntergegangen, dann sinkt sie in den nächsten Stufen auf 20,7 und 16,5 Prozent. Die jungen Farmer sind in der großen Mehrzahl Pächter, die älteren dagegen Eigentümer, das ist das Bild. Mehr noch: je älter der Farmer wird, desto mehr befreit er sich auch von der Schuldenlast. Die große Masse der Hypotheken liegt auf den jungen Schultern. Von den Farmern zwischen 45 und 54 Jahren (und zwar von allen Farmern, einschließlich der Pächter) waren 69 Prozent Eigentümer und 37,6 Prozent waren auch schon schuldenfreie Eigentümer ohne Hypothek auf ihren Farmen, und diese Zahl stieg in den beiden folgenden Altersstufen auf 51,2 und auf 64,1 Prozent. Ja sogar in der wachsenden Größe des Farmbesitzes läßt sich diese Leiter verfolgen. Auf den kleinen Farmen unter 20 und von 20 bis 49 Acres stehen die jungen Farmer zahlenmäßig an der Spitze. Aber bei den Farmen von 50 bis 99 Acres führt die Altersstufe von 35 bis 44 und bei den größeren Farmen die Altersstufe von 45 bis 54 Jahren, je größer die Farm wird, desto weiter der Vorsprung dieser Altersklasse. Und das alles sind Durchschnittszahlen für das ganze Land; scheidet man den Süden aus, so wird das Bild noch wesentlich günstiger. Daß es sich aber wirklich um Aufstieg auf der Leiter handelt, erweist schließlich noch eine dritte Zahlenreihe. Das letzte Volkszählungsschema enthielt auch die Frage an die Farmbesitzer, ob sie vor dem Erwerb der Farm

als Landarbeiter oder als Pächter tätig gewesen waren. 3½ von den 4 Millionen Besitzern beantworteten diese Frage, und es ergab sich, daß tatsächlich 34.7 Prozent von ihnen als landwirtschaftliche Lohnarbeiter, 44.3 Prozent aber als Pächter begonnen hatten. Von denen, die 1910 Pächter gewesen waren, wurden bis 1920 ungefähr 28 Prozent und, wenn man die normale Todesrate mit berücksichtigt, über 33 Prozent Eigentümer; scheidet man den Süden aus, so erhöht sich dieser Prozentsatz sogar auf 47 und 53.6 Prozent. Einige Einzeluntersuchungen bestätigen dies in sehr interessanter Weise. In drei Townships (etwa unserem Dorfbezirk entsprechend) in Kansas hatten 5.9 Prozent der gegenwärtigen Besitzer ihre Farmen durch Erbschaft erlangt, 13.7 Prozent als Siedler unter dem Heimstättengesetz, die restlichen 80.4 Prozent aber hatten sie gekauft und zwar drei Viertel von diesen mit einer Anzahlung von durchschnittlich 44 Prozent. In fünf anderen Townships in Illinois waren 15.5 Prozent Erbfälle und 69 Prozent Käufe mit einer Anzahlung von durchschnittlich 27 Prozent, die restlichen 15.5 Prozent hatten den vollen Preis beim Kauf bezahlt. In der großen Mehrheit der hier untersuchten Fälle hatten die Leute als Lohnarbeiter begonnen oder einige Jahre in der väterlichen Farm gearbeitet. Auf diese Weise erlangten sie genügend Kapital, um Pächter zu werden. Handelt es sich um junge Leute, die in der väterlichen Farm arbeiten, so ist der übliche Weg der, daß der Vater den Sohn, wenn er heiratet, „in dem Geschäft als Pächter etabliert. In anderen Fällen beginnen die jungen Leute, nachdem sie etwas Kapital aus ihren Lohneinnahmen angesammelt haben, als Pächter und

suchen da genug zu sparen, um die erste Zahlung auf die Farm zu machen, während sie für den Rest eine Hypothek aufnehmen. In der Mehrzahl der Fälle werden diese Hypotheken dann langsam getilgt und der Farmer erlangt in einer vorgeschritteneren Periode seines Lebens das schuldenfreie Eigentum.“ So ist, sagt die Untersuchung des Handelsdepartments, auch jetzt noch „Pachtung in den Vereinigten Staaten, besonders im Norden, in großem Umfange ein vorübergehender Zustand; die Farmeigentümer rekrutieren sich dauernd aus den Reihen der Pächter und Arbeiter, und eine landwirtschaftliche Laufbahn in den Vereinigten Staaten ist wesentlich eine wirtschaftliche Stufenleiter, mehr als ein Leben beständiger Mühe auf derselben wirtschaftlichen Ebene ohne Gelegenheit des Aufstiegs über den Ausgangspunkt . . . Der amerikanische Farmer verbringt in der großen Mehrzahl der Fälle den späteren Teil seines Lebens als ein unabhängiger Eigentümer“.

Denn, und dies ist das Entscheidende: es gibt in Amerika — immer vom Süden abgesehen — noch keinen Großgrundbesitz, der das Land festhielte und dadurch den Aufstrebenden den Zugang zum Boden versperrte. Der Bildung einer Landaristokratie, wie sie in mannigfachen Formen auf den europäischen Völkern lastet und wie sie von Europa aus sich im amerikanischen Süden auf Plantagen- und Sklavenwirtschaft aufbaute, ist die koloniale Atmosphäre des amerikanischen Nordens immer entgegengesetzt gewesen. Soziales Ansehen, soziale Vorrechte bringt der Landbesitz nicht. Der Betrieb der Landwirtschaft ist ein Geschäft wie jedes andere und gilt genau so viel wie jedes andere Ge-

schafft. Der materielle Erfolg entscheidet, auch über den sozialen Rang. Und materieller Erfolg war hier in Handel und Industrie bisher noch leichter und schneller zu gewinnen als in der Landwirtschaft. Damit fehlte aber auch der materielle Anreiz zur Konzentration großen Landbesitzes. Er wäre bei der herrschenden gleichen Erbteilung ohnehin nicht so leicht zu erhalten gewesen. Die Bewirtschaftung mit Lohnarbeitern aber war schwer und unsicher, die Rentabilitäts-Chancen nicht größer, die Spekulations-Chancen nicht fesselnder als in den mannigfachen, sonst vorhandenen Gelegenheiten. Eine sehr umfangreiche Spekulation in Land ist, wie schon erwähnt, vorhanden. Und die ist auch eine der Ursachen für die Vermehrung der Pachten, weil sie in Erwartung des Gewinnes aus dem Bodenpreise, auf den sie abzielt, den Pachtpreis niedrig bemißt, um zunächst überhaupt Verzinsung zu haben. Aber diese Landspekulation ist doch in der Hauptsache Nachbarschaftsspekulation, von Farmern selbst oder von Leuten aus den Städten der Gegend, die ebenso gut Oelaktien kaufen könnten, nicht in großem Stile, nicht auf lange Sicht, nicht mit weiten Zielen. Großen Landbesitz haben, neben der öffentlichen Hand, zum Teil noch die Eisenbahngesellschaften, denen er als Beihilfe zum Beginn des Bahnbaues verliehen wurde: deren Ziel ist die Besiedelung, wenn die Wertsteigerung des Bodens ihnen genügend groß erscheinen mag; daneben noch Holz- und Bergwerksunternehmungen, von denen sicherlich ähnliches gilt. Dieser Großbesitz ist also keine soziale Gefahr. So ergibt denn auch die Untersuchung des Landwirtschafts-Departments über die Besitzer der Pachtländereien, daß mehr als

ein Drittel dieser Landbesitzer selbst noch landwirtschaftlich tätig waren; nahezu ein zweites Drittel waren Farmer, die sich zurückgezogen hatten, der Rest waren meistens Landbankiers, Kaufleute und Intellektuelle in den Landstädten, die entweder durch Erbschaft oder Heirat oder durch Kauf für Anlage- oder Spekulationszwecke in den Besitz der Farmen gekommen waren; fünfzehn Prozent dieser Besitzer waren Frauen, meistens Witwen oder Töchter verstorbener Farmer. Absentismus und Besitzkonzentration fehlen nicht ganz. Aber noch halten sie sich in mäßigen Grenzen. Und ein sehr beträchtlicher Teil der Pächter sind einfach Söhne oder sonstige Verwandte des Landbesitzers, die mit der Pacht Zins und Tilgung bezahlen, um so allmählich die Farm selbst in Eigentum zu übernehmen. Der Aufstieg zum Eigentum ist natürlich schwerer, je mehr Kapital durch die gestiegenen Bodenpreise und durch die vermehrte maschinelle Ausrüstung dafür erforderlich ist. „Mit nichts anzufangen und etwas daraus zu machen, war“, so schließt die Untersuchung des Handelsdepartments, „die typische Idee der Pionierzeit. Die ursprünglichen Siedler nahmen ein Stück Wildnis oder Prairie und machten es zu einer Farm; und für eine oder zwei Generationen war der Landvorrat in der weiteren Wildnis oder der fernerer Prairie groß genug, so daß die eingerichteten Farmen im Verhältnis zu ihrem Ertrage kaum sehr hohen Kapitalwert erreichten. Aber die Pionierzeit ist jetzt vorbei, und die Idee der Gegenwart ist, etwas von Wert zu nehmen und diesen Wert zu vermehren oder einen Zusatzwert daraus zu erzeugen.“

Es ist nicht mehr die unbegrenzte Fülle wie in der Zeit des Freilandes. Das Land hat einen Marktwert erhalten. Und dieser Wert ist stark gestiegen. Mehr Kapital als früher, auch mehr als vor einem Jahrzehnt, ist zur Selbständigkeit erforderlich. Der Farmersohn, der das Land erbt, kommt leichter zum Landbesitz als der neu von draußen Kommende. Aber noch immer ist Raum zum Aufstieg auf der Leiter. Noch immer ist Freiheit.

DER LEBENSRAUM DES AMERIKANERS

Von dem Lebensraum des amerikanischen Menschen, von dem äußeren Raum zunächst, habe ich damit ein Bild zu geben versucht. Kolonial war das Wachstum seiner Zahl:

1850:	23.19	Millionen	Menschen
1870:	38.56	"	"
1900:	75.99	"	"
1910:	91.97	"	"
1920:	105.71	"	"
1925:	113.49	"	"

Und dieses Wachstum ist noch dauernd groß, trotz Einwanderungsbeschränkung und Geburtenbeschränkung. Das Tempo hat sich verlangsamt, von 35.6 Prozent in dem Jahrzehnt 1850/59 auf 21 Prozent 1900/10 und auf 14.9 Prozent 1910/20. Aber das folgende letzte Jahrzehnt zeigt ein Beharren auf dieser Zuwachsrates; manche amerikanischen Statistiker rechnen mit einer Bevölkerung von 150 Millionen für das Jahre 1952. Hier die Verteilung dieser Menschenmassen auf Stadt und Land (in Millionen):

	1900	1910	1920
Städtische Bevölkerung	30.80	42.17	54.30
Ländliche Bevölkerung	45.20	49.81	51.41
Anteil der städtischen an der Gesamtbevölkerung	40.2 %	45.8 %	51.4 %

Man sieht: die städtische Bevölkerung ist in den letzten zwanzig Jahren viel schneller gewachsen als die ländliche, die von 1910 bis 1920 nur noch ganz unbedeutend wuchs und, wie oben berichtet, nach der Krise von 1921 zeitweise sogar eine sehr starke Abwanderung zu verzeichnen hatte. Waren die Städter bis 1910 noch die allerdings immer stärker aufsteigende Minderheit, so hatten sie 1920 zum erstenmal schon die Mehrheit. Und dabei waren sogar unter den 51½ Millionen Menschen, die die Statistik für dieses Jahr als ländliche Bevölkerung verzeichnet, auch nur 31.61 Millionen wirkliche Farmbevölkerung.

Also eine schwere Zusammenpressung der Menschen auf engem Raume trotz der Weite des Landes? Zum Teil gewiß, in den Riesenstädten; ich habe davon gesprochen. Und trotzdem ganz und gar nicht so, wie man es aus den Zahlen ablesen möchte, wenn man nur deutsche, europäische Verhältnisse vor Augen hat.

Denn selbst in den Riesenstädten lebt ja ein großer Teil der Bevölkerung schon in der isolierenden Stille des Landes. Die Stadt ist für diese Menschen nur Arbeitsplatz, kaum noch Stätte des Vergnügens, geschweige denn des Lebens. Kommt man aber in die kleineren Städte, so verschimmt immer mehr der Unterschied zwischen Stadt und Land. Die Statistik führt irre, indem sie als Städter alles rechnet, was in Plätzen von mehr als 2500 Einwohnern wohnt. Denn ein großer Teil dieser kleinen Städte — und sie können eine ganz beträchtliche Zahl von Einwohnern haben und doch klein sein! — ist seinem Wesen nach nicht Stadt, sondern Land. Einsam, vereinzelt liegen sie in der riesigen Eintönigkeit der Felder,

der Steppen — in weitem Umkreise um sie herum nichts anderes als ebenso einsame, ebenso vereinzelte Städte wie sie. Und einsam, vereinzelt liegen in ihnen die kleinen Häuser wie die Farmhäuser im angrenzenden Lande, in das sie übergehen fast ohne Scheidungslinie — was sind sie viel anderes als Farmhäuser, die ihnen oft genug ja auch äußerlich gleichen.

Dies ist der äußere Lebensraum eines ganz großen Teiles des amerikanischen Menschen: in Freiheit und in Hoffnung kann er leben, aber auch in Einsamkeit und in Leere — die er dann ausfüllen mag oder nicht, nach seinen Kräften!

D A S A U T O

Die Einsamkeit innerlich auszufüllen ist ohne Zweifel sehr viel schwerer, als sie äußerlich zu überwinden, sie vergessen zu machen. Dem Durchschnittsamerikaner (wie dem Durchschnittseuropäer von heute!) liegt jedenfalls das zweite mehr als das erste. Darum kam hier die Einführung des Autos dem tatsächlichen Bedürfnis in einem Maße entgegen, das sich aus dem Grade seiner Benutzung ablesen läßt. Es betrug nämlich der Gasolin-(Benzin-)Verbrauch in den Vereinigten Staaten 1923: 6685 Millionen Gallonen, das sind 303.70 Millionen Hektoliter gleich 275 Liter pro Kopf der Bevölkerung — mithin noch etwas mehr als der Bierverbrauch in Bayern, der sich im Friedensjahr 1912 auf 238 Liter pro Kopf belief, während der Durchschnittsdeutsche sich schon damals mit rund 100 Litern Betriebsstoff — Bier, nicht Benzin! — im Jahre begnügte. Der Bücherverbrauch ist in beiden Ländern vor wie nach dem Kriege kleiner gewesen.

In der Tat hat das Auto das Leben des Amerikaners so weitgehend umgeformt, daß die Menschen dort sich heute kaum noch vorstellen können, wie dieses Leben früher eigentlich ausgesehen hatte. Früher, das heißt bevor ihnen die Heilsbotschaft kam, deren allgemeine Annahme Herrn Ford zum

reichsten Manne Amerikas machte; denn sein Vermögen wird von Sachkundigen heute auf 400 Millionen Dollar geschätzt. „Ford — seven thousands more since yesterday,“ so verkündeten, während ich drüben war, durch den ganzen Kontinent die riesigen dunkelblauen Plakate mit der weißen Schrift: siebentausend Fords, das soll diese Reklame mitteilen, werden jeden Tag neu hergestellt und in den Verkehr gebracht. Und dazu kommen in fast noch einmal der gleichen Zahl die Massen der bequemer, schöneren und wertvolleren Autos der verschiedensten Marken, die wirklichen Autos, wie die besseren Leute sagen, die zwischen dem Fordwagen und dem Auto scharf unterscheiden und deren soziales Selbstgefühl sich in der Qualität ihrer Wagen ausdrückt. Diese ganze Entwicklung aber ist das Produkt der letzten fünfzehn, eigentlich nur der letzten zehn Jahre gewesen. Die Herstellung von Personenautos in Amerika betrug 1910 nur 181 000 Stück und auch 1913 erst 461 500; dann stieg sie bis 1919 auf 1 657 652 und unter nochmaliger Verdoppelung 1923 auf 3 485 298 Stück*). Die Zahl ist nicht ganz leicht vorzustellen, vielleicht eher ihr Wert, der 2302½ Millionen Dollar betrug: was also besagt, daß nach Abzug eines Exports von 90.70 Millionen Dollar die 110 bis 113 Millionen Menschen in den Vereinigten Staaten in dem

*) Im Vorbeigehen sei hier die Zahl der Telephonanschlüsse angemerkt. Sie betrug in den Vereinigten Staaten 1902: 2.37 Millionen, 1917: 11.72 und 1922: 14.35 Millionen. Sodaß nach dem letzten Vergleich auf je 100 Einwohner in New York 19.9 Telephonanschlüsse entfielen, in Chicago 23.8, in San Franzisko 25.9, dagegen in London 5.1, Paris 6.3, Berlin 9.3. Von sehr großer Bedeutung ist die außerordentlich starke und rasche Zunahme, die die Benutzung des Telephons durch die Farmer in den letzten Jahren dauernd erfahren hat.

einen Jahre eine Summe von 9290 Millionen Mark für neue Personenautomobile ausgegeben haben; nur für die neuen Wagen wohlgemerkt, denn die Kosten für den Betrieb der alten sind ja in dieser Summe nicht enthalten. Auch nicht die 402 408 Lastautos mit einem Wert von 296 Millionen Dollar, die in dem Jahre 1923 ebenfalls hergestellt wurden. Und ebensowenig die riesigen Summen, die die Union, die Staaten und Gemeinden alljährlich für eine wahrhaft großartige Erweiterung und Verbesserung des Straßennetzes aufwenden — mit dem Ergebnis, daß es nicht mehr lange dauern wird, bis man durch den ganzen amerikanischen Kontinent vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean, quer durch Wüsten und Gebirge nicht nur überhaupt mit dem Auto wird fahren können (denn das kann man bereits sehr gut), sondern von Anfang bis zu Ende auf festgebauten, zementierten und geteerten, also staubfreien, breiten Straßen, die man schon jetzt auf riesigen Strecken im ganzen Lande findet, genau so, wie man durch das ganze Land hindurch, nicht nur in den großen Städten in Abständen von wenigen Minuten, sondern tatsächlich in jedem Nest der Prairie und des Hochgebirges und an allen Straßen die gleichmäßig eingerichteten Tankstellen der Oelgesellschaften antrifft, in denen man Benzin einfüllen und kleine Reparaturen vornehmen kann. Die Zahl der Unglücksfälle ist freilich trotz aller Verkehrsförderung und -regulierung noch enorm. Auf 22 600 Tote, 678 000 ernst Verletzte und 600 Millionen Dollar Geldschaden hat eine von dem Staatssekretär Hoover präsierte Kommission die Opfer der Straßenunglücke für das Jahr 1923 berechnet. Und 85 Prozent

aller dieser Unglücksfälle kamen auf die Automobile. Im Jahre 1924 gab es durch Automobilunfälle allein 450 000 Verletzte und 19 000 Tote — das sind 52 Tote täglich —, unter diesen 5700 Kinder. Diese Opfer einzuschränken ist das heiße Bemühen aller Beteiligten. An der Verbesserung der Verkehrsordnung wird dauernd gearbeitet. Und auf die öffentliche Belehrung und Warnung wird viele Mühe verwandt: one was killed here, hier ist ein Mensch umgekommen — das liest man in Chicago an vielen Straßenecken auf Schildern, die sowohl Fahrer wie Fußgänger zur Vorsicht mahnen sollen. Aber zur gleichen Zeit geht die Ausdehnung des Autoverkehrs unaufhaltsam weiter. Es ist eine vollgültige neue Form des Personen- und für kürzere Strecken auch des Güterverkehrs, die sich hier entwickelt neben dem Eisenbahnverkehr. Und es liegt in dieser Entwicklungslinie, daß die Eisenbahngesellschaften selbst diese neue Form bereits zu ihrer Ergänzung ebenfalls benutzen, indem sie Autolinien für die Zubringerstraßen einrichten und auf den Hauptstrecken dafür die Zahl der Haltestellen vermindern und das dafür bisher gebrauchte Personal und sonstige Kosten ersparen. Auf 17.73 Millionen Stück wird, vielleicht etwas übertreibend, die Zahl der 1924 in Amerika vorhandenen Autos geschätzt, was ein Auto auf jeden sechsten Amerikaner ergäbe, während die gesamte übrige Welt sich mit 3.63 Millionen, also wenig mehr als dem fünften Teil des amerikanischen Umlaufs begnügte — und dabei gibt es kluge Leute in Amerika, die allen Ernstes behaupten, daß dieser ganze Aufwand volkswirtschaftlich überhaupt nichts gekostet habe, weil die ganzen Kosten

volkswirtschaftlich eingebracht worden seien durch die Steigerung der Produktion, die das Auto mit der schnelleren Ueberwindung des Raumes, mit der Ersparnis an Zeit und der Intensivierung der Kraft ermöglicht habe.

Das gilt nicht für das Innere von New York, denn dessen phantastisch überfüllte Straßenschluchten haben in bestimmten Stunden, wenn die riesigen Arbeitshäuser ihre Zehntausende von Insassen einschlucken oder ausspeien, kaum für das Geschiebe der Fußgänger Raum. Da ist für das Auto kein Platz. Wer hier vorwärts kommen will, kann es nur in der Subway, unter der Erde. Aber in Chicago, das noch keine Untergrundbahn hat, kann man sehen, was wirklich amerikanischer Autoverkehr ist. Riesenbreit die Straßen, die von der City nach den Wohndistrikten führen; aber in den Stunden vor Beginn und nach Schluß der Geschäftszeit ist es hier wie eine Prozession von Automobilen. Kilometerlang erstreckt sich dann der ununterbrochene Zug, je vier Reihen von Wagen nebeneinander in beiden Richtungen, im gleichen Tempo, in geschlossener Ordnung, bis er sich draußen allmählich auflösen kann. Jetzt baut man in Chicago die neuen Hauptverkehrsstraßen so, daß sie in beiden Richtungen für je sechs, stellenweise für je acht Wagen Raum bieten, insgesamt also für zwölf oder gar sechzehn Autos nebeneinander, in der Mitte durch eine Allee für Fußgänger getrennt und an beiden Seiten natürlich von Bürgersteigen eingefast; damit hofft man für die nächsten fünf Jahre wieder Ruhe zu haben, länger nicht. Und gar am Sonntag außerhalb der Stadt! Der kluge Mann bricht morgens um vier Uhr auf, dann hat er zunächst wenigstens freie Bahn.

Aber schon gegen Mittag ist das zu Ende. Und wenn man gar so unvorsichtig ist, bis zum späteren Nachmittag draußen zu bleiben, so kommt man unrettbar in den „Traffic“ hinein, in den unendlichen Zug der Sonntagsfahrer, in dem es kein Ausbrechen und kein Ueberholen mehr gibt, weil jedes Fleckchen Straße ausgefüllt ist; dann braucht man zur Heimfahrt die doppelte Zeit wie zur Ausfahrt. In den Mittelstädten ist das Straßenbild fast noch stärker durch das Auto bestimmt. Da stehen in den inneren Straßen die ganze Geschäftszeit hindurch die dichten Reihen, ein Wagen immer neben dem anderen, auf beiden Seiten der Straße, deren halbe Breite dadurch ausgefüllt ist. Und das Kunststück für den neu Anfahrenden ist, überhaupt noch einen Platz für seinen Wagen zu finden. Oft muß man fünf, selbst zehn Minuten weiter fahren, um solch einen Platz zum „Parking“ zu ergattern. Das ist dann die einzige Entschuldigung für Unpünktlichkeit, zugleich die einzige Gelegenheit für den Städter, seine Beine zum Gehen zu gebrauchen. Denn wenn er nicht wenigstens diese Entfernung zu Fuß zurücklegen müßte, würde er das Gehen überhaupt verlernen; wo Platz ist, kurbelt er sein Auto an, auch wenn er nur ein paar Dutzend Meter weit von einer Ecke zur anderen will.

Von größter unmittelbar praktischer Bedeutung ist das Auto für den Farmer geworden. Für sein Leben bedeutete es wirklich eine Revolution. Es befreit ihn aus der Isolierung, bringt ihn in regelmäßige Beziehungen zur Umwelt, ähnelt seine Lebensformen um einen weiteren wichtigen Grad denen

des Städters an. Denn faktisch jeder Farmer in Amerika hat jetzt sein Auto. Ueberall, selbst in den entlegensten Teilen des Landes, selbst auf den primitivsten Farmen der Prairie und der Wüste, sieht man das Auto, die Garage neben dem Farmhaus. Und oft, so wurde mir erzählt, könne man beobachten, wie jemand eine neue Farm errichtet: dann packt er die Familie und die notwendigsten Sachen in das Auto, fährt damit auf sein Land und wohnt in dem Auto, bis er sein Haus fertig gebaut hat; das erste aber, was er baut, ist die Garage. Mit dem Auto kommt der Farmer häufiger in die Stadt, besucht mehr andere Menschen, sieht und hört mehr: in einem Umkreise von fünfzig Meilen kann er bequem Verkehr pflegen, am Leben der Organisationen, der Klubs und was es sonst noch gibt, teilnehmen. Wie das Radio — für den Städter nur eine neue Quelle der Zerstreuung — für den amerikanischen Farmer tatsächlich eine wichtige Förderung geworden ist, weil es ihm, mag er auch noch so abseits liegen, täglich zu bestimmter Stunde die Marktberichte und andere Nachrichten von Bedeutung ins Haus spricht, nach denen er in seiner Wirtschaftsführung disponieren kann, so noch viel mehr das Auto. Farmland, das früher Tage entfernt war, ist jetzt nur Stunden entfernt; zur Werterhöhung des Landes hat auch dies sein Teil beigetragen. Aber unendlich wichtiger ist doch die Wertsteigerung des Lebens gewesen.

Und eine Wertsteigerung des Lebens ist das Auto für das Bewußtsein des amerikanischen Menschen überhaupt. Der

Amerikaner (von Ausnahmen natürlich abgesehen) wandert nicht in der Natur. Unser Rucksack-Idyll schätzt er nicht, weder für seine Füße noch für seinen Rücken. Er spielt Golf oder Tennis, wobei ihm der Ball wichtiger ist als die Sonne. Kommt er aber einmal in die großen Wunderstätten seines Landes — das, anstelle dessen, was ihm an Schätzen alter Kultur mangelt, die Schätze alter, geheimnisvoller Natur für das ehrfürchtige Staunen der Menschen aufbewahrt — so wird seine Bewunderung so bequem wie vollständig organisiert. In Scharen wird er in die Omnibusse verfrachtet und nach wohlausgearbeitetem Plane herumgefahren. An besonderen Punkten aber darf er aussteigen und der Führer bedeutet ihm: hier können Sie jetzt zehn Minuten lang „how pretty“ und „is'nt that wonderful“ sagen. (In wörtlicher Uebersetzung lautet sein Spruch: dies ist der so-und-so-Wasserfall, so und so viel Meter hoch, ich gebe Ihnen hier zehn Minuten, vergessen Sie die Nummer Ihres Wagens nicht, dies ist Wagen Nr. 213.) In der Tat sind die Dimensionen dieses Landes im allgemeinen für Fußwanderungen zu groß. Der Yellowstone-Park z. B. hat den Umfang des Freistaates Hessen und noch ein Achtel mehr. Und selbst in den großartigsten Gegenden fährt man stundenweise doch immer wieder durch völlig gleichbleibende Strecken, ohne Abwechslung und ohne Ausblick, alles ist so weit, auseinandergezogen — ermüdend und unlohnend für den, der diese Strecken zu Fuß überwinden sollte. So führt eigentlich erst das Auto den Amerikaner regelmäßig in die Natur. Und in der kurzen Zeit eines Jahrzehnts hat er für dieses out of door-Leben feste Formen, einen wirklichen Stil entwickelt,

höchst bezeichnend für sein naturburschenhaftes, handfestes Anpacken und seine Lust an harmloser Freude.

Ueberall, wo immer man auch sei, kann man es am Sonntag beobachten. Da stehen am Gebirge oder am Meeresstrand, an Flüssen, Seen und Wäldern die Autos allein oder in Gruppen, Zelte davor ausgespannt, und um beides herum die Menschen ruhend, kochend und spielend. So sind sie in einfachster Sportkleidung, Männer, Frauen und Kinder oft in den gleichen billigen und praktischen Overalls, am Samstagnachmittag, wenn die Arbeit ruht, herausgefahren, haben, wo es ihnen gefiel, in dem mitgenommenen Zelt ihr Nachtlager aufgeschlagen, reichliches Kochgeschirr und Lebensmittel haben sie im Auto in aller Bequemlichkeit bei sich, wenn es ihnen Spaß macht, packen sie auf und machen an einer anderen Stelle von neuem halt — so verbringen sie die anderthalb Tage in der Natur, in frischer Luft, gesund, bequem, billig und vergnügt. Dies aber ist allgemeine Sitte nicht nur für das Weekend. Ein immer größerer Teil des Volkes benutzt diese Art des Reisens auch für die sommerlichen Erholungswochen. Und das ist umso wichtiger, weil sie in Amerika im allgemeinen kürzer bemessen sind als bei uns. In den großen Unternehmungen haben die Angestellten bis zum Direktor herauf gewöhnlich nur vierzehn Tage Urlaub; längere Pausen sind den höheren Angestellten erlaubt, doch erhalten sie für die Ueberzeit dann kein Gehalt; tatsächlich, so wurde mir vielerorts erzählt, entschließen sich die meisten Männer nur schwer zu längerer Unterbrechung der Arbeit. Früher war es in breiten, besser gestellten Schichten die Regel, daß die Frauen mit den Kindern

aufs Land gingen und der Mann inzwischen in der Stadt weiter verdiente. Das Reisen im Auto (das der Mann natürlich selber lenkt, wie ja auch sehr viele Frauen ihr eigenes Auto haben und selbst chauffieren) bringt jetzt die Familien mehr zu gemeinsamer Erholung.

Und dafür hat sich das allgemeine Bedürfnis nun auch die Einrichtungen geschaffen. Man braucht Platz zum Lagern; denn das Land, soweit es nicht dem Staate gehört, ist doch Privatbesitz, auf dem man sich nicht ohne weiteres häuslich niederlassen kann. Und außerdem braucht man, wenn man länger unterwegs ist, auch Sauberkeit und etwas Komfort; denn daran ist man nun einmal gewöhnt, es zu entbehren, wäre weder gesund noch vergnüglich. Das heißt, man braucht außer dem Trinkwasser auch saubere Toiletten und Bäder oder doch Duschen, braucht Gelegenheit, um etwas Wäsche zu waschen, braucht womöglich Gas zum bequemeren Kochen und elektrisches Licht für den Abend. So entstanden, zahllos über das ganze Land verbreitet, die Camps der mannigfaltigsten Art. Manchmal bieten sie, von den Besitzern der Tankstellen eingerichtet, die außer dem Benzin auch noch etwas Lebensmittel und Getränke verkaufen, nichts anderes als eine Wasserzapfstelle und ein paar Holztische und -bänke. An den größeren, weniger primitiven Camps aber, die die Gemeinden oder die Forstverwaltungen hergestellt haben, findet man für ein Lagergeld von ein paar Cents schon alle die genannten Bequemlichkeiten. Und weil man ja nicht nur in die Natur fahren, sondern auf dieselbe Weise unterwegs auch die Städte besuchen will, so haben die Stadtverwaltungen am Rande der Städte erst recht

schöne Camps aufgeführt, in denen der Autotourist nicht nur die erwähnten Notwendigkeiten findet, sondern auch eine leichte Holz- oder Zelthütte zum Wohnen für ihn und seinen Wagen. Das sind dann lustige, luftige Lagerstädte vor der Stadt, sauber, behaglich, zum Verweilen einladend und von lauter Fröhlichkeit erfüllt, entweder ganz umsonst oder für ein minimales Entgelt zu benutzen. Natürlich bereiten die Städte damit den Hotels Konkurrenz. Aber diese Reisenden würden die Hotels doch nicht benutzen, weil sie das Geld dafür nicht ausgeben wollen; und die Städte wünschen den Besuch der Fremden, die ihnen ja doch direkt oder indirekt Nutzen bringen. Vor allem: die Leute wollen es nun einmal so haben, sie beanspruchen die Möglichkeiten, um in dieser zwanglosen und billigen Form nach ihrer Lust zu reisen. So schafft man das, was die Nachfrage fordert. Und das geht so weit, daß in den wichtigsten der großen Nationalparks, die im Jahre 1923 zusammen von mehr als sechs Millionen Menschen besucht wurden, neben den luxuriösen Hotels solche Camps auch für diejenigen Reisenden errichtet sind, die der großen Entfernung wegen mit der Eisenbahn kommen. Da schläft man in Zelten, die einfach, aber mit peinlicher Sauberkeit ausgestattet sind, erhält für billiges Geld vorzügliche Verpflegung, hört abends bei einem Lagerfeuer ein bißchen Musik oder tanzt in der großen hölzernen Halle. Der Deutsche möchte glauben, daß er plötzlich in einem deutschen Jugendlager sei. Aber es sind um ihn herum Menschen jeglichen Alters, jeglichen Standes und jeglichen Geldbeutels. Sie haben nur alle Steifheit und Ernsthaftigkeit zu Hause gelassen, sie suchen nichts als harmloses Vergnügt-

sein. Und da alle sich in der gleichen Sicherheit der Haltung, in natürlicher Selbstorganisation und in der selbstverständlichen Rücksichtnahme des demokratisch gleichberechtigten Bürgers eines demokratischen Gemeinwesens in die geringen Notwendigkeiten des Gemeinschaftslebens einfügen, verschwinden alle Standesunterschiede im Camping, fühlt jeder sich wohl und am richtigen Platze.

„Das Automobil“, heißt es in einer Rede des Staatssekretärs Hoover, „ist nicht länger ein Luxus, es ist eine absolute Notwendigkeit. Es gab dem amerikanischen Volke ein Mehr an recreation, efficiency und vision. Wahrscheinlich 75 Prozent unseres Volkes nehmen teil an seinem Gebrauch“. Die drei englischen Worte sind nicht zu verdeutschen; der Leser wird fühlen, wie viel in ihrer Prägnanz ausgedrückt ist. Sicherlich entspricht das Auto in besonderem Maße auch wieder der Rastlosigkeit, der inneren Unruhe des Amerikaners, der immer etwas zu tun haben muß und der alles, selbst die Muße und das Vergnügen, schnell und eilig hinter sich bringen will. Viele, die den Sonntag über am Lenkrad gesessen haben, wissen am nächsten Morgen in der Tat nichts anderes zu erzählen, als wie viele Meilen sie gemacht haben. Aber für die große Masse der Amerikaner bedeutet das Auto bei der Eigenart ihres Landes, bei der Eigenart ihrer Siedlungsweise doch einen wirklich großen Zuwachs an Freiheit. Im Frühjahr 1925 lebten, so erzählte man mir, in Kalifornien 200 000 Arbeiter mit ihren Familien campend im Freien: sie waren im Osten arbeitslos geworden, so hatten sie ihre Habe aufgepackt und waren nach Westen gezogen, um sich neue Arbeit zu suchen — die teure Eisenbahnfahrt hätten sie

niemals bezahlen können, aber, um sich mit ihrem Auto durchzuschlagen, fanden sie unterwegs noch immer genug Verdienstmöglichkeit. Selbst von den ländlichen Wanderarbeitern, deren armseliges Leben darin besteht, daß sie in dem Riesenlande monatelang von einer Gegend zur anderen ziehen, um bei der Verschiedenartigkeit des Klimas immer dort zu sein, wo gerade eine Ernte einzubringen ist, bedienen sich dafür manche des Autos; trifft man auf einen solchen Schwarm, so glaubt man zu einem Zigeunerlager zu kommen. Wichtiger noch als solche Einzelfälle der Verwendung ist doch die allgemeine Bereicherung des Lebensgefühls der Menschen. Nicht gebunden zu sein an den Raum, der hier so weit und einsam ist (und den die Einbildung überwunden zu haben glaubt, auch wenn die Fahrt einen nur in die gleiche Weite und Einsamkeit bringt!), immer überall hinzukönnen, immer herauszukönnen und immer bereit zu sein, selbsttätig, ohne die Eisenbahn mit der Lästigkeit ihrer Fahrpläne, ihrer Billetts, ihres Gedränges — das ist eine große Entfesselung.

Darum will der Amerikaner schlechthin das Auto. Kann er kein wertvolles Auto haben, so will er den Ford. Und kann er auch für den nicht die 300 bis 400 Dollar bezahlen, so kauft er statt des neuen einen gebrauchten, die in jeder Preislage überall angeboten werden. Die ulkigsten, ältesten Exemplare kann man da antreffen, und unter Studenten gilt es als besonders smart, wenn von dem Wagen überhaupt nichts mehr da ist als die Räder und der Rahmen, über dem der jugendliche Besitzer auf einer unangestrichenen

Holzkiste thront — für die weibliche Begleitung ist auch auf solchen Vehikeln der Liebe immer noch Platz, einziges Erfordernis ist, daß der Motor noch zieht! Aber das Auto will er haben. Und mit dem Besitz das Gefühl, daß dieses Werkzeug der Freiheit nicht nur für die Reichen da sei, daß er denselben Genuß und dieselbe Form des Lebens haben könne wie sie — daß in diesem Betrachte Gleichheit sei.

So ist es mit dem Auto genau wie mit dem Einzelhaus. Der Wille, zu dem Auto zu kommen, ist wie der Wille zum Hause — und noch vor diesem, denn der Preis ist kleiner und darum der Wunsch leichter zu verwirklichen — ein Stachel zu intensiver Arbeit, die auch damit ein Ziel und ein Streben erhält. Und zwar ein für die große Mehrzahl erreichbares Ziel, ein erfüllbares Streben. Das Auto wie das Haus steht damit tatsächlich im Zentrum des amerikanischen Wirtschaftslebens, des amerikanischen Wirtschaftswollens.

Ist es nicht wie ein großartig raffinierter Trick dieser Wirtschaft? Wer will sagen, auf welches Ziel sich das Wünschen der amerikanischen Massen gerichtet hätte und wie ihre Stellung zu Staat und Gesellschaft und Wirtschaftsordnung wäre, wenn ihnen nicht diese Wirtschaft selbst immer wieder neue naheliegende Ziele materiellen Strebens darzubieten imstande gewesen wäre. Vor zwanzig Jahren war es der seidene Strumpf, den man damals scherzhaft als den Angelpunkt der amerikanischen Wirtschaft bezeichnen konnte. Der ist inzwischen längst zu einer alltäglichen Notwendigkeit geworden. Nun ist das Auto und das Haus an der Reihe. Und Ford scheint zu glauben, daß die nächste Etappe das Flugzeug sein werde; er trifft dafür schon seine Vorbereitungen.

Von der Beeinflussung des sozialen Fühlens durch all dies wird noch weiterhin zu reden sein. Jedenfalls: in Amerika ist das Auto heute wirklich Volksbesitz. Wenn auch die Durchschnittszahl von einem Auto auf sechs Menschen etwas übertreibt, weil erstens die Zahl der wirklich noch gebrauchsfähigen Personenwagen doch nicht ganz so groß sein wird und weil natürlich sehr viele Familien nicht nur ein, sondern zwei und mehr Autos besitzen und darum die Zahl derjenigen Familien größer ist, die keines haben — ein sehr beträchtlicher Teil auch der Arbeiter hat heute schon sein Auto, und der weitaus größte Teil der übrigen glaubt daran, daß er es ebenfalls einmal haben werde. Das ist das zweite große Symbol amerikanischer Prosperität.

DIE ZUGÄNGLICHKEIT DER BILDUNG

Neben dem tosenden Gewühl der Riesenstädte, in der eintönigen Einsamkeit entlegener Landstädtchen und einzelner Farmen liegen durch das ganze Land hin und in einer Häufigkeit, die außerordentlich ist, abgesonderte Bezirke, die in dieses europäisch-koloniale, modern-kapitalistische, maschinell-technisierte Leben wie aus einer anderen Welt, aus einer anderen Zeit hineingestellt scheinen als verzauberte Inseln der Muße und Sammlung und der jugendlichen Entfaltung.

Das sind die Colleges und Universitäten mit ihrem Campus. Weite Rasenflächen für Sport und Spiel jeglicher Art. Weite Alleen, über denen sich die Wipfel der Bäume wie Döngewölbe zusammenfügen. Und auf diesem breiten Raume die Gebäude der Anstalten wie richtige kleine Städte, alles zusammen und für sich, die Lehrgebäude mit den Kollegsälen und Seminaren, die Institute, die oft erstaunlich großartigen Bibliotheken, die Kirchen und Kapellen, die Verwaltungsgebäude, die Klubhäuser der Dozenten und der männlichen und weiblichen Studenten, diese häufig verbunden mit einem studentischen Konsumverein und sonstigen Veranstaltungen studentischer Selbstverwaltung, die Dormitories, in denen ein Teil der Studenten im Internat lebt, zahlreiche Verbindungshäuser, die einem Teil ihrer Mitglieder

auch gleichzeitig zur Wohnung dienen, die Gymnasiums zum Turnen, Schwimmen usw.

Oefters, besonders im Osten, ist für Bauart und Einrichtung das englische Oxford das sorgsam nachgeahmte Vorbild gewesen. Da herrscht dann, wie in dem altvornehmen Princeton, die grünumrankte Gotik; es gibt geschlossene grüne Höfe mit Kreuzgewölbe-Umgängen; die gemeinsamen Speisesäle sind hoch und feierlich wie Kirchen mit buntgemalten Glasfenstern und geschnitztem Gebälk. Umgekehrt ist die junge Stanford - Universität in Kalifornien, zwei Autostunden von San Franzisko entfernt, im Stile der alten spanischen Missionen aufgebaut, hell, bunt und freudig, wie es zu der strahlenden Sonne und der Ueppigkeit der Blumen und Pflanzen paßt. Und dazwischen die Masse der anderen, die sich nicht einen historischen Stil zum Vorbild nahmen: auch sie fast durchweg bestrebt, ein einheitlich geschlossenes architektonisches Bild zu schaffen, schön, weit, sachlich und geschmackvoll. Auch die Columbia-Universität in New York, der es als einziger von den vielen, die ich besucht habe, an dem Raume für den großen grünen Campus fehlt und die deshalb wie diese ganze Stadt mehr in die Höhe als in die Weite gehen mußte, bietet mit der ernsten Mächtigkeit ihrer großen, einen gewaltigen Platz einnehmenden Baulichkeiten ein Bild von stärkster, geschlossener Eindringlichkeit.

Diesem baulichen Bild aber entspricht dann auch die innere Einrichtung. Es ist in allen Räumen, die dem gemeinsamen Leben dienen, vor allem in den Bibliotheken wie in den Klub- und Eßhäusern, eine Breite des Komforts, eine Schaukelstuhlbeglichkeit und Klubsesselbequemlichkeit, es ist in

allen Veranstaltungen für Sport und Spiel und Tanz ein Raumluxus, eine Fülle und Weite, daß man, trifft man es immer und immer wieder, hier einen bewußten, auf Wirkung berechneten Willen zu verspüren vermeint.

Was hat es zu bedeuten, daß Amerika seine studierende Jugend in einem solchen Rahmen von Schönheit und gepflegtem Reichtum heranwachsen läßt, der doch mit dem Milieu, aus dem ein großer Teil dieser Jugend stammt und in das er nach beendetem Studium wieder zurückgeht, schwerlich übereinstimmen kann? Oder ist es nur eine Plutokratie, die sich diese Veranstaltungen schafft, um in ihnen ihre Söhne und Töchter zur Aristokratie hinaufzuzüchten — ist es etwa so, daß unter dem Einfluß einer solchen Plutokratie das Kolonialland, dem eine Geburtsaristokratie fehlt und in dem sich auch eine Landaristokratie bisher nicht gebildet hat, nun auf einem Privileg der Bildung eine eingebildete Aristokratie aufbauen wollte, fußend auf dem Herrenstil der Lebensformen und -traditionen dieser Institute wie früher der deutsche Reserveoffizier auf dem Herrenstil des Kasinos?

Es gibt vereinzelt und bei einzelnen auch einen Unterton solcher Motive. Es gibt Colleges, auf reichen Privatstiftungen aufgebaut, die die beschränkte Zahl ihrer Schüler recht genau sieben wie vornehme Privatschulen. Es gibt studentische Verbindungen mit sehr guten — Verbindungen, deren Mitgliedschaft den Weg zu wichtigen Beamtenposten wesentlich erleichtert. Es gibt im Osten die wenigen altberühmten Hochschulen, deren Diplom in diesem Lande ohne Adel und Titel schon etwas wie ein Adelsbrief ist. Aber hier hört es

schon auf: denn dieses Diplom ist nur durch Leistung zu er-
ringen. Und im ganzen hat die breite Ausstattung der hohen
Schulen tatsächlich nicht den Zweck, eine exklusive Schicht
in einem exklusiven Lebensstil zu erziehen, sondern den
umgekehrten: durch den Reiz des Lebens auf diesen An-
stalten überhaupt erst immer weitere Schichten des Kolonial-
volkes zum Besuche dieser Anstalten und damit zur An-
eignung einer höheren Bildung anzulocken. Viele dieser An-
stalten beruhen auf privaten Stiftungen, und reiche Stiftungen
früherer Schüler fließen ihnen immer wieder zu: dann ist
es der Stolz der Stifter, die sich in diesem Reichtum ein
Denkmal setzen. Aber auch die staatlichen Anstalten — und
keiner der achtundvierzig Staaten der Union läßt es sich
nehmen, seine eigenen Staats-Colleges und -Universitäten
zu haben — sind ähnlich ausgestattet: es ist der Stolz des
Volkes im geschichtslosen Koloniallande, der seiner Jugend
dies darbietet. Der Staat Wisconsin verwendet ungefähr drei
Viertel seiner gesamten Einnahmen für Straßenbau (Auto!)
und für Erziehungsausgaben. Das ist ein typisches Beispiel.

Das Entscheidende aber ist, daß es in Amerika ein Bildungs-
privileg des Besitzes nicht gibt. So groß auch die Macht der
Plutokratie in dieser Demokratie sein mag — und sie ist tat-
sächlich außerordentlich groß —, der Zugang zur Bildung
ist nicht durch Vorrechte und Schranken des Besitzes ge-
hemmt, er ist frei für jeden, der sich ihn erkämpfen will.
Denn für das ganze Volk führt der Weg dahin in einer ein-
heitlichen, breiten, nach oben sich allmählich verengenden
Straße, auf der neben den Möglichkeiten des Lernens auch
die materiellen Mittel dafür zu finden sind.

Grammar-School, High-School, College und Universität — das sind die einfachen, für alle gleichen Etappen dieses Weges. Aber man muß, um diesen Weg zu verstehen, zunächst begreifen, daß sein Ziel in weitem Maße ein ganz anderes ist als bei uns. Ausgezeichnete Kenner des Landes geben davon immer wieder ein in allem Wesentlichen übereinstimmendes Bild. Danach steht in der amerikanischen Schule vom ersten Schultage bis zur College-Graduation das Praktische beherrschend im Mittelpunkt: die Ausrüstung des jungen Menschen mit den zur Führung des Lebenskampfes notwendigen Kenntnissen und die Absicht, ihn fähig zu machen für diesen Kampf. Bis zur Groteske gesteigert erscheint das in den sogenannten Militärakademien, die mit Heer und Flotte gar nichts zu tun haben außer dem einen, daß Lehrer und Schüler in soldatenähnlichen Uniformen herumlaufen und daß der ganze Ton dieser Internate auf militärischen Drill und militärische Ordnung eingestellt ist. Training ist da alles, auch die Schularbeiten müssen in einem großen Saale gemeinsam angefertigt werden: die jungen Leute werden ja auch später, wenn sie im Geschäft sind, in den riesigen Büroräumen zu arbeiten haben, in denen Hunderte um sie herum Schreibmaschine klappern, telefonieren, Besuche empfangen, Konferenzen abhalten usw.; es ist nur gut, wenn sie schon als Kinder die notwendige Konzentration dafür lernen! Das ist das Extrem. Aber auch auf den normalen Schulen wird weniger Wert auf das Maß des Wissens gelegt und erst recht nicht auf die Vertiefung; das Hauptziel ist die Fähigkeit der Schüler, die Dinge praktisch anzupacken und sie systematisch zu behandeln.

So geht es durch die High-School bis zum College, das dann ein Mittelding zwischen unseren letzten Gymnasialjahren und ersten Universitätssemestern ist, während die eigentliche Universität nachher wiederum eine Fachschule ist für diejenigen, die selber Dozenten werden oder einen praktischen akademischen Beruf ausüben wollen. Es gibt, was dies bestätigt, neben ihnen auch spezielle Fachschulen für Aerzte, für Juristen, die dem gleichen Zwecke dienen. „Dem intelligenten Durchschnittsamerikaner“, schreibt Ludwig Lewisohn in seinem Buche „Gegen den Strom“, „bedeutet Bildung, für die er bereitwillig Opfer bringt und Steuern zahlt, Fertigkeiten, Realkenntnisse, im besten Falle gesellschaftlichen Schliff — Fertigkeiten und Kenntnisse, die es ihm ermöglichen, im praktischen Leben Erfolg zu erringen . . . Unsere Studenten kamen nicht auf die Universität, um Wahrheit zu suchen, sondern um Ingenieure, Landwirte, Aerzte oder Lehrer zu werden. Nochmals: unser Volk legt durchaus keinen Wert auf Bildung, wenn man unter Bildung Freiheit des Geistes oder ein tieferes Verständnis der Entwicklungsgeschichte der Menschheit versteht . . . Colleges sind da, um zu lehren, wie man Brücken baut, Krankheiten kuriert, Französisch unterrichtet. Man verlangt nicht von ihnen, daß sie dazu beitragen, das tiefste Sein zu erfassen.“ So etwa haben es mir auch zahlreiche andere Professoren an zahlreichen Universitäten und Colleges geschildert. Eine kleine Zahl auserwählter Anstalten pflegt wirklich mehr Wissenschaft in unserem Sinne. Für das Gros gilt, daß praktische Kenntnisse für den künftigen praktischen Beruf in erster Linie vermittelt werden sollen. Der Unterricht in den ökonomischen

mischen Fächern vor allem ist an den weitaus meisten Instituten ganz darauf abgestellt, dem Geschäftsleben zu dienen. Betriebs- und Privatwirtschaftslehrer könnten daran bei uns ihre Freude haben, sie ahnen hier oft noch gar nicht, was alles sie noch in ihre Wissenschaft einbeziehen könnten. Für die weiblichen Studenten heißt eines der wichtigsten und beliebtesten Lehrfächer Home - Economics. Da lernen sie praktische Haushaltsführung, Einkaufen und Berechnen bis zum Kochen und Tischdecken, die Chemie der Nahrungsmittel und ihre Nährwerte; nachher werden sie Haushaltslehrerinnen, Verwalterinnen an Krankenhäusern, Laborantinnen usw. Und die körperliche Ausbildung spielt eine außerordentlich große Rolle. Irgendein Sport ist auf den Colleges für Studenten und Studentinnen zwei Jahre lang Pflichtfach. Die Studenten aber erhalten eine regelmäßige militärische Ausbildung. In dem Turngebäude eines großen landwirtschaftlichen Colleges sah ich an den Wänden reihenweise Gewehre aufgestellt, und auf dem Hofe davor wurde richtig exerziert. Das aber war nicht etwa eine militärische Einquartierung, sondern es war Studium der Studenten, wie ich es nachher auch an anderen Instituten wiederfand; das Kriegsministerium delegiert Offiziere für diese Ausbildung, die reguläre Mitglieder des Lehrkörpers sind. Von dieser Uebung des Körpers abgesehen ist Fachausbildung das Hauptziel. Ein anderer Teil der Collegebesucher aber erwartet von dem College einfach eine Verbesserung der Schulausbildung, die er auf der High-School empfangen hat, und daneben eine Zeit angenehmen, ungebundenen Lebens, die Anknüpfung von Beziehungen, die ihm im späteren Geschäfts-

leben nützlich sein werden, und von den Mädchen ein nicht geringer Teil auch die Anknüpfung von Beziehungen zwecks Verlobung und Heirat. Versuchen dann die Professoren, größere Ansprüche zu stellen, um das Niveau zu erhöhen, so kann es ihnen passieren, daß die Studenten Einspruch erheben mit der Begründung: dazu sei doch das College nicht da. Beharren sie aber im Examen trotzdem darauf, mit der notwendigen Folge zahlreicherer Durchfälle, so erhebt vielleicht die vorgesetzte Behörde Einspruch, indem sie erklärt, die Universität sei dazu da, die Studenten durchzubringen, und nicht dazu, den größeren Teil von ihnen wegzuschicken. Denn die Colleges und Universitäten sind nicht unabhängige Selbstverwaltungskörper in unserem Sinne. Sie werden administriert, wie geschäftliche Unternehmungen, entweder von einem Kuratorium der privaten Stifter oder von dem Gouverneur des Staates. An ihrer Spitze steht, von diesen Stellen ernannt, ein Präsident, nur selten ein Gelehrter, viel häufiger ein Mann der praktischen Verwaltung, der die umfangreichen Geschäfte zu führen, die Bauten zu leiten, die Finanzen zu pflegen hat. Ihm zur Seite steht ein Board of Regents, ebenfalls in der Hauptsache aus Geschäftsleuten oder Politikern zusammengesetzt. Die Lehrer aber sind Angestellte, Beamte unter dieser Verwaltung. Und in Fächern, die die Geschäftsinteressen berühren, fehlt es dann nicht an Konfliktmöglichkeiten, in denen bei solchem Aufbau der Organisation der Professor sehr häufig der schwächere ist. Sozialistische Professoren sind nicht beliebt. Und wer nicht restlos begeistert ist von der herrschenden Ordnung, der wird in Amerika sehr leicht zum Sozialisten gestempelt —

sofern nicht, wie das ja auch in manchen europäischen Gegenden vorkommen soll, das öffentliche Urteil der Interessenten den Unbequemen schlicht und endgültig damit zu erledigen versucht, daß es erklärt, er sei Bolschewik.

Man muß diese Art und Richtung der amerikanischen Bildungsinstitute in Rechnung stellen, um nicht dem Irrtum zu verfallen, als sei Amerika im Begriffe, eine Republik von Gelehrten zu werden. Bildung, das muß immer wiederholt werden, bedeutet hier in erster Linie Ausbildung für den praktischen Beruf. Aber auch dann bleibt es eine Tatsache von höchster sozialer Bedeutung, daß der Weg zu dieser Ausbildung nicht ein Privileg des Besitzes ist, nicht ein Vorrecht besonderer Klassen. Jedem Menschen die Gestaltung seines Schicksals selbst in die Hand zu geben, ihm die gleiche Chance, die gleiche opportunity zu bieten, das ist das große Prinzip der amerikanischen Demokratie. Und so viel davon späterhin auch abzustreichen ist, wenn die Unterschiede des Besitzes als gewaltige Förderung für den einen, als gewaltige Hindernisse für den anderen in die Wagschale fallen, hier in der Jugend jedenfalls kann der Tüchtige sie noch überwinden. Schon in der Grammar-School, unserer Volksschule entsprechend, beginnt die Auslese. Der Tüchtige kann schneller aufrücken, der Untüchtige bleibt zurück. Und die High-School bietet ebenso durch Wahlfächer dem Tüchtigen erweiterte Lernmöglichkeiten, während sie den Ungeeigneten ausscheidet: mag er dann auf Privatschulen weiterlernen, die öffentliche Anstalt belastet sich

nicht mit ihm. Die Absolvierung der High-School ist Voraussetzung für den Besuch des Colleges. Und alles, Grammar-School, High-School und College (letzteres, soweit die staatlichen Anstalten in Betracht kommen) wird unentgeltlich dargeboten, auf den Schulen werden auch die Lehrmittel unentgeltlich geliefert, auf den Staats-Colleges und -Universitäten zahlt der dem betreffenden Staat Angehörige nichts oder eine minimale Einschreibgebühr von wenigen Dollars für das gesamte Studium. So tut der demokratische Staat das seinige, um der Jugend unterschiedslos die Bahn zur Ausbildung freizumachen. Die Prosperität der Wirtschaft aber und die Unbefangenheit des gesellschaftlichen Urteils tun das übrige, um es dem jungen Menschen zu ermöglichen, diese Bahn wirklich zu gehen. Diese beiden Faktoren geben dem Kräftigen die Freiheit, aus eigener Kraft, nötigenfalls auch ohne Inanspruchnahme der Eltern, sich voll die Ausbildung anzueignen, die er wünscht.

Man wird das nicht mißverstehen. Es geht auch heute nicht etwa jeder junge Amerikaner, jede junge Amerikanerin durch das College. Nur um die Freiheit dazu handelt es sich. Die Aermsten freilich, denen der Druck häuslicher Not den Mut zu solcher Freiheit lähmt, werden sie auch nicht benützen können. Kraft ist dazu vonnöten und der Wille zum Aufstieg, und zwar sowohl bei den Kindern wie bei den Eltern. Auf dem untersten Boden amerikanischer Schichtung fehlt beides noch häufig. Da werden Massen von Kindern so früh mit Nebenarbeit belastet, daß sie beim Abgang aus

der Schule nur die untersten Klassen absolviert haben und der Gedanke an die Freiheit des Lernens in ihnen noch gar nicht erwachen konnte. Da werden sie so früh in die Erwerbsarbeit gesteckt, daß der Mißbrauch des jugendlichen Körpers mit seiner Kraft auch den Willen bricht. Denn Kinderarbeit ist einer der schwersten sozialen Krebschäden Amerikas. Die fortschrittlichen Kreise, vor allem die Frauen, arbeiten mit aller Kraft gegen diese Ausbeutung des Kindes. In der fortschrittlichen Presse erscheinen häufig Bilder, die ein Kind an einem Kreuzwege zeigen: in die Schule führt die eine, in die Fabrik die andere Straße. Und Hunderttausende von amerikanischen Kindern in zartem Alter gehen wie in den schlimmsten Zeiten des europäischen Frühkapitalismus auch heute noch die Straße zur Fabrik statt zur Schule. Einzelne Staaten haben versucht, das Kind durch Gesetz vor dieser Ausbeutung zu schützen. Aber so sehr auch sonst das Kind und das Interesse an seiner Wohlfahrt im Mittelpunkt des amerikanischen Lebens steht — ein Bundesgesetz zur Verhinderung der Kinderarbeit ist trotz aller Bemühungen bisher nicht zustande gekommen. Zweimal schon hat der Kongreß Gesetze gemacht, die die Kinderarbeit verboten, aber beide Male erklärte der Oberste Gerichtshof sie für verfassungswidrig. Man hat versucht, eine hohe Sondersteuer auf die Reingewinne aus solchen Produkten zu legen, die durch Kinderarbeit hergestellt waren: unkonstitutionell. Man hat, um die einzelstaatlichen Gesetze wirksam zu machen, versucht, den Transport von Waren von einem Staate zum anderen zu verbieten, wenn die betreffenden Waren durch Kinderarbeit erzeugt waren: ebenfalls unkon-

stitutionell. Der Kampf für die Freiheit des Kindes von der Sklaverei der Kinderarbeit geht trotz aller solcher Mißerfolge weiter, und die einzelstaatlichen Erfolge ermutigen ihn. Aber im Bunde, dessen Gesetzgebung allein durchgreifen könnte, ist er bisher immer noch gescheitert an der Opposition gegen eine solche „Beschränkung der Freiheit“.

Und doch, wie seltsam gehen die Dinge ineinander über. In verschiedenen Städten konnte ich beobachten, wie schon in den oberen Klassen der Grammar-Schools die älteren Knaben auch in wohlhabenderen Familien ein paar Vormittagsstunden des schulfreien Samstags dazu benutzten, um in einer Werkstatt, einem Handelsunternehmen oder wo sonst sich ihnen Gelegenheit bietet, praktisch zu arbeiten und Geld zu verdienen. Das ist keine Ausbeutung der Kinder. Es ist eine Ergänzung der Schule, dazu bestimmt, sie schon früh das praktische Leben kennenlernen zu lassen, ganz im Sinne der Schulausbildung und im Geiste dieses Landes. Auf der High-School ist das noch viel verbreiteter. Wer muß, der kann schon hier neben der Schule seinen Lebensunterhalt verdienen. Auf dem College, der Universität aber ist das für einen ganz großen Teil der Studierenden eine Selbstverständlichkeit. Studenten einer westlichen Universität bekamen die Uebersetzung einer deutschen Schrift über den deutschen Werkstudenten in die Hand, die mit großer Begeisterung diese deutsche Nachkriegsentwicklung schilderte. Die Amerikaner aber schüttelten die Köpfe. „Es ist,“ so lautete ihr Urteil, „ja sehr nett, daß die deutschen Studenten allmählich auch so weit gekommen sind. Aber wir haben das doch schon von jeher gehabt — wozu muß man uns darüber

Bücher schreiben?“ In der Tat, ein ganz großer Teil der amerikanischen Studenten, und zwar sowohl auf den Staatsuniversitäten wie auf den Stiftungsinstituten, in denen schon durch die Höhe der Kollegelder höhere Ansprüche an den Geldbeutel gestellt werden, verdient sich seinen Lebensunterhalt zum Teil oder ganz durch Arbeit neben dem Studium. Dadurch erst wird so weiten Schichten das Studium überhaupt möglich. Das ist ihre Freiheit. Es gehört die ganze gesellschaftliche Unbefangenheit, die demokratische Achtung vor jeder ehrlichen Arbeit dazu, um diese Freiheit zu schaffen. Denn wenn der junge Mann, das junge Mädchen auch in den abgelegenen, von jeder großen Stadt weit entfernten Instituten diese Möglichkeit finden wollen, dann darf ihnen tatsächlich keine Arbeit zu gering sein. Da gehen die Collegedgirls als Gehilfinnen der Hausfrauen in die Häuser: für zwei Stunden täglicher Hausarbeit erhalten sie zum Beispiel in San Franzisko Wohnung und Beköstigung; arbeiten sie an dem unterrichtsfreien Samstag ein paar Stunden mehr, so erhalten sie darüber hinaus zehn bis fünfzehn Dollar im Monat, womit sie auch ihr Taschengeld haben. Aber auch männliche Studenten leisten schwerere häusliche Arbeit (Fenster-, Fußbödenputzen usw.) für 35 bis 50 Cent die Stunde. Oder sie gehen als Kellner in die Restaurants — man denke: in Restaurants, in denen sie ihre Professoren und ihre Kommilitonen bedienen, von denen sie trotzdem oder erst recht als gentlemen angesehen und behandelt werden — oder sie gehen als Verkäufer in Läden, sie arbeiten an Schreibmaschinen oder als Buchhalter stundenweise in Geschäften oder Bibliotheken, leisten Gärtnerarbeit auf dem

Campus, sie sammeln für die Wäschereien als deren Vertreter die gebrauchte Wäsche ein und liefern die gewaschene wieder ab. Es gibt hier so viele Möglichkeiten der Arbeit für den, der sie nicht scheut. Und wenn sie älter geworden sind und schon etwas gelernt haben, ist es noch leichter. Dann helfen sie als Ingenieure, als Landwirte, die sie ja einmal werden wollen, während der Ferien. Oder sie gehen in den Ferien als Chauffeure, als Kellner und Aufwärter in die Hotels und Camps der großen Bäder und Nationalparks. Nie weiß man in den Universitätsferien, ob einem nicht an solchen Plätzen ein angehender Doktor der Philosophie das Auto fährt und das Gepäck trägt, oder ob nicht eine künftige Aerztin einem die Mahlzeit aufträgt. Aber es macht nichts aus. Denn auch der junge Mann im Lift, auch die Kellnerin wird respektiert. Und auch wo sie nicht verkleidete Studenten sind, haben sie hier die natürlich-sichere Haltung freier Menschen.

Vieles ist hier im Werden, im Anfang. Aber es ist doch höchst bezeichnend, in welchem Tempo die Benutzung dieser Freiheit jetzt wächst. Die Statistik der Studenten auf Colleges und Universitäten — nur dieser, die große Zahl der Fach- und sonstigen Fortbildungsschulen bleibt dabei außer Betracht — zeigt in den letzten zwei Jahrzehnten folgende Entwicklung:

	1900/1901	1910/1911	1921/1922
männlich	75 472	119 026	269 560
weiblich	38 900	64 546	168 262
	<hr/> 114 372	<hr/> 183 572	<hr/> 437 822

Und diese Zahlen werden noch drastischer, wenn man sie mit der Gesamtentwicklung der Bevölkerung in den gleichen Zeiträumen in Parallele stellt. Dann ergibt sich: in dem Jahrzehnt von 1900 bis 1910 wuchs die Bevölkerung um 21 Prozent, die Zahl der Studenten aber um 60 Prozent; in den folgenden elf Jahren bis 1921 wuchs die Bevölkerung um 17 Prozent, die Zahl der Studenten aber stieg um 138 Prozent. Man sieht die Jugend dieser Entwicklung, sieht, wie stark und rasch sie voranschreitet. In einzelnen, an der Spitze marschierenden Staaten wie Wisconsin sieht man das Ziel schon der Verwirklichung näherrücken, daß schließlich die ganze Jugend des Landes, alle seine Knaben und Mädchen durch das College gehen werden. Und der Zeitpunkt kommt heran, daß College-erzogene Arbeiter in den Fabriken an den Maschinen stehen werden. Das strahlt einem schon jetzt zurück auch aus dem Lebensgefühl des Volkes. Eine junge Amerikanerin, in Deutschland reisend, fragte einen dreizehnjährigen Jungen, was er anfangen wolle, wenn er in einem Jahre die Volksschule verlasse. „Koch lernen,“ lautete die Antwort des kleinen Deutschen. Die Amerikanerin konnte sich nicht fassen vor Staunen: ein amerikanischer Junge gleichen Alters hätte zum mindesten geantwortet: „Millionär werden“ und wahrscheinlich „Präsident der Vereinigten Staaten“.

Mit allen Kräften arbeiten die Staaten der Union an ihrem Schulwesen. Noch ist die Zahl der Analphabeten trotz der längst bestehenden allgemeinen Schulpflicht außerordentlich groß. Zu weit ist das Land, zu verschiedenartig seine Stämme und Lebensbedingungen, um das so schnell zu

überwinden. Jetzt soll das Auto auch hierzu helfen. In vielen Bezirken des Landes richtet man statt der vielen ver- einzelten kleinen Schulhäuser größere vollbesetzte Distrikts- schulen, Grammar-Schools und High-Schools ein, um auch der Landbevölkerung die gleiche Schulbildung wie der städtischen zu verschaffen. Da werden in Schulautoomni- bussen die Kinder in weitem Umkreise gesammelt, an- gefahren und nach Beendigung der Schulstunden wieder zurückgebracht. Daneben geht der Drang zu dem College. Und so stark ist das, daß heute schon die Erwachsenen die herannahende Konkurrenz der College-erzogenen Jugend zu spüren beginnen. So suchen sie, was ihnen an Kenntnissen fehlt, durch den brieflichen Unterricht auszugleichen, der von besonderen Abteilungen der Universitäten und daneben von privaten Unternehmungen der mannigfaltigsten Art er- teilt wird, und der sich, so problematisch diese Methode auch sein mag, in Amerika zu riesigem Umfange entwickelt hat. Die Pionierzeit, in der der künftige Bankdirektor und Eisen- bahnpräsident als Laufbursche begann, und jeder Lauf- bursche die Anwartschaft auf die Präsidentschaft in der Tasche trug, neigt sich auch hier ihrem Ende zu. Immer mehr wird für die höheren Stellen auch des Geschäftslebens die Collegevorbildung üblich. Und hier und da steigen auch die Ansprüche der Hochschulbildung selbst. Harvard zum Beispiel verlangt jetzt College-Graduation als Vorbedingung für den Eintritt in seine berühmte Rechtsschule. Die Nacht- schulen für die Rechtsausbildung, die das Erlernen des Anwaltberufs neben und nach der Tagesarbeit gestatteten, werden allmählich zurückgedrängt, damit natürlich auch die

Verdienstmöglichkeiten der Rechtsbeflissenen, und anderes mehr. Die Bildungsunterschiede stabilisieren sich, je besser die Bildung wird. Aber solange Bildung nicht ein erbliches Privileg bestimmter Klassen ist, so lange bedeuten diese Bildungsunterschiede auch noch keine erblich festgelegten Klassenunterschiede. Und daß Amerika dies bisher vermieden, daß es die Zugänglichkeit zur Bildung bisher frei erhalten konnte trotz des wachsenden Andranges dazu, das scheint mir das dritte große Symbol amerikanischer Prosperität.

Z A H L E N D E R P R O S P E R I T Ä T

Von der Prosperität des Landes im ganzen in ihren drei hervorleuchtendsten Symbolen — dem Haus, dem Auto und der Bildungsmöglichkeit — ist hier die Rede. Und ein paar Zahlen mögen sie zum Schlusse erläutern.

Die Vereinigten Staaten, die etwa ein Sechszehntel der Weltbevölkerung beherbergen, erzeugen von der Petroleumgewinnung der Welt nahezu drei Viertel und von der Eisenerzeugung ungefähr drei Fünftel. Von der Welterzeugung an Baumwolle und an Kupfer entfällt auf sie etwas mehr als die Hälfte, von derjenigen an Kohle und Blei reichlich zwei Fünftel; sogar von der Weizenerzeugung der Welt liefern sie ein reichliches Viertel. Und zwei Fünftel der Wasserkräfte der Erde waren schon 1921 bei ihnen in Benutzung; der weitere Ausbau schreitet mit raschen Schritten fort.

Das ist, an ein paar Beispielen, die Ausrüstung der Natur für die amerikanischen Menschen; das übrige leisten sie selbst mit ihrer Arbeit.

Das Ergebnis aber ist, daß das amerikanische Volksvermögen schon im Jahre 1912 auf 186.30 Milliarden Dollar berechnet wurde — die Helfferichsche Schätzung für Deutschland ergab für 1913 73.80 Milliarden Dollar —, für 1922 aber lautet die amerikanische Schätzung 320.80 Milliarden Dollar. Auf den Kopf der Bevölkerung bedeutete das 1913,

vor der Zerstörung durch den Krieg, in Deutschland 1107, in Amerika aber im Jahre 1912: 1950 und im Jahre 1922: 2918 Dollar. Die Entwertung des Dollars (der amerikanische Großhandelsindex, 1913 gleich 100 gesetzt, stand im Jahre 1922 auf 149) ist dabei natürlich in Rechnung zu stellen; die Vermehrung des amerikanischen Nationalreichtums in dieser Zeit europäischer Verarmung ist dann gleichwohl so groß, daß trotz der Bevölkerungszunahme der Realwert des Kopf-Vermögens unvermindert erhalten blieb. Dabei ist es keineswegs so, daß in den Vereinigten Staaten von dem Weltkriege etwa nur der Kriegsgewinn in Erscheinung getreten wäre, so riesenhaft er zweifellos auch war. Das Land hat doch für Darlehen an die Alliierten und für eigene Kriegsausgaben auch eine gewaltige Schuldenlast auf sich genommen, die es jetzt in starken Beträgen tilgt. Und seine Bürger, die besser Bemittelten vor allem, haben für die Teilnahme am Kriege mit gewaltigen Steuervermehrungen zu zahlen. Die Bundeseinkommensteuer stieg, während Einkommen bis zu 2000 Dollar steuerfrei blieben, bis auf 60 Prozent in den höchsten Einkommensstufen, und sie wurde, soweit nicht der Erwerb steuerfreier Anleihen eine legitime Erleichterung schuf, nach dem Urteil von Kennern auch tatsächlich bezahlt, wozu die Öffentlichkeit der Einkommensteuer-Deklarationen mithalf; erst 1925 trat hier in den Steuersätzen eine wesentliche Ermäßigung ein. Die Gesamtsumme der Steuern berechnet der National Industrial Conference Board für das drückendste Jahr der Deflationskrise 1921 auf 8363 Millionen Dollar (gegen 2194 Millionen im Jahre 1913) gleich damals 16.7 Prozent des

gesamten Einkommens; auch für 1923 lautet diese Berechnung noch auf 7716 Millionen gleich 11.5 Prozent. Die aus dem Krieg übrig gebliebenen Lasten sind also auch für Amerika wahrhaftig nicht leicht. Der Unterschied aber ist, daß, während Europa noch immer mühevoll um seinen Wiederaufbau ringt, Amerika diese Periode schon überwunden hat und, im ganzen gesehen, bereits auf dem Wege neuer Reichtumssteigerung sich befindet.

Die Zahlen des Volkseinkommens zeigen es. Für 1913 wurde das Gesamtvolkseinkommen in den Vereinigten Staaten auf 34.4 Milliarden Dollar berechnet, das ergab 354 Dollar pro Kopf der Bevölkerung gegen 243 Dollar in England und 146 Dollar in Deutschland im letzten Friedensjahre. Für 1918 lauten die Schätzungen für Amerika auf 61 Milliarden Dollar insgesamt und 586 Dollar pro Kopf; stellt man die gesunkene Kaufkraft des Dollars in die Rechnung ein, so reduzieren sich diese Zahlen auf 38.8 Milliarden insgesamt und auf 372 Dollar pro Kopf — schon für das letzte Kriegsjahr ergibt sich also eine Steigerung gegenüber dem letzten Friedensjahr. Und diese Steigerung hat sich in den folgenden Jahren weiter in starkem Maße fortgesetzt. Während der Großhandelsindex in den Jahren 1918 bis 1923 von 194 (über 226 im Jahre 1920) auf 154 im Jahre 1923 zurückging, wird das Gesamteinkommen für 1923 auf 67 Milliarden Dollar, also schon nominal 10 Prozent höher als im Jahre 1918, berechnet. Die Problematik aller solchen Berechnungen von Volksvermögen und Volkseinkommen braucht nicht besonders betont zu werden. Die Gesamtlinie darf man doch aus ihnen ablesen. Und diese Linie heißt: Prosperität!

An dieser Wohlstandssteigerung aber hat — und das ist weiter von höchster Bedeutung, bestätigt nun auch zahlenmäßig das in den vorstehenden Kapiteln Geschilderte — auch die lohnarbeitende Bevölkerung ihren vollen Anteil gehabt. Daß die Löhne in den Vereinigten Staaten nominal um ein Mehrfaches höher sind als in Deutschland, ist bekannt. Im groben Durchschnitt gerechnet, betragen sie das Vier- bis Fünffache der deutschen Löhne. Bei Ford verdient heute (Sommer 1925) der ungelernte Arbeiter 75 Cent die Stunde, also an einem achtstündigen Arbeitstage 6 Dollar, der gelernte bis zu 1.25 Dollar pro Stunde, gleich 10 Dollar am Tage. Das ist für den ungelernten Arbeiter mehr als der amerikanische Durchschnitt; in den Stahlwerken von Pittsburgh beispielsweise wurde mir als Stundenlohn für den ungelernten Arbeiter ein Satz von 50 Cent, also 4 Dollar pro Tag angegeben; in anderen Industrien ist er stellenweise auch noch niedriger, und für weibliche Arbeit, für Kinderarbeit vor allem, in der oft eine furchtbare Ausbeutung herrscht, erst recht. Umgekehrt ist in hochorganisierten, hochqualifizierten Gewerben der Lohn des gelernten Arbeiters gelegentlich noch höher; speziell im Baugewerbe steigt er in einzelnen Fächern bis auf 12 Dollar und darüber pro Tag. Dabei ist allerdings in vielen Gewerben mit der Unregelmäßigkeit der Arbeit durch Saison- und Konjunkturschwankungen zu rechnen. Und für den Vergleich mit europäischen Löhnen fällt natürlich (neben dem Unterschied der den Reallohn in Europa erhöhenden sozialen Leistungen) die verschiedene Kaufkraft des Geldes mindernd ins Gewicht. Sie ist schwer zu berechnen; im allgemeinen nimmt man an,

daß die Kaufkraft des Dollars im Vergleich zur Mark etwa halb so groß sei wie sein Nominalbetrag, also wenig über zwei Mark. Auf Grund persönlicher Eindrücke, die natürlich lückenhaft sind, möchte ich glauben, daß diese Schätzung eher zu ungünstig für Amerika ist. Denn die Nahrungsmittel sind billig, vielfach nur wenig teurer als bei uns; auch bei den Massenartikeln des täglichen Verbrauchs sind die Unterschiede keineswegs so groß; hoch sind die Aufwendungen für die Wohnung, die aber für den besseren Arbeiter dafür auch viel geräumiger ist; sehr teuer ist nur alles, was viel menschliche Arbeitskraft enthält, vor allem jeglicher Luxuskonsum. Jedenfalls, auch wenn man zum Vergleich der Lebenshaltung den Dollar im Verhältnis zur Mark nur mit der Hälfte seines Nominalwerts ansetzt, ist der Lebensstandard des durchschnittlichen amerikanischen Arbeiters sehr viel höher als der des deutschen, zwei- bis zweieinhalbmals so hoch. Und das ist zum Teil gerade eine Entwicklung der letzten Jahre. Denn die Lebenshaltung des amerikanischen Arbeiters, nicht nur sein Nominallohn, hat gerade in dem Jahrzehnt seit dem Kriege tatsächlich eine bedeutende Erhöhung erfahren. Der National Industrial Conference Board hat auch hierüber sehr interessante Untersuchungen angestellt, die sich über dreiundzwanzig Industrien mit insgesamt etwa 16 Prozent der amerikanischen Industriearbeiterschaft erstrecken. Deren wöchentliche Arbeitsstundenzahl ist vom Juli 1914 bis zum Januar 1924 von 51.5 auf 48.2 durchschnittlich heruntergegangen. Trotzdem ist die durchschnittliche Wocheneinnahme in der gleichen Zeit von 12.54 auf 26.94 Dollar, also um 115 Prozent gestiegen. Allerdings erhöhte sich in der

gleichen Zeit auch der Lebenshaltungsindex von 100 auf 164.6. Aber auch wenn man dies berücksichtigt, ergibt sich aus dieser Untersuchung eine Steigerung des realen Wochenlohnes um 31 Prozent. Die Zahlen dieser Arbeitgeberorganisation sind nicht ganz unbestritten. Aber auch wenn im einzelnen gewisse Abstriche geboten sein mögen, bleibt für das Ganze die deutliche Linie der Prosperität.

AMERIKANISCHE WIRTSCHAFTSFORMEN

DREI WIRTSCHAFTSGEBIETE

Weiträumigkeit ist das beherrschende Kennzeichen amerikanischen Lebens, Weiträumigkeit, Einsamkeit und Leere. Neunzehnmal so groß wie Deutschland ist die Fläche der Vereinigten Staaten. Aber nicht ganz zweimal so groß wie die Bevölkerungszahl Deutschlands ist die Zahl der Menschen, die dort den größten Teil eines Kontinents bewohnen. 328 Menschen auf einer Quadratmeile bei uns und nur 35.5 drüben auf dem gleichen Raume — der Deutsche beschränkt auf den neunten Teil des Platzes, auf dem der Amerikaner leben und seine Arme rühren kann — das ist, in eine Zahlenreihe gepreßt, der Kontrast des Lebens in der alten und der neuen Welt.

Diese Weiträumigkeit aber bestimmt auch aller amerikanischen Wirtschaftsführung Art und Ziel.

Dem Europäer, wenn er an amerikanische Wirtschaft denkt — und erst recht, wenn er drüben gewesen ist und, wie so viele, von dem Lande nichts anderes gesehen hat als New York und vielleicht noch die eine oder andere Stadt des Ostens — stellen sich sehr leicht ein paar feststehende, schematische Begriffe ein. Die Trusts und Wallstreet. Und was damit eng zusammenhängt: früher die amerikanische Gefahr, die Konkurrenz, die man fürchtete; jetzt das amerikanische Kapital, der Kredit, den man gern erlangen

möchte. Dem Amerikaner, der von der Wirtschaft seines Landes spricht, liegt ganz anderes zuerst im Sinne. Hier ist Erde, ungefähr genau so groß wie ganz Europa mit allen seinen Staaten zusammengenommen — ganz Europa, von dessen Raume doch vor dem Kriege Rußland allein sechs Zehntel für sich beansprucht hatte. Und diese Erde so groß wie Europa ist ein Land, ein Reich, ein Wirtschaftsgebiet. Keine Verschiedenheit der Nationalitäten, also auch keine national differenzierten Gewohnheiten des Verbrauchs. Keine Zollgrenzen, keine Sprachenunterschiede, keine Währungsunterschiede, keine Paßhemmungen, zusammenhängende Eisenbahnen, zusammenführende Straßen — eine Erde, die er sich untertan machen, ein Markt, den er ausfüllen kann mit seiner Arbeit. Diese amerikanische Erde als das weite Feld seiner Tätigkeit, das ist das erste Gefühl des wirtschaftenden Amerikaners. Und sobald man den Osten verlassen hat, ist es noch viel unmittelbarer — die Erde.

Schon in Chicago spürt man es ganz deutlich. Denn von dem Osten der Vereinigten Staaten, der früher wirtschaftlich wie politisch absolut die Vorherrschaft hatte, sondert sich schon seit geraumer Zeit und immer offenkundiger und kräftiger hervortretend mit Chicago als Zentrum ein zweites Wirtschaftsgebiet ab: der Mittelwesten. Das sind die Staaten an den großen Seen, von denen aus Chicago ja auch einen direkten Weg zum Ozean erstrebt; es sind dann weiter im Süden die Staaten in der Ebene des Mississippi. Es ist der volkreichste, der prosperierendste, der zukunftssicherste Teil Amerikas, um so zukunftssicherer, als man sich hier im

Gegensatz zum Osten ja trotz allem schon Erreichten immer erst noch im Anfange fühlt. Hier ist die Industrie in machtvollstem Aufsteigen, während sich der Osten in manchen seiner Positionen (Textilindustrie) dadurch unsicher fühlt, daß die Erschließung der Wasserkräfte in anderen Teilen des Landes ihm seine Konkurrenzüberlegenheit einschränkt. Hier streben auch die Banken am stärksten und selbstbewußtesten empor gegen die monopolistische Vorherrschaft der New Yorker Riesen, auch erst beginnend, aber doch auch des Erfolges sicher auf dem Wege zur Gleichberechtigung. Unterhält man sich aber mit dem Leiter einer dieser Banken über die Grundlagen so üppigen Wachstums, so erhält man zur Antwort: es ist die Erde. Dieser weite fruchtbare Boden in der weiten, durch keine Gebirge unterbrochenen Ebene ist die Basis des Reichtums, aus dem dann alles andere mit erwächst. Die Industrie, die Banken, der Handel, der Verbrauch — sie alle steigen empor mit dem Reichtum, der aus der Kultivierung des Bodens kommt und der dann alles andere nach sich zieht.

Und im Westen, dem Lande jenseits der Rocky Mountains, an der pazifischen Küste, ist es erst recht die Erde. Denn in diesem gewaltigen Gebiete, das überhaupt erst durch den Panama-Kanal näher an das übrige Amerika herankam und das sich jetzt mit San Franzisko und Los Angeles als Zentren ebenfalls immer stärker als eine dritte wirtschaftliche Zusammengehörigkeit empfindet, ist außer den Strömen, deren Mündungen die Häfen schaffen, noch nicht so sehr viel anderes vorhanden als der Boden und seine Schätze. Noch gehen da in Staaten wie Wyoming und Montana wie in alter

Goldgräber-Zeit bei beginnendem Frühjahr die Projektoren in die Unwegsamkeit der Berge, um Erzgänge zu finden — und Kenner versichern, daß die Amerikaner des Ostens selbst noch kaum ahnten, welche Entwicklungsmöglichkeiten hier noch ungenutzt im Boden lägen. Was aber in Kalifornien, in Oregon und Washington schon entwickelt ist, das stammt im Entscheidenden vom Boden. Seine Wasser liefern die elektrische Kraft, seine Wälder das Holz. Weit über alles andere emporragend aber ist es die Landwirtschaft, die auch diesem Teile des Landes seinen Reichtum schafft.

Der Europäer, der bei der Nennung Amerikas nur an Trusts und an Wallstreet denkt, an das Uebereuropäische, Nichtkoloniale, vergißt die Jugend dieser kolonialen Erschließung. Er vergißt angesichts einer gigantischen industriellen und städtischen Entwicklung, daß ein erheblicher Teil der Staaten der Union im Grunde auch heute noch dünnbesiedelte Bauernrepubliken mit wenigen Städten sind, in denen die Farmer das von ihnen Gewollte in die Gesetzesbücher schreiben. So mag es nützlich sein, amerikanische Wirtschaftsmethoden zuerst gerade in dem zu erkennen, was die Vereinigten Staaten vor allem in dem letzten Jahrzehnt unter dem Eindruck des Weltkrieges und der ihm folgenden Welt-Agrarkrise an weitgreifenden Maßnahmen zur Förderung ihrer Landwirtschaft durchgeführt haben. Denn diese Entwicklung ist in der Tat typisch für die kolonialen Notwendigkeiten und Möglichkeiten amerikanischer Wirtschaft.

D I E L A N D W I R T S C H A F T

Belehrung und Unterrichtung des Farmers steht an der Spitze. Der Weg dazu war nicht leicht bei einer Landbevölkerung, die aus Dutzenden von Nationen gemischt war, jeder einzelne einzeln auf seiner Farm sitzend, unabhängig, energisch und kühn, wie die Auswanderer es sind, aber auch mißtrauisch, unzugänglich, verschlossen — nicht konservativ am Alten festhaltend wie der europäische Bauer, aber doch zunächst gewöhnt an die verschiedenartigsten Methoden landwirtschaftlicher Betriebsführung, die jeder aus seiner Heimat mit herüberbrachte in das fremde Land. Wie sollte bei solchem Mißtrauen genossenschaftlicher Zusammenschluß möglich sein, wie bei solchem starren Unabhängigkeitssinn die Herausbildung gleichmäßiger Bewirtschaftungsmethoden nach der Eigenart des Bodens und des Marktes? Erst in der zweiten, dritten Generation waren die Voraussetzungen dafür vorhanden.

Landwirtschaftliche Hochschulen und Versuchsanstalten waren frühzeitig in vielen Staaten der Union eingerichtet worden; der Bund übereignete den Staaten Land aus seinem Besitz, durch dessen Verkauf die Staaten sich die Mittel zur Errichtung dieser Anstalten beschafften. Aber deren Einwirkung auf die Praxis blieb lange Zeit ungenügend. Gelegentlich tat sich (1895 in Ohio) eine Anzahl von jungen Studierenden zusammen, um ihr Wissen in die Farmhäuser

zu tragen. Dann begannen die Collegesselbst, landwirtschaftliche Wanderredner zu organisieren. Berufliche Zusammenschlüsse folgten. Aber die durchgreifende Organisation fehlte doch noch.

Die brachte das Jahr 1914. Durch Zusammenwirken des Bundes, der Staaten, der landwirtschaftlichen Colleges und genossenschaftlich-beruflicher Farmerorganisationen wurden über das ganze Land hin die Institutionen ins Leben gerufen zu dauernder Belehrung, Beratung und Unterweisung des Farmers. Das Organ dafür ist der county-agent, ein theoretisch durchgebildeter Landwirt, der in jeder County (etwa unserem Landkreise entsprechend) dieses „extension work“ hauptamtlich führt. Die richtigen Methoden und Arten der Produktion werden auf diesem Wege ebenso propagiert wie die besten wirtschaftlichen Methoden zur Verwertung der Produkte. Die Farmerfrauen werden über Haushaltsfragen unterrichtet, die Knaben und Mädchen zu Klubs zusammengeschlossen, in denen sie nach ihrer Wahl irgendeinen landwirtschaftlichen Nebenbetriebszweig kultivieren. Demonstrationen, Vorträge, Kinovorführungen, Ausbildungskurse, die Verteilung von Marktberichten und sonstigen Drucksachen in großer Zahl sind die Mittel dieser Unterrichtung. Die landwirtschaftlichen Colleges sind die geistigen Nährväter dafür, die county-agents ihre Vermittler. So haben die Hochschulen jetzt die unmittelbare Verbindung mit der Praxis. „Der Campus der Ohio-Staatsuniversität ist der ganze Staat von Ohio“, ist als stolzes Motto auf einem Merkblatt dieser Anstalt zu lesen. Und das gilt so für das ganze Gebiet der Union. In Ohio wurde der erste county-

agent 1912 angestellt; 1921 waren es schon achtzig. Und im ganzen Lande gab es 1923 bereits 2100 solcher agents und insgesamt etwa 4670 Personen, die in Zusammenarbeit mit dem Landwirtschaftsdepartment der Union und den staatlichen landwirtschaftlichen Colleges in diesem Werke tätig waren. Die Aufwendungen dafür sind noch fortgesetzt im Wachsen. Der Bund hat zuerst jedem Staate, der daran teilnehmen wollte, 10 000 Dollar jährlich zugesprochen, und er erhöhte diese Zahlungen neuerdings auf 40 000, 50 000 und 60 000 Dollar für die nächsten Jahre. Außerdem aber zahlt er für die Zwecke dieser Belehrungs-Arbeit aus seiner Kasse die gleichen Beträge, die die Staaten und die Counties ihrerseits dafür aufzuwenden bereit sind. 1922 wurden diese Bundesausgaben auf 7 Millionen, die Staatsaufwendungen, einschließlich derjenigen der Colleges, auf 9.70 Millionen Dollar beziffert, und das war doch nur ein Anfang. Allein in den Knaben- und Mädchenklubs waren 1922 600 000 Kinder organisiert, und der Wert dessen, was diese Kinder da in halbem Spiele produzierten, wurde auf 8.65 Millionen Dollar berechnet! Der Erfolg im ganzen? Die Landwirtschaftliche Hochschule in Manhattan im Staate Kansas züchtete eine Hafersorte, deren Ertrag die bis dahin im Staate angebaute Sorte um ein Drittel übertraf; im Laufe von sechs Jahren war diese neue Sorte auf 45 Prozent der Anbaufläche eingeführt. Man gewinnt erst einzelne, dann bringt man sie dazu, ihre Erfolge selbst zu demonstrieren und so die anderen zur Nachfolge anzuspornen. Das ist ein Beispiel. Neben dieser Organisation der staatlich geförderten Selbsthilfe aber sind, höchst bezeichnend für amerikanische Wirt-

schaftsmethoden, private Interessen in der gleichen Richtung einer Hebung der landwirtschaftlichen Prosperität dauernd am Werke. Da sind die Eisenbahngesellschaften: je höher die landwirtschaftliche Erzeugung, desto höher ihre Frachteinnahmen; je besser die Lage der Landwirtschaft überhaupt, desto höher auch der Wert der Landfläche, die sie noch besitzen. Und da sind die landwirtschaftlichen Maschinenfabriken: je höher die Bildung und die Kaufkraft der Farmer, desto besser auch die Aussichten für ihren Maschinenabsatz. Also arbeiten auch die Eisenbahnen und die Maschinenfabriken an der Erziehung des Farmers. Die Eisenbahngesellschaften stellen Agenten an, die bestimmte Strecken längs der Bahn propagandistisch bearbeiten, um die Farmwirtschaft zu verbessern; sie haben Musterfarmen eingerichtet, auf denen sie die Erfolge guter Wirtschaft praktisch demonstrieren. Ähnlich verfahren die Maschinenfabriken mit ihren Maschinen. Und die größte von ihnen, die International Harvester Company, hat ein eigenes extension-department größten Maßstabes unter wissenschaftlicher Leitung eingerichtet, das nicht etwa nur für die eigenen Erzeugnisse dieses Unternehmens Propaganda macht (auf lange Sicht gesehen, werden die aufgewendeten großen Summen sich auch hier schon rentieren), sondern das ganz unabhängig die Hebung der landwirtschaftlichen Produktion auf allen Gebieten der landwirtschaftlichen Betriebsführung propagiert, durch Verbreitung populärer Schriften, durch Vorträge und Ausstellungen, durch Hergabe von Anschauungsmaterial, auch durch Einrichtung von Musterfarmen, von Versuchsfarmen für neue Anbauten und durch

andere vielgestaltige Arbeiten dieser Art wie durch geldliche Beihilfen dazu — der Vorgang macht wieder einmal deutlich, welche großen Möglichkeiten (und welche Möglichkeiten zur Größe!) die Zusammenfassung so umfangreicher Kapitalkraft unter einheitlicher, auf weite Dauer disponierender Leitung auch der privaten Unternehmung bieten kann. Hier wirkt das dann alles planmäßig zusammen, Staat, Berufsverbände, Privatgeld, staatliche Colleges. Aber die letzteren sind doch immer wieder das Wichtigste. In Manhattan plante die Hochschule in diesen Sommerferien eine zweiwöchige Demonstrationsreise: im Sonderzuge wollte man kreuz und quer durch den Staat fahren, an zweiundvierzig Orten wollte man halt machen, und je nach dem Wetter hoffte man auf eine Zuhörerschaft bis zu hunderttausend Menschen, die man auf diese Weise erreichen könnte. Derartiges wird häufig gemacht. Und ebenso häufig dienen die landwirtschaftlichen Colleges während der Universitätsferien der intensiveren Spezialausbildung der Landwirte. Da werden besondere Kurse von vier Wochen, von zwei und einer Woche, je nach dem Thema, unentgeltlich abgehalten. Die Teilnehmer, praktische Landwirte, Männer und Frauen, werden nach Möglichkeit in den während der Ferien anders nicht benutzten Dormitories und sonstigen Universitätsgebäuden untergebracht. Der ganze Campus steht zu ihrer Verfügung — ein äußeres Bild dafür, in welchem Maße in der Tat überall diese landwirtschaftlichen Colleges sich als Veranstaltungen ihrer Landwirtschaft und als deren für jeden praktischen Dienst immer bereite Helfer empfinden.

Die Farmarbeit ertragreich zu machen, ist das Ziel aller dieser Arbeit, an der das ganze Volk bereitwillig teilnimmt, weil auch der Städter weiß, wieviel davon für ihn abhängt. Ertragreiche Farmarbeit aber heißt nicht nur hohe Produktion, sondern es heißt auch richtig ausgewählte, also verwertbare Produktion und zugleich richtig verwertete Produktion. Nicht mehr Bushels, sondern mehr Dollars heißt die Parole. Denn Farmproduktion ist Erzeugung für den Markt. Der Markt aber ist weit, er muß erst gewonnen werden. Nirgends spürt man es so deutlich wie in Kalifornien. Denn die Früchte und Gemüse, die der Boden dort in verschwenderischer Fülle erzeugt, sind in dem menschenleeren Erzeugungslande selbst unverwertbar. Sie müssen eine Entfernung von 3000 Meilen überwinden, um zu ihrem Markte zu kommen, müssen zehn Tage bis Chicago, zwölf Tage bis New York unterwegs sein. Und wenn sie da konkurrenzfähig sein wollen, bedarf es nicht nur der passenden Transporteinrichtungen, der eisgekühlten ventilierten Eisenbahnwagen, der sogenannten Refrigerator Cars, die die Eisenbahngesellschaften jetzt für Kalifornien zu vielen Zehntausenden zur Verfügung stellen. Es bedarf dazu vor allem auch der marktgängigen Ware in gesicherter Qualität, der einheitlichen Massenware in einheitlicher Verpackung. Und das gilt so oder ähnlich auch von den anderen Produktionsgebieten der Union. Markenware also war das große Erfordernis der amerikanischen landwirtschaftlichen Erzeugung — Standardisation wurde das große Losungswort.

Für Baumwolle, Wolle und Getreide — die großen Massenerzeugnisse des Welthandels — war die Einteilung nach

Marken und Graden schon lange bekannt. Für andere Erzeugnisse hatte der Handel den Anstoß gegeben. Und seine Bedeutung im Rahmen der amerikanischen Wirtschaft wird hierin deutlich: er führte die Marken ein, propagierte sie mit großem Kostenaufwande, gewöhnte dadurch das Publikum an den Konsum dieser bestimmten Marken, die dem Käufer regelmäßig die feststehende Qualität der Ware sicherten — das Ergebnis ist zum Beispiel, daß der amerikanische Farmer selbst außer in Großbetrieben keine Butter herstellt; er würde dafür keinen Absatz finden, weil das Publikum nur die bekannten Marken nimmt, die in den großen Molkereien hergestellt werden; so liefert er eben an diese Molkereien seine Milch. Die überragende Stellung der großen Schlachthäuser in Chicago beruht (abgesehen davon, daß sie die Refrigerator Cars in richtiger Erkenntnis ihrer umwälzenden Bedeutung zuerst und auf eigenes Risiko in größtem Maßstabe eingeführt hatten und daß sie auch die Vorteile des Großbetriebes und einer bis zur Vollendung durchgeführten Verwertung aller Nebenprodukte sich zunutze machen konnten) zu einem Teile ebenfalls hierauf. Und die Verwertbarkeit der kalifornischen Früchte und Gemüse konnte auf keinem anderen Wege erzielt werden, nur mit dem Unterschiede, daß die maßgebende Rolle, die im Fleischhandel die großen privaten Schlächterfirmen errangen, hier rechtzeitig von genossenschaftlichen Organisationen der Farmer selbst entscheidend eingenommen wurde. Denn ob Genossenschaften oder private Großhandelsfirmen, die es ebenfalls gibt — das Prinzip ist stets das gleiche: die Marke entscheidet. Der Käufer muß die Marke kennen, er muß

ihr Vertrauen entgegenbringen, muß wissen, was er zu erwarten hat, wenn er sie bestellt. Nur so kann die Ware einen Markt erlangen. Folglich muß die (genossenschaftliche oder private) Handelsunternehmung stets feststehende Qualitäten in einer beschränkten Sortenzahl liefern. Und folglich — das ist die entscheidende Wendung — muß der Erzeuger auch diese beschränkte Sortenzahl gleichbleibender Markenwaren herstellen, mit um so höherem Nutzen für ihn selbst, je wertvoller die Marke, je höher der Grad ist, den er züchtet. Der Handel erzieht den Erzeuger. Eine der großen Fruchthandelsunternehmungen, die auch neben den Genossenschaften ihren Rang behauptet, betreibt selbst umfangreiche Fruchtfarmen in den verschiedenen Teilen des Landes: die Hauptaufgabe dieser Farmen ist Standardisation; denn auf ihnen zeigt die Handelsfirma dem Farmer am besten durch das eigene praktische Beispiel, was sie haben will, um es zum besten Preise abzusetzen, welche Sorten, welche Qualitäten und welche Methoden — so wird auch von da aus die Produktion der Farmer standardisiert.

Industry — der Amerikaner hat das gleiche Wort, ob er von der Landwirtschaft oder von der Manufaktur, von der Rindviehzucht, von Pfirsichgärten oder von der Stahl-erzeugung spricht. Und es liegt ein Sinn in diesem Sprachgebrauch. Denn der amerikanische Farmer wird durch die notwendige Einstellung auf den weit entfernten Markt und dessen Bedürfnisse, wird durch Spezialisierung und Standardisierung in der Tat zum Industriellen. Für die Liebhabereien des deutschen Obstzüchters, der seinen Stolz in die Vielzahl seiner Sorten setzt, ist da kein Platz, aber auch nicht

für die Nachlässigkeit, die das Obst unbekümmert durch Schädlinge unansehnlich machen läßt. Gleichmäßige Schädlingsbekämpfung ist für den amerikanischen Farmer ebenso notwendig wie gleichmäßige Züchtung und gleichmäßige Verpackung. Und das geht so weit, daß in Südkalifornien zum Beispiel die dort führende große Genossenschaft, die über 70 Prozent der dort gewonnenen Orangen und Zitronen vertreibt, dem Züchter nicht einmal das Pflücken der Früchte überläßt, sondern dieses Pflücken durch eigene Arbeiter, die sie auf seine Farm schickt, selbst besorgt, um sicher zu sein, daß die Früchte in dem für die Versendung geeigneten Reifezustande geerntet werden. Dann aber wendet diese Genossenschaft, deren Vertrieb zwischen 50 und 60 Millionen Dollar jährlich schwankt, jetzt auch im Jahre fast eine Million Dollar auf, um ihre Marke zu annoncieren und zu plakatieren und durch solche Propaganda für die Marke ihren Mitgliedern den Absatz ihrer Erzeugung zu ermöglichen.

Der Markt übt Zwang. Und diesen Zwang der Notwendigkeit erhebt der amerikanische Farmer dann freiwillig zum Gesetz. Texas hatte zuerst damit begonnen, aber ohne vollen Erfolg. Kalifornien — der jüngere Staat mit dem durch die Jugend der Besiedelung geschärften Geschäftssinn seiner Bewohner — ging dann denselben Weg der staatlichen Gesetzgebung mit einem alle Erwartung übertreffenden Ergebnis. „Um die Entwicklung der kalifornischen Frucht- und Gemüsezucht zu heben, um das Ansehen des Staates auf diesen

Märkten zu fördern und um Täuschungen bei der Verpackung der Früchte zu verhindern“, gaben sich die kalifornischen Farmer 1915 das erste Standardisationsgesetz, das für alle auf den Markt kommenden Erzeugnisse die Mindestanforderungen festsetzte, unter denen sie verpackt, versandt und verkauft werden dürften. Wer mit seiner Erzeugung unter diesem Minimum-Standard blieb, der konnte sie seitdem höchstens selbst verzehren; er durfte mit seiner schlechten Ware den Markt nicht mehr verderben, denn „nichts ist demoralisierender für Marktbedingungen und Preise als die Versendung großer Mengen von Produkten kümmerlicher Qualität, in schlechter Verfassung oder sonstwie unerwünschtem Zustande“. Die Durchführung dieses Gesetzes, das man seitdem vielfach verschärfte, wurde durch staatliche Inspektoren gesichert; wer will, kann sich von diesen Inspektoren eine Bescheinigung über den Gütegrad der von ihm versandten Ware ausstellen lassen, die dann gegenüber etwaigen Einwendungen des Empfängers als vollgültiger Beweis vor Gericht anerkannt wird. Und was hier vor zehn Jahren begonnen und im Laufe dieses Jahrzehnts auch von einer wachsenden Zahl anderer Staaten für eine wachsende Zahl von Produkten eingeführt wurde, das erfuhr seine Krönung durch ein Bundesgesetz von 1922, das für die Versendung landwirtschaftlicher Erzeugnisse in den Vereinigten Staaten die Inspektion durch Bundesbeamte und die Ausstellung von Zertifikaten durch diese ermöglichte.

Nationale Standards und Grade, einheitlich für das ganze Gebiet der Union, waren schon während des Krieges verschiedentlich eingeführt worden. Als mit Ende des Krieges

die besonderen Vollmachten der Zentralregierung erloschen, war man im Zweifel, ob irgend etwas davon erhalten bleiben würde. Aber es zeigte sich, daß der Verkehr ohne sie nicht mehr auskommen konnte. Was nützten einzelstaatliche Standards und Grade, wenn sie so verschieden festgesetzt wurden, daß der Grad I in dem einen Staat nicht mehr bedeutete als der Grad II in dem zweiten und der Grad III in dem dritten Staat? Und was nützten die eifrig propagierten Marken, wenn sie immer zahlreicher wurden, ohne daß man sie an einem einheitlichen Standard und seiner Gradskala messen konnte? Das Bedürfnis nach nationalen Standards und Graden war also geweckt. Es hat sich tatsächlich schon in den wenigen seitdem verflossenen Jahren in großem Stile durchgesetzt. Und die Entwicklung geht offenbar dahin, daß die beteiligten Staaten in immer wachsendem Maße und für eine immer wachsende Zahl von landwirtschaftlichen Erzeugnissen einheitlich nationale Standards einführen. Diese nationalen Standards besagen mit genauer, bis ins einzelne gehender Beschreibung, welche Eigenschaften die betreffende Ware haben muß, um zu einem bestimmten Grade der nationalen Standards gerechnet zu werden. Diese Anforderungen werden jährlich nach den in der Zwischenzeit gemachten Erfahrungen und Fortschritten revidiert. Das Entscheidende aber ist, daß sie stets gleichmäßig für das ganze Gebiet der Union gelten — entscheidend deshalb, weil bei der Größe des Landes und der Verschiedenheit seiner klimatischen Bedingungen der Ausfall der Ernte in den verschiedenen Staaten ja ganz verschieden sein kann, so daß zum Beispiel in Kalifornien bei einer mäßigen Weinernte

auch seine besten Trauben nur unter die Nr. 2 fallen mögen, während gleichzeitig Florida große Mengen Trauben von Nr. 1 des nationalen Standards zu liefern imstande sein mag. Ein feststehendes Minimum von Qualität in den verschiedenen Graden wird so für alles, was von solchen nationalen Standards gedeckt ist, über das ganze Land hin gesichert. Dieses Minimum aber zu überschreiten und der eigenen Erzeugung, der eigenen Marke einen Zusatzwert zu sichern, bleibt dann noch immer dem Wettbewerb der einzelnen Staaten und der einzelnen genossenschaftlichen oder privaten Handelsunternehmungen mit ihren besonderen Handelsmarken überlassen.

Die Handelsfähigkeit und — was man in Deutschland wohl beachten soll — die Konkurrenzfähigkeit der amerikanischen Landwirtschaftserzeugung auch auf dem Weltmarkte wird dadurch außerordentlich gesteigert. Das Bundeszertifikat aber ist das Mittel dazu; es geht schwerlich zu weit, wenn das Landwirtschaftsdepartment seine Einführung als eine nahezu revolutionäre Maßnahme bezeichnet. Seine Benutzung wächst rapide, obwohl sie an keinerlei gesetzlichen Zwang gebunden ist: es ist die sich immer mehr einbürgernde Verkehrssitte, die sie fordert. Begreiflicherweise. Denn die zertifizierten Sendungen erhalten ja geradezu den Charakter vertretbarer Waren, die auch während der Versendung gehandelt und nach beliebigen Zielen umdirigiert werden können. Streitigkeiten zwischen dem Versender und dem Empfänger ist der Boden entzogen. „Die Standardisation,“ so heißt es in einem kalifornischen Bericht, „vermindert in großem Umfange Vergeudung und Verluste, indem sie nicht

marktgängige Ware in dem Produktionsgebiete zurückhält und dadurch Verpackungs- und Transportkosten und andere Ausgaben erspart, die sonst für den Handel mit wertloser Ware aufgewandt würden. Sie schafft dem Territorium und den Erzeugern einen Ruf, verbessert die Marktbedingungen, indem sie die Ansprüche der Empfänger befriedigt, und dadurch regt sie den Verbrauch an, verbreitert den Markt, vermehrt die Nachfrage und sichert die besten Preise. Grundlegende Verbesserungen in der Produktion und den Handelsmethoden können daraus resultieren. Die Erzeugung größerer Ernten höherer Qualität wird ermutigt; die Schädlingsbekämpfung und die Bedingungen der Anpflanzung, des Erntens, des Handelns, des Transports und der Aufbewahrung werden kontrolliert, um die Wünsche des Verbrauchers zu befriedigen und dem Erzeuger die Vorteile zu sichern, die die Märkte für die besten Produkte bezahlen.“ So ist der Farmer sicher, den wirklichen Wert seiner Ware zu erhalten. Und das spornt ihn zu höchster Leistung.

Ein umfangreiches Programm für den organisierten Kredit der Landwirtschaft kam hinzu.

Der amerikanische Landwirt findet für seine normalen, laufenden Kreditbedürfnisse verhältnismäßig leicht — leichter als der deutsche — Befriedigung durch das lokale Bankgeschäft. Denn das amerikanische Bankwesen entbehrt der Konzentration, die in den letzten Jahrzehnten das private deutsche Bankgeschäft dezimierte und in ungezählten Fällen den privaten Bankier durch die Niederlassung der Großbank

verdrängte. In Amerika verbietet dies das Gesetz. Mit Ausnahme von wenigen Staaten verhindert es die Filialbildung der Banken. Es trennt sogar scharf zwischen Handelsbanken und Effektenbanken. Und wenn in New York oder Chicago eine Großbank das Bedürfnis empfindet, ihrem kommerziellen Bankgeschäft eine Abteilung für Wertpapiervertrieb und -verwaltung anzugliedern, so kann sie das nur in der Weise tun, daß sie unter besonderer Rechtsform ein besonderes Institut dafür errichtet. Das sitzt dann im selben Hause, steht praktisch unter der gleichen Verwaltung, und die Verbindung geht so weit, daß auch die Aktionäre des einen Instituts gleichzeitig zwangsweise Aktionäre des anderen Instituts sein müssen: die sämtlichen Aktien der beiden Institute nämlich werden bei einem Treuhänder hinterlegt, und dafür werden Anteilscheine ausgegeben, die mit dem Anteil an dem einen Institut gleichzeitig einen entsprechenden Anteil an dem zweiten repräsentieren; nur solche Anteilszertifikate sind zu erwerben. Die Trennung zwischen Handelsbank und Effektenbank ist dann freilich nur noch eine Form. Und daß man so offen den Weg praktizierte, die gesetzliche Vorschrift tatsächlich inhaltslos zu machen, läßt schon an sich darauf schließen, daß auch das Verbot der Filialbildung die Schaffung von Konzernen, die Gruppenbildung mit enger oder loser affilierten Banken nicht ganz verhindert hat. In der Tat ist New York auch heute noch in großem Umfange der finanzielle Souverän des Landes, absolut maßgebender Markt vor allem für kurzfristiges Bankgeld, absolut führend (jedenfalls heute noch) für die Emission großer Anleihen usw. Für das laufende Bankgeschäft aber

ist durch die gesetzlichen Vorschriften — und durch den riesigen Umfang des Landes, der eine Konzentration nach deutschem oder englischem Muster sowohl physisch wie kapitalmäßig unmöglich machen würde — doch in großem Umfange Freiheit und Selbständigkeit erhalten geblieben. Manche meinen sogar, etwas zu viel; denn für die überaus große Zahl von Banken und Bankgeschäften (mehr als 30 000) fehle es eben doch an dem notwendigen Menschenmaterial zu durchweg guter und geschäftstüchtiger Leitung; die große Zahl der Zusammenbrüche von Banken und Bankgeschäften erkläre sich daraus. Aber jedenfalls blieb es Tatsache, daß durch die Verhinderung der Bankkonzentration auch die Konzentration des Geldes im Wichtigsten verhindert worden ist. Die bei den Banken und Bankgeschäften im Lande sich ansammelnden Spargelder und Betriebsmittel der Nation wurden nicht dem zentralen Kommando weniger zentraler Großbankleitungen unterstellt. Das in der Provinz erübrigte Geld bleibt im wesentlichen in der Provinz, zu provinzieller Verwendung durch den Provinzbankier, der selbst über die Verwendung entscheidet und der, wenn er klug ist, das bei ihm eingezahlte Geld zur Förderung seiner eigenen Kundschaft verwenden wird. Der Entgeldung des Landes, dieser gefährlichen Folge der Konzentration, ist vorgebeugt. Der Bankier in der Kleinstadt, in der Landstadt kann nach eigenem Urteil auch der Landwirtschaft seiner Umgegend, deren Verhältnisse ihm vertraut sind, Kredit gewähren.

Das mag es erklären, daß die bei uns so weit überragende Form des ländlichen Genossenschaftswesens, der ländliche Spar- und Darlehnskassenverein, dessen erste Aufgabe darin besteht, die Ersparnisse der ländlichen Bevölkerung zu sammeln und sie durch Kreditgewährung an die Landwirtschaft wieder für diese selbst fruchtbar zu machen, in Amerika noch überhaupt keine Rolle spielt; daß das Prinzip der nachbarschaftlichen unbeschränkten Haftpflicht (einer für alle und alle für einen), auf dem unsere Kreditgenossenschaften aufgebaut sind, weder dem Geschäftsgeist des amerikanischen Farmers noch seinen mancherlei isolierenden Differenzierungen entsprach, mußte als weiteres Hindernis wirken.

Die besonderen Kreditbedürfnisse des amerikanischen Farmers aber, denen nun die Gesetzgebung des letzten Jahrzehnts abzuhelfen unternahm, waren dreifacher Art.

Zunächst ging man an die Organisation des Hypothekarkredits. Er war bis dahin eine Angelegenheit privat-individueller Kreditgabe. Für Hypothekenbanken, Landschaften und ähnliches fehlte in Amerika bis zum Kriege schon die erste Grundlage: der Amerikaner war keine Bonds kaufende Nation, die weiten Massen der Sparer und Kleinkapitalisten kannten den Wertpapierkauf allenfalls für die Zwecke der Spekulation, nicht für die ruhige Anlage. Das hat sich durch den Krieg weitgehend geändert. Die Propaganda für die Kriegsanleihen bedeutete für die Anlagesitten des Landes eine vollständige Revolution. Das festverzinsliche Wertpapier wurde durch sie ganz großen Schichten des Volkes zum erstenmal nahe gebracht. Und auf dieser Aenderung der

Anlagesitten wurden durch Gesetz von 1916 die Federal Land Banks aufgebaut, die in zwölf Distrikten über das ganze Land hin errichtet wurden. Sie gewähren erststelligen landwirtschaftlichen Amortisations-Hypothekarkredit (das Problem des organisierten zweitstelligen Hypothekarkredits ist auch hier noch ungelöst), und zwar bis zur Höchstgrenze von zuerst 10 000, seit 1923 aber 25 000 Dollar für den einzelnen Farmer. Zwischen ihnen und dem Einzelschuldner stehen dabei Assoziationen der Kredit wünschenden Farmer, die sich in engen Nachbarschaftsbezirken zusammenschließen haben und denen die erste Prüfung und Weitergabe der Kreditgesuche, die Kontrolle der Geldverwendung, die Einziehung der Jahreszahlungen und ähnliches obliegt: solcher Assoziationen gab es 1923 schon annähernd 5000. Die Mittel zur Gewährung der Kredite aber verschaffen sich die Federal Land Banks, indem sie auf der Grundlage dieser Hypothekarkredite Obligationen ausgeben, die sogenannten Farm Loan Bonds, deren Steuerfreiheit auch den Hypothekarkredit verbilligt. Die Bonds jeder einzelnen Federal Land Bank sind zusätzlich gesichert durch die Garantie aller übrigen elf, so daß sie, statt sich gegenseitig Konkurrenz zu machen, eigentlich ein einheitliches Wertpapier darstellen, wie ja auch das ganze System unter der einheitlichen Leitung und Ueberwachung einer gemeinsamen Behörde, des Federal Farm Loan Board, steht. So ist es möglich, die steuerfreien Obligationen mit einer Verzinsung von $4\frac{1}{2}$ bis 5 Prozent abzusetzen und demgemäß den Hypothekenzinsfuß für diese Darlehen an den Farmer auf den Höchstbetrag von 6 Prozent zu beschränken, der praktisch

noch unterschritten wird. Die Einbürgerung des Systems hat schließlich auch noch zur Errichtung zahlreicher privater Joint Stock Land Banks geführt, geschäftlicher Unternehmungen für ländlichen Hypothekenkredit, die unter den Regeln des Gesetzes von 1916 und unter Aufsicht des Federal Farm Loan Board in ganz ähnlicher Weise arbeiten. Das Ergebnis ist, daß die zwölf Federal Land Banks bis Ende 1924 bereits an weit über 300 000 Farmer nahezu eine Milliarde, die Joint Stock Land Banks weitere mehr als 400 Millionen Dollar gegen Hypotheken haben ausleihen können — Schutz gegen den Loan Shark, den Geldhai.

Das Zweite war die Vorsorge für einen den besonderen Bedürfnissen der Landwirtschaft entsprechenden längerfristigen Betriebskredit von neun Monaten bis zu drei Jahren, für den man, da er in das normale Bankgeschäft mit seinem Liquiditätsbedürfnis nicht hineinpaßte, durch Gesetz von 1923 in den zwölf Bezirken der Federal Land Banks ebenfalls zwölf Federal Intermediate Credit Banks organisierte. Sie emittieren Schuldverschreibungen und rediskontieren mit deren Erlös die Wechsel der Farmer, die ihnen von Privatbankiers oder von Farmer-Genossenschaften zugeleitet werden.

Das Dritte und für die Zukunft vielleicht Wichtigste aber ist die verbesserte Vorsorge für die Finanzierung der Ernten.

Das Problem besteht darin, daß der Landwirt sich durch Geldmangel leicht genötigt sehen kann, seine Ernte schnell nach ihrer Einbringung abzustoßen; dieses große, zusammen-

gedrängte Angebot bewirkt dann oft einen Preisdruck zum Schaden des Landwirts, während später einsetzende Preiserhöhungen nicht mehr ihm, sondern nur noch dem Handel oder sonstigen Erwerbern zu gute kommen. Der amerikanische Großwarenverkehr besonders für Getreide kennt als einen Schutz hiergegen schon lange das System der Elevatoren und der Lagerhäuser überhaupt: die Ware wird hier eingeliefert und pfleglich behandelt, bis der Einlieferer darüber verfügt, dieser aber erhält eine Quittung, das Warehouse-Receipt, und allein gegen dessen Rückgabe liefert der Elevator oder das Lagerhaus die Ware aus. So kann der Besitzer durch Uebergabe dieser Quittung, also durch Verpfändung der von ihm hinterlegten Ware, einen Kredit von der Bank erhalten, der ihn von dem Zwang zu sofortigem Verkauf befreit, bis er den zum Verkauf geeignetsten Augenblick gekommen glaubt. Das so einleuchtend scheinende System ist in der Praxis bisher offenbar doch nur sehr ungleichmäßig und nur sehr unregelmäßig wirklich durchgeführt worden. Klagen der lokalen Banken besagen, daß sie mit derartig beliehenen Lagerhausquittungen vollägen, während die großstädtischen Banken sich oft weigerten, diese Papiere zum Rediskont anzunehmen. Und in ländlichen Kreisen geht die böse Meinung um, dies komme einfach daher, daß die Großbanken zu eng mit den Großmühlen und dem Großhandel liiert seien und sich nach deren Interessen richteten. Ob das nun zutrifft, ob auch einfache Unkenntnis eine Rolle spielt oder die Besorgnis, daß bei scharfen plötzlichen Preisstürzen, wie die Börse sie kennt, die beleihende Bank eines Tages eben doch ohne genügende

Deckung dastehen könnte — ein besonderes Hemmnis bestand jedenfalls in Mißbräuchen, die in den Lagerhäusern selbst eingerissen waren und die, weil sie dem System die Sicherheit nahmen, dieses ganze System diskreditierten. Dem soll durch den United States Warehouse Act von 1916 abgeholfen werden. Dieses Gesetz stellt Regeln fest, nach denen ein Lagerhaus sich als „federally licensed“ bezeichnen darf: der Lagerhausführer wird auf seine Zuverlässigkeit geprüft und erst danach konzessioniert, er wird von der Regierung regelmäßig kontrolliert, er muß seine Geschäfte in ganz bestimmten Formen abwickeln, auch die Lagerhausscheine erhalten eine feststehende, einheitliche Form, aus der alles zur genauen Beurteilung der hinterlegten Ware Erforderliche ersichtlich sein muß. Zu diesen Erfordernissen gehört auch der Grad der Ware nach den geltenden Standards. Und der Sinn der Institution zusammen mit der rasch fortschreitenden Standardisation der amerikanischen landwirtschaftlichen Erzeugung wird hieraus deutlich. Indem das Gesetz die Zuverlässigkeit der Lagerhäuser und ihrer Quittungen zu sichern bestrebt ist, zielt es gleichzeitig darauf ab, diese Quittungen selbst, weil sie Waren von bestimmten und handelsüblich bekannten Standard-Qualitäten repräsentieren, zu handelsfähigen, durch einfaches Giro übertragbaren und überall gangbaren Handelspapieren zu machen. Gelingt das, dann ist das Problem der Erntefinanzierung gelöst, ist der Erzeuger in die Lage versetzt, seine Produkte auch für eine längere Periode nach der Ernte zu halten. Für den Baumwollhandel wird dies bereits berichtet: während die Baumwolle früher schnell ins Ausland verkauft und im Ausland

finanziert wurde, werde sie jetzt (auch ein Beispiel für die Verschiebung der finanziellen Kräfte durch den Krieg) in den Vereinigten Staaten gehalten, eingelagert und finanziert und dann allmählich verkauft. Daß das System sich auch für andere Erzeugnisse einbürgert, kann wohl daraus geschlossen werden, daß die Zahl der Elevatoren und Lagerhäuser, die sich — freiwillig — unter den Warehouse Act stellen und sich damit der öffentlichen Kontrolle unterwerfen, in den letzten Jahren rapide wuchs. Und während das System anfangs nur für Baumwolle, Getreide, Wolle und Tabak eingerichtet wurde, wächst neuerdings auch das Bestreben, es für eine ganze Reihe anderer landwirtschaftlicher Produkte wie Bohnen, Eier, Äpfel, Kartoffeln usw. wirksam zu machen. Eine Gesetzesnovelle von 1923 hat die rechtliche Basis auch dafür geschaffen — ebenfalls ein Erfolg der Standardisation.

Hand in Hand mit allen diesen Entwicklungen aber, sie befördernd und gleichzeitig nicht minder durch sie befruchtet, ging in dem letzten Jahrzehnt eine außerordentliche Entfaltung der landwirtschaftlichen Genossenschaften vor sich. Rund 12 000 solcher Farmerorganisationen wurden Ende 1923 gezählt, mit schätzungsweise anderthalb Millionen Mitgliedern und einem Umsatz von mehr als zwei Milliarden Dollar im Jahr. Aber nicht diese große Verbreitung an sich ist dabei das Bedeutungsvollste. Ueberall wächst ja in Zeiten landwirtschaftlicher Depression die Neigung zum genossenschaftlichen Zusammenschluß. Einkaufsvereinigungen zum

gemeinsamen Bezug der wichtigsten Massenbedarfsartikel der Farmer (Futter, Saat, Dünger, Packmaterial usw.): sie sind das bisher einzige Beispiel eines zahlreicheren Vorkommens konsumgenossenschaftlicher Organisation in den Vereinigten Staaten, in deren Städten mit ihrer fluktuierenden und auf Pfennigsparen nicht eingestellten Bevölkerung der europäische Konsumverein noch so gut wie unbekannt ist. Und Verkaufsgenossenschaften zum gemeinsamen Absatz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, Getreide-, Milch-, Vieh-, Obstverwertungsgenossenschaften usw., dazu genossenschaftliche Molkereien, Käsefabriken und alles mögliche der Art, gesonderte Verkaufsgenossenschaften immer für ein spezielles landwirtschaftliches Produkt — das ist der zahlenmäßig führende, ländliche Genossenschaftstyp in Amerika. Diese Verkaufsgenossenschaften beruhen in der Regel auf mehrjährigen Kontrakten ihrer Mitglieder, in denen diese sich verpflichten, ihre gesamte Erzeugung an dem betreffenden Produkt ausschließlich durch die Genossenschaft zu vertreiben. Und gewöhnlich „poolt“ diese dann die Ware, indem sie — Standardisation! — die eingelieferten Mengen nach Qualitätsgraden sondert und jedem Mitglied für seinen Anteil an jedem Grade den Durchschnittspreis zahlt, den sie bei der Gesamtverwertung des betreffenden Grades erzielt. Meistens ist die Ausschaltung des besonderen Zwischenhandelsgewinnes das Ziel, auch die Befreiung des isolierten Farmers aus der Abhängigkeit von dem einzelnen Verkäufer, oder die gemeinsame Verarbeitung zum Beispiel von Milch in gemeinsam dazu geschaffenen Anlagen, deren Besitz dann ein weiteres Band um die Genossenschaft legt; der

wichtigste gemeinsame Besitz ist gewöhnlich doch der Name, die Marke der Genossenschaft, deren Einführung, wie oben gezeigt, dem Produkt überhaupt erst den selbständigen Zugang zum Markte schafft. Aber das alles ergibt sich ja aus dem Wesen der Sache. Das Wichtige und Neue liegt auf einer anderen Entwicklungslinie, die erst nach 1920 ihren Anfang nahm. Zwei Zahlen bezeichnen, worum es sich handelt: im Jahre 1924 hatten 50 neue Genossenschaftsorganisationen eine größere Mitgliederzahl und einen größeren Gesamtumfang als sämtliche 5424 Genossenschaften, von denen die Zählung von 1915 zu berichten wußte.

Eine neue Form im amerikanischen ländlichen Genossenschaftswesen ist, das besagen diese zwei Zahlen, in den letzten Jahren herangewachsen: die große Genossenschaft. Gab es früher allein die Massen von kleinen lokalen Organisationen, mit höchstens gelegentlichen Verbindungen untereinander, so sucht dieser neue Typ der großen Genossenschaft die Produktion eines ganzen Bezirks oder gar eines ganzen Staates fest in sich zusammenzuschließen. Das sind dann in Wahrheit gewaltige, konzentrierte Handelsunternehmungen der Farmer, ganz geschäftsmäßig betrieben, mit hohen Gehältern (25 000 Dollar und mehr) für die Leiter, die natürlich erste Kräfte sein müssen, mit hoher Kapitalinvestition für die zum Geschäftsbetriebe notwendigen Ladehäuser, Transportmittel und sonstigen Anlagen. Als die ersten dieser großen Genossenschaften entstanden, war die Rechtslage noch zweifelhaft, wie eine drohende Wolke

hingen die Antitrustgesetze über ihnen. Aber die Gesetzgebung half, der Capper-Volstead Act vom 18. Februar 1922, der das Zusammenschlußrecht der Erzeuger landwirtschaftlicher Produkte umfassend regelte, schuf freie Bahn. Die großen kalifornischen Obsthandelsgenossenschaften wurden gelegentlich schon erwähnt. Noch umfassender als die süd-kalifornische Genossenschaft für den Orangen- und Zitronenhandel, die rund drei Viertel der gesamten dortigen Erzeugung kontrolliert, ist die kalifornische Walnuß-Genossenschaft, in der faktisch schon die Gesamtheit der Produktion vereinigt ist. Aber in anderen Produktionsgebieten und -zweigen der Union ist die Entwicklung gleichzeitig ganz denselben Weg gegangen. Acht oder zehn große Tabakpflanze-Assoziationen vertreiben, wie man mir sagt, jetzt vielleicht schon die Hälfte des gesamten, in der Union gewonnenen Tabaks. Auch in den Baumwolle- und Reisgebieten, ebenso wie für Wolle wachsen die großen Genossenschaftszusammenschlüsse empor. Und um dasselbe und noch mehr für das Getreide zu erreichen, sind überall stärkste Kräfte am Werke.

Führt dieser Weg etwa zur Bildung riesiger landwirtschaftlicher Produzentenmonopole? Die Frage ist ja auch gelegentlich schon in der deutschen Diskussion über die Zukunft unseres ländlichen Genossenschaftswesens an einem fernen Horizonte (Milchring) aufgetaucht. Die in Amerika maßgebend Beteiligten verneinen es heute. Verweisen sie hie und da selbst auf gewisse Ähnlichkeiten mit deutschen Industriekartellen, so unterstreichen sie auf der anderen Seite doch als grundlegenden Unterschied, daß diesen ländlichen Groß-

organisationen die Möglichkeit abgehe, regelnd auch in die Produktion einzugreifen. Bei heute schon über sechs Millionen Farmern sei das unmöglich, erst recht angesichts der Tatsache, daß doch jeder jederzeit in das Geschäft hineingehen könne. Dazu kämen die Fesseln des Gesetzes. Ein Rat, die Produktion einzuschränken, sei freilich erlaubt. Und die mit höchster Anspannung aller Technik, mit drahtlicher und drahtloser Telegraphie und mit großem Kostenaufwand von der Regierung betriebene Information der Farmer über die jeweilige Lage und die Aussichten des Marktes sollte ja dazu dienen, die großen Schwankungen der Produktion und damit der Preise einigermaßen zu mildern. Aber die Genossenschaftsorganisationen selbst wirkten ja durch ihre ganze Arbeit eigentlich für eine Vermehrung der Produktion, indem sie immer bessere und besser tragende Sorten empföhlen. Einmal habe eine Genossenschaft, die der Weintraubenzüchter in Fresno, die vielleicht 80 Prozent der kalifornischen Erzeugung zusammengefaßt hatte, in dem Preissteigerungstaumel nach dem Kriege allzu hohe Preise allzu lange aufrechterhalten: die Folge war, daß die Anpflanzung von Reben sehr rasch vermehrt wurde, und da diese neuen Reben unglücklicherweise gerade in dem Zeitpunkte zu tragen anfangen, als die Deflationskrise bereits einsetzte, so war die Folge ein verhängnisvoller Zusammenbruch, dessen Wirkungen für den ganzen Bezirk auch heute noch nicht überwunden sind; ein großer Teil der schwächeren Farmer verlor Farm und Habe, da das Land einfach unverkäuflich wurde, zahlreiche Banken, die es beliehen hatten, brachen ebenfalls zusammen, was dann übrigens in Kalifornien doch

zu einer Konzentration des Bankwesens mit Filialbildung der Großbanken führte, weil nur durch deren stützendes Eingreifen die Krise eingedämmt werden konnte.

Aber was nun auch hier die Zukunft noch bringen möge — zunächst geht der Kampf um die Spanne zwischen Erzeuger- und Verbraucherpreis, und zwar vor allem beim Getreide. Daß bei unbefriedigenden Erzeugerpreisen diese Spanne hier wie überall in der Nachkriegszeit gestiegen ist, hat hier wie überall Erbitterung geschaffen. Stellenweise nahm diese Erbitterung politische Formen an, indem sie Bauern und Arbeiter in gemeinsamen Kampf gegen den Preisanteil des Handels und der Mühlen zusammenführte: das gab eine Zeitlang den wirtschaftlichen Untergrund für die Farmer-Labor Party, die zwar bei den Bundeswahlen erfolglos blieb, aber in einigen Einzelstaaten im Nordosten Einfluß gewann; ihr Bestreben, des Uebels mit staatlichen Banken, mit staatlichen Mühlen und ähnlichen staatssozialistischen Mitteln Herr zu werden, blieb doch ohne Ergebnis. Andere Projekte zur Fixierung und zur Hebung des Getreidepreises traten eine Zeitlang ebenfalls in den Vordergrund. Die Regierung, so wurde gefordert, sollte einen „Getreide-Dollar“, also eine gleichbleibende Kaufkraft des Getreidepreises garantieren; oder sie sollte eine riesige Organisation zum Aufkauf, zur Lagerung und womöglich zum Export des überschüssigen Getreides ins Leben rufen — daraus ist begreiflicherweise erst recht nichts geworden. Die Getreide-Großgenossenschaften dagegen marschieren. Schon hat es einen überaus bezeichnenden Versuch gegeben. Eine Anzahl der größten Elevatoren, den größten und kapitalmächtigsten Handels-

unternehmungen gehörend, sollte an eine unter ausschlaggebendem Einfluß der Farmer zu bildende genossenschaftliche Handelsgesellschaft abgetreten werden; es handelte sich um Anlagen, die mit 26 Millionen Dollar kapitalisiert werden sollten: der private Handel wollte sich daraus zurückziehen. Der Plan — kleine Elevatoren sind schon massenhaft im Besitz von Farmergenossenschaften — ist zunächst auf Schwierigkeiten gestoßen, weil zwischen den Persönlichkeiten, die ihn durchführen wollten, und leitenden Stellen landwirtschaftlicher Organisationen Meinungsverschiedenheiten über seine Form und seine Finanzierung ausbrachen. Aber er bleibt doch auch so symptomatisch. Die Getreide-Großgenossenschaft marschiert. Zunächst arbeitet man daran, sie in den einzelnen Staaten auf die Beine zu stellen. Aber schon meldet sich das Problem, diese einzelstaatlichen Großgenossenschaften dann zu einem einheitlichen, machtvollen Körper für das ganze Gebiet der Union zusammenzufügen. Ein Problem von Jahren. Aber was tut das?

DER HANDEL, DIE INDUSTRIE UND DER KÄUFER

Das vorstehend für die Landwirtschaft Geschilderte läßt tatsächlich ganz allgemein bestimmende Merkmale der gesamten amerikanischen Wirtschaftsführung erkennen, zugleich bestimmende Gründe ihres gewaltigen Erfolges.

Das weite Land bietet sich der amerikanischen Warenerzeugung als ein riesiges einheitliches Wirtschaftsgebiet, als ein riesiger einheitlicher Markt. Aber sie mußte diese menschenleere Weite doch erst erobern, um einen eigentlichen Markt aus ihr zu gestalten. Und immer wieder muß sie diese weiterstreuten Menschen als Abnehmer ihrer Erzeugnisse erst gewinnen, muß sie sie erst erziehen zum Kaufen und Verbrauchen dessen, was sie ihnen liefern will. Das bedingt ein dauerndes Werben um den Kunden in angestrengtem, niemals erlahmendem Wettbewerb. Aber dem, der in diesem Wettbewerb erfolgreich ist, der seine Marke, seinen Namen durchzusetzen vermag, bietet sich — sei er Fabrikant oder Händler — damit auch die Möglichkeit zu einer riesigen Ausdehnung, die Möglichkeit zu einer Massenproduktion, zu einem Massenvertriebe größten Stils und damit wieder die Möglichkeit zu einer Verbilligung, mit deren Hilfe er dann seinen Namen, seine Marke weiter beherrschend machen kann. Dann prägt diese Marke, dieser Name tatsächlich den Verbrauch, den Geschmack, die

Gewohnheiten und das Aussehen des ganzen Landes. Und der Großbetrieb in Industrie und Handel kann die ganze kostenmindernde Kraft seiner rationalisierenden Organisation entfalten.

Eines Sonntags war ich, viele Stunden lang, durch die Straßenzüge Chicagos gefahren, in denen die noch nicht Amerikanisierten, eingewanderte Arbeiter und Mittelstand aus ein paar Dutzend verschiedenen Nationalitäten, ihre nach Nationen, Rassen, Konfessionen und Farben abgesonderten Wohnquartiere innehaben. Da konnte man an den Kindern, die auf den Straßen spielten, aber noch viel mehr an den älteren Leuten, die vor den Hauseingängen sitzend die Sonne und die Sonntagsruhe genossen (und an den Frauen wieder viel mehr als an den Männern) noch deutliche nationale Unterschiede und Spuren der Herkunft erkennen, im Schnitt der Gesichter, in der Tracht der Haare, in Einzelheiten des Anzugs. Am Morgen darauf aber stand ich früh an einem der großen Bahnhöfe im Zentrum der Stadt, in denen die Vorortzüge, einer hinter dem anderen, die Menschenmassen heranführen, die, draußen wohnend, in den Arbeitsstunden des Tages die Bürozellen und Bürosäle der Wolkenkratzer füllen. Es war ein phantastischer Heereszug, eine phantastische Prozession, diese Tausende und Tausende männlicher und weiblicher Angestellter, die da in dem gleichen eiligen Schritt zu der gleichen eiligen Arbeit drängten: ein paar Minuten Weges, dann waren diese vielen Tausende eingeordnet an ihren Schreibmaschinen irgendwo im vierzehnten, im dreiundzwanzigsten Stock und die vielen Tausende von Maschinen konnten nun zu klappern beginnen in

der hier üblichen pausenlosen Eile. So viel Schreibwerk hat der moderne, arbeitsteilige Wirtschaftsbetrieb nötig gemacht — Heeressäulen von Fingern, von nichts als Fingern setzt er in Bewegung! Aber fast noch phantastischer als diese Vorstellung war doch der Eindruck der wahrhaft ungeheuerlichen Uniformität, die dort heranzog. Fruchtloses Bemühen, an diesen Gesichtern noch nationale Züge, Merkmale der Abstammung erkennen zu wollen. Gesichter? Die jungen Männer alle gleich rasiert, gleiche Kragen, gleiche Hüte, gleiche Brillen, gleiche Schuhe. Und erst die Mädchen! Junge und weniger junge, hübsche und weniger hübsche, mit dünnen oder dickeren Beinen, mit kurzen oder noch kürzeren Röcken — alle, soweit es ihnen möglich war, trugen sie die Figur des Jahres und die Haarfarbe der Saison, Wangen und Lippen gleichmäßig gemalt, alle in Kleidern der gleichen Façon und alle, alle in demselben Mantel nach demselben Schnitt, mit demselben schmalen Kragen und demselben schmalen Pelzstreifen zwölf Zentimeter oberhalb des unteren Randes! Und diese Figur, diese Haarfarbe, diese Schminke, diese Kleider, diese Mäntel, diese Pelzstreifen — Himmel, diese Mäntel mit den Pelzstreifen! — trugen sie durch das ganze Land von New York bis San Franzisko, vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean, in der Millionenstadt wie in Gopher Prairie!

Der Wunsch, äußerlich nicht aufzufallen, sich nicht abzuheben, den andern gleich zu sein — in dieser Angestellten-schicht hier wie stets am stärksten ausgeprägt, aber tatsächlich hier auch alle anderen Massenschichten erfüllend — kommt solcher Uniformierung entgegen. Der sehr reale Vor-

teil größerer Billigkeit der Massenware bereitet ihrem Absatz natürlich erst recht den Boden. Und das Massengeschäft, die mit äußerster Kraft hochgetriebene Organisation des Massenabsatzes, auf diesem Boden möglich geworden und ihn nun mit tiefem Pfluge beackernd, hat diese Standardisierung dann zum Siege gebracht.

Der interessanteste Typus dieser Massengeschäfte sind die großen Mail Order Houses, Riesenversandgeschäfte, die von ganz wenigen großstädtischen Zentralen aus gerade die Menschen der Einsamkeit, die Bevölkerung der Farmen, der Landstädte, der weitabgelegenen kleinen und Mittelstädte an den großen, einheitlichen, standardisierten Markt Amerikas herangezogen haben. Alles kann man, über den ganzen Umfang der Vereinigten Staaten hin, durch diese Versandgeschäfte beziehen, Kolonialwaren und ganze Wohnungseinrichtungen, Automobilreifen und Klaviere, Kleidungsgegenstände und Juwelen, bis zu vollständig fertigen Garagen und sogar großen Häusern, die zusammengelegt versandt werden und die man am Empfangsorte nur aufzustellen braucht; jeden Pflock und jeden Nagel dafür findet man an seinem Platze. Der Hauptkatalog des größten dieser Häuser (Sears Roebuck & Co. in Chicago) hat das Format und den Umfang des Adreßbuches einer Millionenstadt. Er wird zweimal im Jahre versandt — an zehn Millionen Adressen; rechnet man die vielen Zwischen- und Spezialkataloge dazu, so versendet diese eine Firma 50 Millionen Kataloge im Jahre! Nach diesen Katalogen bestellt der Kunde, indem er größtenteils

den Geldbetrag dafür sofort beilegt. Und dann wird jede Bestellung in längstens vierundzwanzig Stunden nach ihrem Eingang erledigt; ist wirklich einmal eine Katalogware nicht auf Lager, so wird ungern zurückgefragt, lieber schickt man dem Kunden die nächstbessere Qualität zum Preise seiner Bestellung; mit höchster Sorgsamkeit sucht man alle Wünsche der Kunden zu erfüllen: „Wenn unser Paket auf dem Lande ankommt, so ist das wie Weihnachten, und wenn wir dann die Mütze für Bill oder die Schürze für Mary vergessen hätten, so wäre die ganze Familienfreude zerstört“ — der Besteller kann nach Eingang der Ware alles zurückschicken, was ihm nicht gefällt, und die Firma zahlt ihm nicht nur sein Geld zurück, sondern trägt auch noch das Porto. Das Resultat: an Schuhen versendet diese Firma über acht Millionen Paare im Jahre, an manchen Haupttagen, vor Ostern oder Pfingsten, an einem Tage 38 000 Paar; an seidenen Kleiderstoffen setzte sie in einem Frühjahr über 800 000 Ellen ab; ihr durchschnittlicher Gesamtversand beträgt ungefähr 130 000 Bestellungen täglich, also 30 bis 40 Millionen Sendungen im Jahre. Ermißt man die Uniformierung des Verbrauchs, die der Katalog dieser einen Firma über das ganze Land trägt? Die anderen Großversandgeschäfte, die ähnlich arbeiten, wirken in der gleichen Richtung. Und natürlich müssen die lokalen Verkaufsgeschäfte in der Kleinstadt, um mit ihnen konkurrieren zu können, erst recht immer die neueste Großstadtware bringen. Die Großen geben den Ton an, die Kleinen folgen. Und so verschärft sich noch die Standardisierung des Verbrauchs und damit auch die Erziehung zur einheitlich

standardisierten Massenfabrikation, die das Massenver-
sandgeschäft ermöglicht, erzwingt.

Es ist nicht viel anders mit den Chain Stores, den Ketten-
geschäften, die neuerdings in den Vereinigten Staaten eine
sehr starke Entwicklung genommen haben. Das sind Massen-
Filialbetriebe, die, von einer Zentrale aus geleitet, in einer
sehr großen Zahl von ganz gleich ausgestatteten Läden
überall die gleiche Ware in der gleichen Qualität, dem
gleichen Aussehen, der gleichen Verpackung dem Publikum
darbieten. Das größte dieser Systeme ist die Great At-
lantic & Pacific Tea Co; sie soll jetzt allein in eineinhalb
Jahren über eintausend solcher Läden neu aufgemacht
haben. Im Kolonialwarenhandel, in dem man diese Form
ja auch bei uns kennt, ist sie überhaupt besonders ver-
breitet. Eine auf Veranlassung der Handelskammer der
Vereinigten Staaten von Paul H. Nystrom angestellte
Untersuchung fand fünfundsiebzig solcher Kettenladen-
Organisationen im Kolonialwarengeschäft mit über fünfzig-
tausend Läden, die schätzungsweise 10 Prozent des ge-
samten Geschäfts in diesem Zweige an sich gezogen haben;
insgesamt schätzt diese Untersuchung die Zahl der Ketten-
laden-Systeme auf über zweitausend mit über hundert-
tausend Einzelläden. Insbesondere auch im Zigarrendetail-
geschäft treten sie sehr stark in den Vordergrund. Von
allen im Detailhandel in den Vereinigten Staaten abge-
setzten Waren sollen bereits 6 Prozent durch Kettenläden
vertrieben werden. Und schließlich und erst recht geht die
gleiche Wirkung der Uniformierung des Verbrauchs von
den Warenhäusern aus, die in den Mittel- und vor allem

natürlich in den Großstädten einen außerordentlichen Umfang angenommen haben.

Die Frage ist immer nur, ob der Handel führt und dadurch die Produktion in die Bahn der standardisierten Massenerzeugung drängt, oder ob die Industrie ihrerseits durch Standardisierung und Spezialisierung ihre Produkte auf dem Markte durchsetzt und so den Handel zwingt, ihr zu folgen. Tatsächlich geht beides nebeneinander her. Die großen Versand- und Warenhäuser sind zum Teil in die Fabrikation eingedrungen; sie haben eigene Fabriken für ihren Massenabsatz errichtet und haben andere Fabriken, die unvorsichtig genug waren, ihnen ihre ganze Produktion zu verkaufen und dadurch die Beziehung zu anderen Abnehmern zu verlieren, von sich abhängig gemacht — nur die Konkurrenz und die von ihr ausgehende Nötigung, immer so gut und so billig wie möglich einzukaufen, um auch so gut und so billig wie möglich verkaufen zu können, schützt hier vor Monopolisierung. Und auf der anderen Seite hat auch die Fabrikation in größtem Stile selbständig die Idee des Markenartikels aufgegriffen und durch die Propaganda ihrer Marke, ihres Namens sich einen eigenen, selbständigen Marktwert geschaffen. Aber die Methode der Markteroberung ist in beiden Fällen genau die gleiche gewesen; unablässige Propaganda, Ankündigung, Reklame — bis Marke, Name, Firma dem Publikum mit suggestiver Kraft eingeprägt sind.

Die Reklame ist so in Amerika eine Wissenschaft für sich geworden. Nicht nur auf den Universitäten wird sie gelehrt. Auch die großen Inseraten-Unternehmungen selbst unter-

halten umfangreiche Abteilungen zur Unterrichtung und Beratung des Inserenten. Alles erdenkliche statistische Material wird ihm da geliefert, nach dem er sich über Konkurrenzverhältnisse und Absatzaussichten an einem bestimmten, weitentfernten Orte ein Urteil bilden kann. Aber man geht noch viel weiter und sagt ihm z. B. auch, wie er erst mit lokaler Propaganda die lokalen Märkte vorbereiten müsse, um dann die riesigen Kosten einer Annoncen-Kampagne in dem Millionen-Magazin mit wirklichem Erfolge einzusetzen. Man schickt ihn erst weg, damit er später regelmäßig wiederkomme.

Die gleiche Aufmerksamkeit wird dem Plakat gewidmet. Und diese Plakate sind dann für den Vorbeifahrenden in der Tat oft eine amüsante Unterhaltung. „Wir haben Millionen aufgewendet, damit Sie bequem reisen können,“ ruft ihm über eine ganze leere Häuserwand eine große Eisenbahngesellschaft entgegen. „Beziehen Sie den Koffer direkt aus der Fabrik und kaufen Sie sich für den Preisunterschied etwas zum Hineinpacken.“ „Lies es laut: die Camel-Zigarette ist die beste!“ „Es ist billiger, Ihre Sachen in die Wäscherei zu schicken, als Ihre Frau ins Hospital.“ So geht es mit der direkten Apostrophierung des Kunden in allen Tonarten und durch alle Geschäftszweige bis zu der gefühlvollen Einladung, die einem an einer leeren Straße der Grundstückshändler entgegenhält: „Bau hier Dein Haus, Du wirst hier glücklich sein!“ Das Meisterstück war für mein Empfinden doch ein Schild, mit dem sich auf irgendeiner Landstraße eine der vielen Bretterbuden anpries, die für den Autofahrer „hot dogs“ (heiße Frankfurter Würstchen), Eiscream, Limonaden

und ähnliche Genüsse bereithalten. „100 Prozent service“ lautete ihr Versprechen für jeden, der bei ihr haltmachen wollte. Eine knappere, schlagendere Verbindung der beiden in Amerika heute an der Spitze marschierenden Schlagworte ist wohl nicht zu finden: 100 Prozent, das große politische Schlagwort des den hundertprozentigen Amerikaner fordernden Nachkriegs-Nationalismus, und service, das große Schlagwort der amerikanischen Wirtschaft. „100 Prozent service“ — ist es nicht wie eine Parodie, daß gerade ein armseliger Würstelverkäufer dies fand?

Tatsächlich ist es ja nicht nur Ford, der (seinen Kunden) den Satz vorhält, daß „die einzig solide Art eines Geschäfts die Dienstleistung gegenüber dem Publikum“ sei. Service, gleich Dienst für das Publikum, Leistung für die Gesamtheit: das ist die laute, überall und immer von neuem wiederholte Parole im amerikanischen Geschäftsleben und, von diesem ausstrahlend, auch auf allen möglichen anderen Gebieten des täglichen amerikanischen Daseins. Von dem stillinnerlichen „Ich diene“ ist dabei nicht die Rede. Es ist Propaganda. Zunächst Propaganda der Propagandisten (der Handelskammern, der Vereine, der öffentlichen Redner) für die Geschäftsleute: Appell an Berufsstolz, an Berufsehre und damit wahrscheinlich in der Tat nicht ohne Erfolg, Erziehung zu einem der Berufsehre nicht widersprechenden geschäftlichen Verhalten, auch Erziehung zur Qualitätsleistung in der Warenerzeugung wie im Warenvertrieb. Und dann, weil alles sofort zur Reklame benutzt wird, Propaganda der

Geschäftsleute für das Publikum. Der Fabrikant, der eine neue Sorte seiner Ware herausbringt, der Bankdirektor oder der Warenhausbesitzer, der eine neue Einrichtung zur Bequemlichkeit seiner Kundschaft trifft, überhaupt jeder, der um die Gunst des Publikums wirbt, rühmt seinen service; und den besten service zu bieten, ist das immer wieder plakatierte Ziel des geschäftlichen Wettlaufs. Was dem wirtschaftlich zugrunde liegt, das ist die Tatsache der scharfen, das amerikanische Wirtschaftsleben durchdringenden Konkurrenz und, durch sie wachgehalten, das Bewußtsein, daß nur derjenige, der etwas leistet, auf die Dauer diese Konkurrenz zu bestehen imstande sein wird.

Das klingt zunächst paradox angesichts der gewaltigen Trusts, die sich in maßgebenden Zweigen der amerikanischen Wirtschaft herausgebildet haben, und angesichts des ziemlich fruchtlosen Kampfes, den die amerikanische Gesetzgebung seit Jahrzehnten dagegen führt. Denn daß dieser Kampf zu einem großen Teil fruchtlos war, kann nicht zweifelhaft sein. Der Standard Oil-Trust ist durch Richterspruch aufgelöst worden, er mußte in einige dreißig selbständige Unternehmungen zerlegt werden — aber daß sich damit faktisch gar nichts geändert hat, daß die Rockefellers diese drei Dutzend „selbständigen“ Gesellschaften genau so besitzen und beherrschen wie früher die eine Trustunternehmung, daran zweifelt niemand.

Das Sherman-Antitrust-Gesetz von 1890 ist, wie schon mehrfach vorher, noch 1914 durch den Clayton Act ergänzt

worden, der mit einer überaus weitgetriebenen Spezialisierung die verschiedenen, auf unlautere Konkurrenzunterdrückung oder sonstige Monopolisierung hinauslaufenden Manipulationen untersagt. Gleichzeitig ist die Federal Trade Commission eingesetzt worden mit einer doppelten Aufgabe: sie hat erstens in Durchführung der Antitrustgesetze alle die von diesen verbotenen Geschäftspraktiken zu verfolgen, anfangen von den einfachsten Methoden unlauteren Wettbewerbs bis zu den schwersten Fragen der Auflösung entstandener Trusts; und sie hat zweitens als ständige Enquete-kommission zur Unterrichtung des Präsidenten, des Kongresses und der Oeffentlichkeit Untersuchungen über die Entwicklung und die Wettbewerbsverhältnisse in einzelnen Industrie- und Handelszweigen vorzunehmen und darüber gedruckte Berichte zu erstatten. Die Kommission hat, mit einem bedeutenden Stabe wissenschaftlicher Sekretäre und mit einem großen Büropersonal ausgestattet, auf beiden Gebieten eine überaus umfangreiche und wertvolle Arbeit geleistet. Die von ihr veranstalteten Enqueten füllen bereits eine höchst stattliche Anzahl von Bänden; ihre behördliche Tätigkeit in Verfolgung von Verstößen gegen die Antitrustgesetze erstreckte sich im Jahre 1923/24 auf 3111 verschiedene Fälle. Daß ihre Tätigkeit bei den betroffenen großen Interessen auf heftigsten Widerstand stößt, ist selbstverständlich. Das lebhafteste Interesse der Farmer, der Gewerkschaften und der Frauen-Organisationen wird trotzdem die Beseitigung der Kommission verhindern, doch hat sie stets andere Hemmungen zu gewärtigen. Denn die Kommission ist nicht eine unabhängige Instanz, vielmehr eine politische

Behörde, deren Mitglieder der Präsident beruft: ist die herrschende Partei für die großen Interessen, so wird die Kommission aus eigener Initiative nicht viel unternehmen. Und dazu kommt die Haltung der Gerichte, die, politischen Strömungen ebenfalls leicht folgend, den Gedankengängen der großen Korporationen oft sehr verständnisvoll begegnen. Entscheidend ist natürlich das Schwergewicht der wirtschaftlichen Entwicklung, die, wo ernste wirtschaftliche Gründe zur großen Kapitalvereinigung treiben, auf die Dauer nicht durch einfaches gesetzliches Verbot zurückgeschraubt werden kann. Bezeichnend ist, daß bei den in privater Hand befindlichen öffentlichen Diensten (Eisenbahn, Telephon) in den letzten Jahren in Amerika gerade das Problem der Konzentration — nicht die Erhaltung des Wettbewerbs — in den Vordergrund drängte; da die herrschende politische Meinung der Verstaatlichung durchaus widerstrebt, sieht auch in den fortschrittlichen Staaten die Staatsgewalt ihre Aufgabe nicht in einer Verhinderung der Konzentration, sondern in einer Kontrolle der Raten und in sonstiger Verschärfung der öffentlichen Ueberwachung. Bezeichnend ist ferner, daß der Exporthandel durch besonderes Gesetz von 1918 ausdrücklich von den Beschränkungen der Antitrust-gesetze befreit worden ist, so daß für die Ausfuhr jetzt Vereinigungen entstehen können, um eine feste Front gegenüber dem fremden Wettbewerb zu bilden, mit zentralen Agenturen, gemeinsamen Vertretungen im Auslande usw. Die Federal Trade Commission berichtet allein aus dem letzten Jahre über fünfzig solcher Exportvereinigungen mit mehr als fünfhundert Mitgliedern und einer Ausfuhr (ins-

besondere von Kupfer, Zement, Holz und Lebensmitteln) von zusammen 153½ Millionen Dollar. Jedenfalls, die großen Trusts bestehen trotz der Antitrustgesetzgebung. Das heißt: Es bestehen in großer Zahl und auf den mannigfachsten Gebieten die riesigen Unternehmungen, die einen sehr erheblichen Teil der Gesamtproduktion des betreffenden Zweiges in sich zusammenfassen und die schon allein durch ihre Größe, schon allein durch ihre Kapitalmacht und durch ihre enge Verbindung mit den Großbanken eine starke Monopol-tendenz in sich tragen. Es bestehen sicherlich mancherlei gentlemen's agreements, die den Wettbewerb durch freundschaftliche Abmachungen ausschalten. Und die Gary-Dinners, bei denen die Vertreter der wenigen führenden Gruppen der Eisenindustrie zusammenkamen mit dem Ergebnis, daß nachher jede Gruppe selbständig die gleichen Eisenpreise forderte, finden wahrscheinlich auch heute noch statt und nicht nur in der Eisenindustrie. Trotzdem: die Kartellherrschaft, wie sie sich in Deutschland herausgebildet hat, gibt es in den Vereinigten Staaten nicht. Hier ist die Antitrustgesetzgebung erfolgreich gewesen, weil sie dafür stets eine einheitliche öffentliche Meinung hinter sich hatte. So stark die Herrschaftstendenz der Großen ist und so sehr auch die Entwicklung zum Markenartikel den Vorsprung des Großunternehmens fördert, das beliebige Geldsummen in der Propaganda für seine Marke anlegen kann — in diesem Betracht ist die Freiheit des Marktes gewahrt. Offene große Kartelle, die hinter den Schutzzollmauern die Produktion beschränken und die Preise bestimmen, gibt es in den Vereinigten Staaten nicht. Auch die Weite des Landes, die

Mannigfaltigkeit der Erzeugungsmöglichkeiten würde ihrer Bildung entgegenwirken. So weht trotz allem durch die amerikanische Wirtschaft die scharfe, belebende und stärkende Luft der Konkurrenz, die kein Einschlafen duldet und von jedem einzelnen immer die höchste Leistung fordert. Nicht Herrschaft über den Verbraucher, sondern Arbeit für den Verbrauch — in diesem Sinne ist das Wort vom service, vom Dienst für das Publikum, für den Kunden doch nicht nur cant, sondern auch ernsthafte Wirklichkeit.

Der Amerikaner, Fabrikant und Kaufmann, weiß, daß er den Markt braucht, um seine Ware abzusetzen, daß Kaufkraft der Massen, der ländlichen wie der städtischen Massen, ihm dafür Voraussetzung ist. Darum klagt der amerikanische Industrielle, so rücksichtslos er im Einzelfalle um den Lohnanteil ringt, im allgemeinen nicht über die Höhe der Löhne, sondern er rühmt sie. Und darum hat der amerikanische Kaufmann ein System zur Regel entwickelt, um die Kaufkraft und die Kauflust der Massen immer wieder anzufachen, das Abzahlungssystem und den Kauf auf Kredit.

Die Psychologie der Verbraucher, ihr Glaube an die wirtschaftliche Sicherheit, in der sie tatsächlich oder vermeintlich leben, kam ihm dabei zu Hilfe. Der Amerikaner will aus seinem Einkommen leben und verbrauchen. Und darum will er auch mit größeren Anschaffungen nicht warten, bis er das Geld dafür zusammengespart hat, sondern er will sie aus seinem Einkommen bezahlen, wenn nicht auf einmal, so in Raten. So ist der Instalment Store entstanden, das große

Abzahlungshaus, so der Instalment Plan, nach dem man überall alles kaufen kann, mit einer ersten Anzahlung und darauf folgenden monatlichen Raten. Land und Häuser werden in größtem Stile nach diesem System gehandelt, Wohnungseinrichtungen, wie mir ein Fachmann auseinander setzte, wahrscheinlich in 50 Prozent aller Fälle und Automobile in noch viel größerem Maßstabe. Aber auch Garderobe, Maschinen und alles andere sonst. Es liegt kein Makel darauf, die Sitte ist öffentlich anerkannt und die Banken sind darauf eingerichtet, den Verkaufshäusern mit entsprechendem Kredit dabei zu helfen. Analog sind die großen Warenhäuser durchaus nicht darauf beschränkt, gegen Barzahlung zu verkaufen. Jedem vertrauenswürdigen Kunden richten sie eine laufende Rechnung ein, auf der die Einkäufe monatsweise aufgerechnet werden, um erst nach Monatsschluß beglichen zu werden. Ein Warenhaus in einer mittleren Stadt führt allein hundertvierzigtausend solcher Konten, auf denen bei Monatsschluß durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ Millionen Dollar ausstehen. Besondere Auskunftsbüros, bei denen die Erfahrungen der Geschäftsleute der ganzen Stadt zusammenlaufen, helfen dabei, so sind die Verluste dieser beiden Systeme tatsächlich außerordentlich gering. Vielfach freilich wird geklagt, daß diese leichte Kreditgewährung die Menschen dazu verleite, über ihre Verhältnisse zu leben. Und wenn mit sinkender Konjunktur die Einnahmen zurückgehen, zeigt es sich in der Tat häufig, daß von den auf Anzahlung erworbenen Waren vieles aus zweiter Hand auf den Markt kommt, weil die Erwerber die Restzahlungen nicht mehr leisten können. Aber in normalen Zeiten hilft das System mit zur Vergrößerung des Marktes,

zur Vermehrung des Umsatzes — trägt es dazu bei, der amerikanischen Industrie zu dem zu verhelfen, was ihre wichtigste Grundlage und ihre Stärke ist, zur einheitlichen, spezialisierten und standardisierten Massenfabrication. So beruht diese Massenfabrication auf der Weite des Landes. Und die Leere des Landes, das geringe Angebot und der hohe Preis der Arbeitskraft gab dann auf dieser Basis dazu den Antrieb zur höchsten technischen Rationalisierung.

D A S L A U F E N D E B A N D

Betritt man die Stationen der New Yorker Untergrundbahn, so findet man dort unten alles — nur kein Personal. Die riesigen Zentralbahnhöfe sind wie besondere Städte unter der Erde. An langen unterirdischen Straßen, die nach allen Richtungen ausstrahlen, um an ihrem Ende den Fahrgast irgendwo wieder in die Oberwelt zu entlassen, liegt ein Verkaufsladen neben dem anderen. Alles kann man da unter der Erde kaufen, teuerste wie billige Waren. Zahlreiche Restaurants und Vergnügungslokale jeglicher Art und jeglicher Preislage reihen sich an. Und in die neuen Riesen-hotels (2000 Zimmer, jedes mit eigenem Bad) hat man von diesen Stationen aus direkten unterirdischen Zugang, man braucht keine Straße zu überqueren, braucht überhaupt nicht ans Tageslicht: diese Stadt, die oben Dutzende von Stockwerken in den Himmel wächst, gräbt sich hier kilometerweit auch noch zwei, drei Stockwerke tief unter die Erde in den gesprengten Felsen. Den Benutzer der Bahn aber weisen nur Inschriftenschilder durch das Labyrinth. Man folge der schwarzen, der grünen Linie — das ist der Ariadne-Faden; wer ihn verliert, kann halbe Stunden lang herumirren. Bedienung? An jedem Bahneingang kann man Geld wechseln. Das ist alles. Keine Billette. Kein Bahnsteigschaffner. (Und selbstverständlich nur eine Wagenklasse, Nichtraucher.) Man wirft den Nickel in einen Automaten und erlangt so

durch ein Drehgitter den Eintritt. Das genügt zur Kontrolle, ist schnell und billig und erspart Menschenkraft.

Das gleiche Prinzip in einer großen und wachsenden Zahl von Restaurants. Keine Bedienung. Beim Eintritt stößt der Gast zuerst auf einen großen Stapel von Tablett und Bestecken. Damit bewaffnet man sich und zieht nun auf zwangsläufig angeordnetem Wege ein großes Büfett entlang, vorbei an warmen und kalten Speisen, Gemüse, Kuchen, Obst und Getränken. Was man auswählt, nimmt man auf sein Tablett. Am Ende des Büfettganges aber sitzt ein Mädchen, das mit einem Blick die Rechnung addiert und einen Zettel darüber auf das Tablett legt. Nur auf diesem Wege gelangt man in das eigentliche Lokal, wo man an Tischen die selbstherangetragene Mahlzeit einnehmen kann. Heraus aber kommt man ebenfalls nur durch einen Engpaß: an der Kasse vorbei, wo man seine Rechnung begleicht. Und wiederum findet die gleiche Methode schon in einfachen Verkaufsläden Anwendung: der Käufer erhält am Eingang einen Korb; in den sammelt er selbst die Dinge, die er haben will; diesen Korb aber präsentiert er am Ausgang, wo man ihm seinen Einkauf verpackt und berechnet. Die menschliche Arbeitskraft ist teuer. Mit ihrer Verwendung aufs äußerste zu sparen, sie, wo immer es angeht, durch Organisation und durch Automatik zu ersetzen, ist darum überall das Ziel.

Am Niagara habe ich das riesige Kraftwerk gesehen. Da haben die Menschen den Wasserfall bezwungen; nun muß ein Teil seiner stürzenden Fluten sich durch ein menschen-

gebautes Bett, durch die gewaltigen Generatoren ergießen, um Licht und Kraft in weitem Umkreis zu spenden. Aber mit dem Bau der Anlage war die menschliche Tätigkeit da auch ungefähr beendet. „Eine halbe Million Pferdekkräfte gehorchen hier einem Manne, der an seinem Schreibtisch sitzt,“ lautet der Text zu einem der Bilder in der Beschreibung. Und so ist es in der Tat. Zehn Arbeiter, berichtet unser Führer, genügen zur Bedienung der ganzen gigantischen Anlagen. Nicht der Mensch arbeitet, nur noch das Wasser und die Maschine.

Und leere Fabrikhallen, in denen die Maschinerie tatsächlich alles leistet, gibt es ja gelegentlich auch schon in der eigentlichen Industrie. Die großen Mühlen sind das bekannteste Beispiel für einen solchen vollkommen automatisierten Betrieb; eigentlich nur noch beim Einfüllen des Mehls geht es da nicht ganz ohne Mitwirkung von Menschen. Und in einer großen Tapetenfabrik (auch dies als ein Beispiel) habe ich es ganz ähnlich gesehen: eine mächtige Maschinerie in kolossalem Tempo arbeitend, ganz wenige Arbeiter fast beschäftigungslos daneben. Die eigentliche Arbeit für die Tapetenherstellung wird in der Maschinenfabrik geleistet, die diese Maschinerie herstellt — genau so, wie die vermehrte Verwendung von Maschinen in der Landwirtschaft oder im Bankgewerbe praktisch ja zunächst dies bedeutet, daß ein Teil der in Landwirtschaft oder Bankgewerbe nötigen Arbeit und ein Teil der dafür nötigen und zwar auch weiterhin nötigen Kräfte von der Farm und dem Kontor in die Fabriksäle der Maschinenfabriken und deren Vorstufen, in Stahlwerke, Bergwerke usw., verlegt wird. In

dieser Tapetenfabrik selbst haben die paar Arbeiter dann eigentlich nur noch darauf zu achten, ob auch nirgends eine Störung eintritt. „Wenn ich sehe, daß sie untätig herum-sitzen, so weiß ich beruhigt, daß alles richtig läuft,“ sagt der Betriebsleiter. Und als ein Deutschschweizer, der er ist, fügt er mit einem kleinen, zweifelnden Seufzer hinzu: „Auch das ist eine Gewohnheit, die man erst lernen muß — den ganzen Arbeitstag eigentlich überhaupt nichts zu tun zu haben!“

Im allgemeinen freilich ist dies die seltenste Klage des Amerikaners. Denn wo nicht, wie in solchen Ausnahmen, die Arbeit in erzwungener Faulheit besteht, da ist die Anspannung und das Tempo der Arbeit gewaltig hart. Aus der teuren Arbeitskraft das Maximum herauszuholen — und umgekehrt für den hohen Arbeitslohn eine ehrlich hohe Leistung hinzugeben, Geschäft gegen Geschäft — das ist anerkannter Grundsatz bei Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Je besser die Organisation eines Unternehmens, desto größer seine maschinelle Ausrüstung, desto höher demnach seine Kapitalintensität — und desto dringender also die Nötigung, durch höchste Arbeitsintensität die Generalunkosten wieder zu ermäßigen. Wer, wie Ford oder die großen Stahlwerke und andere, diese riesige Apparatur ohne Unterbrechung von Montag morgen bis Samstag abend in Tätigkeit hält, täglich vierundzwanzig Stunden lang in drei Schichten zu je acht Stunden, der kann die gewaltige Kapitalinvestierung der umfangreichsten Maschinerie am ehesten wagen. Je häufiger, je rascher die Maschine sich dreht, desto geringer pro Um-

drehung die Kosten. Und nicht anders mit den Menschen, dem zweiten Teile der Apparatur. Keine Unterbrechung der regelmäßigen Arbeit die ganze Arbeitszeit hindurch. Geräte, Material müssen immer zur Stelle sein, erreichbar für den ganz mechanisch gewordenen Griff der Hand, die, ohne daß das Auge sich vom Arbeitsstück abwenden dürfte, das Nötige immer im rechten Augenblick am gleichen Platze finden muß; ausgeschlossen, daß der produktive Arbeiter sich von seiner Arbeit fortrühren dürfte, um dafür zu sorgen; „wenn man zwölftausend Angestellten täglich zehn Schritte erspart, so hat man eine Weg- und Kraftersparnis von fünfzig Meilen erzielt“. Und ebenso ausgeschlossen, daß er seine Zeit, seine Arbeitskraft etwa dafür verwenden dürfte, sein fertig gewordenes Arbeitsstück an eine andere Stelle zu schaffen. Er hat bei seiner Arbeit zu bleiben, hat nur diese eine Tätigkeit zu tun; das andere haben andere zu tun, wenn nicht die Maschinerie selber es ohne Menschenkraft leistet. So will es das Prinzip der Arbeitsteilung. Ihm bis zur höchsten Vollkommenheit Geltung zu verschaffen, ist Sache der Fabrikorganisation. Und diese bis zum Aeüßersten geteilte Arbeit dann selbst bis zum äußersten Tempo zu treiben, ermöglicht die Konkurrenz der Arbeiter und Angestellten — und ebenfalls die Fabrikorganisation. In den ganzen Fordwerken gibt es, im Gegensatz zu großen Zweigen der übrigen Industrie, nur Zeitlohn, keinen Akkordlohn. Wie man dazu gekommen sei, fragte ich den Ingenieur, der mich führen wollte. „Nun,“ antwortete er mit bedeutsamem Lächeln, „wir haben hier ein System herausgebildet, das uns den Ansporn, der im Akkordsystem liegt, entbehrlich macht. Wir haben gewissermaßen

Akkordarbeit mit Zeitlöhnen. Sie werden das verstehen, wenn Sie durch das Werk gegangen sein werden.“ In der Tat, ich verstand es, als ich das laufende Band in Wirksamkeit sah!

Das laufende Band, der Conveyor, ist in Deutschland in den letzten Jahren vor allem durch Ford bekannt geworden. So glauben weite Kreise, daß es seine Erfindung, zum mindesten eine Spezialität von ihm sei. Das ist ein Irrtum. Das Band als Transportmittel, das die Materialien und Produktions-teile von einem Arbeitssaale zum anderen führt, ist ja, wenn auch in bescheidener Anwendung, seit langem bekannt. Aber auch in seiner heute so viel wichtigeren Funktion als Arbeits-regulator hat man besondere Abarten davon auch in Deutschland gelegentlich, zum Beispiel in der Großbuchbinderei, schon vor Jahrzehnten benutzt, ohne dem allerdings eine verallgemeinernde, prinzipielle Bedeutung beizulegen. Und in Amerika ist es erst recht schon sehr lange und sehr weit verbreitet, so sehr, daß man in alten Betrieben schon gar nicht mehr weiß, wann man damit anfing; man kann nur berichten, daß es immer mehr ausgebaut wurde, je mehr die Lohnsteigerungen den Anreiz zur Arbeits-Ersparnis und -Rationalisierung verschärften, bis zu seiner heutigen Vollkommenheit. Und selbst in dieser Vollkommenheit ist es nicht etwa eine Spezialität Fords. Das laufende Band beherrscht zum Beispiel genau so absolut den Betrieb der großen Schlachthäuser Chicagos, und zwar nicht nur in der eigentlichen Schlächtereie und Fleischverarbeitung, sondern

ebenso in den mannigfachsten Neben- und Hilfsbetrieben, der Margarinefabrik, der Schmalzfabrik, der Kartonfabrik usw. Das laufende Band, und zwar in höchster und unerhörter Vollkommenheit, ist, um ein weiteres Beispiel zu nennen, geradezu die Grundlage, auf der ein Massenversandhaus wie Sears Roebuck & Co. seinen ganzen inneren Betrieb, einen reinen Kontor- und Expeditionsbetrieb, aufgebaut hat. Und das laufende Band in der gleichen technischen Vollkommenheit, nur nicht als so absolut herrschendes Prinzip, findet man schließlich in den mannigfachsten Industrie- und Vertriebszweigen, wo immer nur seine Anwendung möglich erscheint.

Der Kern ist: der Arbeitsprozeß wird in die denkbar größte Zahl von Teilverrichtungen zerlegt. Diese Verrichtungen werden räumlich, eine hinter der anderen, so an dem Bande angeordnet, daß dieses, indem es sich weiterbewegt, die Teilarbeitsstücke unmittelbar immer zu der nächsten Gruppe bringt, die die nächste Teilverrichtung an ihnen vorzunehmen hat. Der Umschlag im Charakter des Conveyors aber aus einem einfachen Transportmittel zum tyrannischen Gebieter der an ihm tätigen Menschen liegt einfach darin, daß die Arbeit, weil sie an dem laufenden Bande vor sich geht, sich nun auch ihr Tempo von dem Tempo des Bandes diktieren zu lassen hat. Das Tempo, in dem das Band sich dreht, bestimmt unwidersprechbar auch das Tempo, in dem die Menschen sich zu rühren haben. Wenn das Band an einer bestimmten Stelle beispielsweise einem Arbeiter in einer Stunde sechzig Arbeitsstücke zuführt — oder richtiger: an ihm vorüberführt, denn es nimmt sie in kontinuierlicher Be-

wegung auch von ihm fort, genau so, wie es sie zu ihm hinbringt —, so besagt das eben, daß dieser Arbeiter für seine Teilverrichtung an jedem dieser Stücke eine Minute verwenden darf: langsamer darf er nicht arbeiten, denn sonst stauen sich bei ihm die Stücke, und immer im gleichen Tempo muß er schaffen, denn auch seine Nachmänner sind ebenso an das Band gebunden, ebenso auf seine gleichmäßige Vorarbeit angewiesen wie er mit seinen Vormännern. Das Band ist der Herr. Und wenn auf Beschluß der Fabrikleitung durch einen Hebelgriff das Tempo des Bandes um, sagen wir, zehn Prozent beschleunigt wird, so haben die Hunderte, Tausende, Zehntausende von Händen in dem Betriebe sich eben um zehn Prozent schneller zu rühren. Denn wie die Ruderer an die Galeere, so sind sie an die Apparatur des Bandes geschmiedet. Das ist — wenn das Wort beliebt wird — die Idee des Conveyors.

Die praktische Auswirkung des Conveyor-Systems auf den einzelnen Arbeiter und den inneren Gehalt seines Tuns ist trotzdem, das muß mit Nachdruck hinzugefügt werden, je nach seiner Anwendung in den verschiedenen Betrieben von Grund aus verschieden. Das gilt schon vom Entscheidenden, vom Tempo selbst. In manchen Betrieben ist, gelegentlich nach schweren Kämpfen, die Geschwindigkeit des Bandes und damit der Arbeit durch Abmachungen der Unternehmer mit Arbeitervertretungen geregelt. Dann ist das Tempo stark, doch nicht erschöpfend; das Band bekommt wieder mehr den Charakter des Transportmittels; macht stärkere Be-

schäftigung des Unternehmens einen rascheren Umlauf des Betriebes, also eine größere Geschwindigkeit des Bandes, nötig, so muß man mehr Menschen an das gleiche Band stellen, so daß auf den einzelnen doch nur das gleiche Maß von Arbeit entfällt. Oft wird die Unmenschlichkeit des Zwanges auch dadurch gemildert, daß an das Ende einer mit der gleichen Arbeit beschäftigten längeren Reihe noch ein, zwei, drei Reservearbeiter gesetzt werden, die lediglich dazu da sind, diejenigen Arbeitsstücke aufzufangen und zu bearbeiten, die die anderen unbearbeitet vorbeilassen mußten, wenn sie dem Tempo des Bandes nicht zu folgen vermochten. Wo das nicht angeht, bleibt als letztes Mittel das Anhalten des Bandes durch den Arbeiter selbst oder den Meister. Doch allzu oft wird keiner das wagen, der Zwang ist scharf und unerbittlich. Und wo keine das Tempo regelnden Verträge mit den Arbeitern und Angestellten bestehen, holt das Band aus den Menschen das Aeüßerste an Arbeit heraus und oft mehr als das Erträgliche. Denn dann ist die Entscheidung darüber, welche Menge Arbeit jeweils in einer bestimmten Zeit auf das Band gegeben werden kann, ja einfach eine Frage der Erfahrung. Und wenn schon der Wettbewerb unter den unorganisierten Angestellten hier dem Unternehmer schärfste Anspannung ermöglicht, so soll es sogar vorkommen, daß manche Unternehmungen eigene Rekordbrecher einstellen, die für doppelten Lohn entsprechend vergrößerte Erfahrungsmengen erarbeiten; dann müssen die anderen zum alten Lohne folgen, um so wehrloser, je beschiedener ihre Stellung. „Es ist“, so erläuterte mir einmal ein Angestellter in einem guten Bilde seine trübe Philo-

sophie, „hier dasselbe wie mit den Rädern: die großen Räder können sich langsamer bewegen; je kleiner ein Rad ist, desto schneller muß es sich drehen!“ Wohltätigkeitsanstalten sind, wie Ford gesagt hat, die amerikanischen Betriebe wirklich nicht; und sein Ingenieur hatte schon recht, daß man bei solchem System den Anreiz des Akkordlohnes nicht brauche. Ich habe bei ihm und anderswo stellenweise furchtbare Auspressung der Menschen durch den Conveyor gesehen, die schlimmsten Fälle bemerkenswerterweise nicht in einem Industriebetriebe, sondern in dem Handelsbetriebe von Sears Roebuck, wo an dem laufenden Bande in höchster Arbeitsteilung die eingehenden Bestellungsbriefe von jungen Mädchen sortiert, registriert, spezialisiert, kopiert und sonst bearbeitet werden, damit die Einzelbestellungen geteilt in die Einzellager kommen, aus denen sich am Schlusse dann die verschiedenen bestellten Waren zur Versendung an den Käufer zusammenfinden. 350, 400 Briefe in einer Stunde haben da in manchen Abteilungen auf Befehl des Bandes die Mädchen in der ihnen obliegenden Weise zu bearbeiten; sieht man ihnen zu, so fragt man sich vergeblich, was sie wohl anfangen würden, wenn sich ihnen während der Arbeit eine Fliege auf die Nase setzte; das grausige Tempo des Bandes, das ihnen in ununterbrochener Folge die Briefbündel auf ihren Arbeitsplatz wirft, ließe ihnen keine Zeit, sie abzuwehren!

Immerhin, es gibt auch am Conveyor menschlicheres Arbeitstempo; nicht das Prinzip entscheidet, sondern seine Anwendung. Und von der Gestaltung der Arbeit selbst gilt das gleiche.

In der großen Schlächtereier von Swift & Co. in Chicago — dieses eine Unternehmen hat im letzten Jahre 17½ Millionen Tiere geschlachtet und für seine Produkte 775 Millionen Dollar erlöst; in den Jahren 1918/1920, vor der Preissenkung, betrugen seine Jahreserlöse sogar 1100 und 1200 Millionen Dollar — können in einer Stunde zwei Menschen siebenhundertfünfzig Schweine töten: nicht länger als zwanzig Minuten dauert es dann vom Abstich des Tieres bis zu dem Zeitpunkt, in dem das Fleisch fertig hergerichtet und für seine verschiedenen Verwendungszwecke zerlegt in die Kühlräume kommt. Und in den großen Autozusammen-setzanstalten von Ford, in denen am Anfang des Bandes der gegossene Rahmen leer aufgelegt wird, rollt am Ende des Bandes alle drei bis vier Minuten ein vollkommen fertiges Auto in den Hof, in dem die Händler es in Empfang nehmen, um damit sofort in ihren Verkaufsladen zu fahren. Das ist das Ergebnis der Arbeitsteilung am laufenden Bande. Und in Fällen wie diesen beiden ist gleichwohl die Arbeit nicht völlig entsinnt. Denn so sehr der Arbeiter auch auf seine eine, zerteilte Verrichtung beschränkt ist, sie bleibt ihm doch Arbeit an einem handfesten, verständlichen Material, ob er nun mit dem elektrischen Kreismesser die Speckschwarte vom Schinken schneidet oder ob er seine Schraube am Autorad einsetzt. Er sieht das Ganze, von dem seine Arbeit ein Teil ist. Vor allem, es ist Gruppenarbeit, die er leistet, und die Zusammenarbeit mit der Gruppe gibt ihm bei aller Arbeitsteilung doch noch etwas von handwerklichem Bewußtsein. In anderen Fällen aber kann die Entsinnung bis zur Vollständigkeit gehen: wenn die Arbeiter und Arbeite-

rinnen, in Reihen eng nebeneinander gepreßt, auf Stühlen, die sie niemals verlassen dürfen, an dem Bande sitzen, mit Teilarbeiten beschäftigt, deren Zweck ihnen gänzlich verborgen ist, weil sie niemals sehen, was vorher geschah und was nachher daraus wird.

Nur darf man nicht übersehen, daß auch solches keineswegs auf die Arbeit am Conveyor beschränkt ist. In einer Spezialfabrik, die ich sah, handelte es sich in einer Spezialabteilung darum, in kleine Messingplättchen ein Loch zu bohren. Das besorgt mit wunderbarer Exaktheit und Geschwindigkeit die Maschine. Die Arbeiterin davor hat nichts anderes zu tun, als auf die sich drehende Scheibe (natürlich in deren Tempo) die Plättchen zu legen: 12 000 — zwölftausend! — mal am Tage und ebenso zwölftausendmal an jedem folgenden Tage tut sie das. Es gibt dieselbe Maschine auch noch vollkommener: da werden gleichzeitig zwei Löcher in das Plättchen gebohrt, und während die Scheibe sich dreht, um die nächsten Plättchen unter die Bohrer zu bringen, greift ein anderes Stück Apparatur aus der Maschine wie zwei Finger, die das bearbeitete Plättchen aufheben und es in einen Behälter legen — das einzige, was der Mensch noch zu tun hat, ist auch hier das Wertloseste, das Auflegen der Metallstückchen. Vielleicht wird auch das ebenfalls noch einmal mechanisch; Patronenbohrmaschinen, bei denen statt des Auflegens der Plättchen nur das Füllen der Patrone nötig ist, gibt es ja ebenfalls schon: von ihnen kann ein Mann bis zu acht Maschinen gleichzeitig bedienen, füllen und beaufsichtigen. Bloß: je mehr man die Menschenhand durch die Maschine ersetzt, desto mehr Maschinen muß man bauen,

und das bedeutet auch Plättchenauflegen und Löcherbohren, bedeutet auch entsinnende Arbeitsteilung und tyrannischen Conveyor, bedeutet Ersetzung der einen leeren Arbeit durch eine andere, die auch nicht voller ist. Perpetuum mobile, das sich im Kreise dreht? Beinahe, aber doch nicht ganz. Die Arbeit wird ergiebiger — das ist das Ergebnis.

DER ERTRAG DER METHODE

Tatsache ist: Amerika ist heute in großem Stile auch Exportland für industrielle Fabrikate. Bei 3824 Millionen Dollar Einfuhr für das Jahr 1924/25 wird seine Ausfuhr für das gleiche Jahr auf 4778 Millionen Dollar beziffert. Davon entfielen auf Nahrungsmittel, zum Teil in verarbeitetem Zustande, nur noch 1060 Millionen Dollar und auf industrielle Rohstoffe 1394 Millionen. Aber die Ausfuhr an industriellen Halbfabrikaten bezifferte sich gleichzeitig auf 646 und die an industriellen Fertigfabrikaten auf 1670 Millionen Dollar.

Es ist unmöglich, diese gewaltige Ausfuhr an halb- und vor allem an ganzfertigen Industrie-Erzeugnissen einfach, wie es vielfach geschieht, so zu erklären, daß man sagt, Amerika treibe hier ein gewaltiges Dumping gegen die ganze Welt; durch seine riesigen Schutzzölle halte es die Einfuhr fremder Fabrikate fern; den Ueberschuß dessen aber, was es über den eigenen Verbrauch hinaus hinter diesen Zollmauern an Industriewaren erzeuge, werfe es zu beliebigen Dumpingpreisen auf den Weltmarkt. Diese Erklärung ist zu billig, ist zu sehr bequeme Ausrede für eine Untätigkeit, die sich mit einem bedauernden Achselzucken in ein angeblich unabänderliches Schicksal ergibt, statt den Kern des Uebels in eigenen Fehlern und Unterlassungen zu erkennen und diese zu bessern. Ein gewisses Dumping ist in der amerikanischen Industrieausfuhr gewiß enthalten, wie bei jedem Schutzzoll-

lande. Aber entscheidend kann dieser Umstand nicht sein; schon die Tatsache, daß die Kartelle zur planmäßigen Ausnutzung des Dumpings fehlen, daß die große Mehrzahl der Warenmärkte in den Vereinigten Staaten nicht durch Monopolbildungen beherrscht, sondern durch eine, wenn auch auf den verschiedenen Gebieten verschieden starke freie Konkurrenz bestimmt wird, widerlegt das.

Amerika exportiert bei Arbeiterlöhnen, die, wie früher gezeigt, nominal ungefähr das Vier- bis Fünffache der deutschen Löhne betragen. Daß durch die geringere Kaufkraft des Geldes im Lande die Unterschiede des Reallohnes erheblich geringer sind, spielt beim Export keine Rolle. Bei dem Wettbewerb auf dem Weltmarkt fallen die Unterschiede des Nominallohns voll ins Gewicht. Wie also ist bei so gewaltigen Unterschieden eine so hohe Konkurrenzfähigkeit möglich? Die Amerikaner selbst sind vielfach geneigt, zur Erklärung auf die starke Verwendung von Maschinen, auf die verhältnismäßig geringe Verwendung von Menschenkraft hinzuweisen: so fielen auch die hohen Arbeiterlöhne doch relativ weniger ins Gewicht. Aber auch diese Erklärung ist doch nur eine halbe Antwort. Schon zahlenmäßig ist der Anteil des Arbeitslohnes am Wert des Produkts keineswegs so gering, wie man anzunehmen geneigt sein könnte. Der Wert der Erzeugung in der eigentlichen Industrie (den manufacturing industries, also unter Ausschluß des Bergbaus wie des Verkehrs und des Handels) wird für 1923 auf 60½ Milliarden Dollar berechnet gegen 43½ Milliarden im Jahre 1921 und 62 Milliarden im Jahre 1919; die Heftigkeit der Konjunkturschwankungen und der Preisschwankungen zeigen

auch diese Zahlen. In den 60½ Milliarden der Erzeugung des Jahres 1923 aber waren 34½ Milliarden Kosten von Rohstoffen, Kohle usw. enthalten; der durch die industrielle Verarbeitung den Rohstoffen zugesetzte Wert belief sich also auf rund 26 Milliarden Dollar. Die reichliche Hälfte hiervon aber wurde für Gehälter und Löhne ausgegeben, nämlich 2.80 Milliarden Dollar an 1.27 Millionen Angestellte und 10.99 Milliarden Dollar an 8.76 Millionen Arbeiter — das sind zusammen 13.79 Milliarden Dollar, mithin auf den Gesamtwert der Erzeugung von 60½ Milliarden nicht sehr viel weniger als ein Viertel. Außerdem hat ja der Fabrikant, der viele Maschinen benutzt, im Preise der Maschinen natürlich auch die hohen Arbeiterlöhne in der Maschinenindustrie mitzubezahlen. Die starke maschinelle Ausrüstung der amerikanischen Industrie, die geringe Zahl der verwendeten Menschen als solche erklärt ihre Konkurrenzfähigkeit bei den hohen Löhnen demnach nur zum Teil. Und auch der Reichtum des Landes an Rohstoffen wie an landwirtschaftlicher Erzeugung (der ja in gewissem Umfange auch noch durch die riesigen Entfernungen bei hohen Frachten kompensiert wird) ist nur eine Teilerklärung. Die Weite und die Kraft des inneren Marktes, die dadurch ermöglichte Massenfabrikation bei gleichzeitiger Standardisierung der Fabrikation, die Hochzüchtung der Arbeitsorganisation auf der Grundlage der kapitalintensiven Maschinerie, schließlich die höhere Ergiebigkeit der Arbeit von gesunden, wohlgenährten Arbeitern — das alles mußte sich mit dem natürlichen Reichtum des Landes vereinigen, um den wirklichen Reichtum Amerikas zu schaffen.

Wie aber steht es nach alledem mit den Kapitalüberschüssen des Landes — mit diesem Teil des amerikanischen Reichtums, nach dem jetzt wie gebannt alle Länder Europas anschauen, als könnte ihnen durch Kapitalzustrom von Amerika Ersatz alles dessen kommen, was in Europa der Krieg und eine verhängnisvolle Führung der Politik wie der Wirtschaft nach dem Kriege an Kapital vernichtet, aufgezehrt hat? Europa, das muß hier wieder gesagt werden, befindet sich auch da in einem verhängnisvollen Irrtum, und es ist hohe Zeit, daß es daraus erwache. Die Kapitalerübrigungen Amerikas werden jetzt ziemlich einheitlich, wenn auch bei dem landesüblichen Optimismus vielleicht schon reichlich sanguinisch, auf 10 Milliarden Dollar jährlich geschätzt. Gewiß eine gigantische Zahl; sie entspricht ungefähr genau den Schätzungen des deutschen Volkseinkommens (des gesamten Volkseinkommens, vor allem Verbräuche!) in den letzten Jahren vor dem Kriege. Aber wenn man diese Zahl auf ihren realen Kaufwert reduziert und auf die beinahe doppelt so große Bevölkerungszahl, so bleibt doch an erspartem Kapital pro Kopf der Bevölkerung in Amerika heute nicht viel mehr, als in dem Deutschland vor dem Kriege pro Kopf der Bevölkerung erspart wurde, wo man ja (nach Helfferich) den gesamten jährlichen Zuwachs an Volksvermögen doch auch auf 8 bis 10 Milliarden Mark zu schätzen pflegte. Und das ist wenig für das Amerika von heute!

Denn Amerika ist noch immer im Ausbau. Und weil seine Wirtschaft in allen Teilen so kapitalintensiv ist, wie die Betrachtung ihrer einzelnen Zweige es hier in jedem Kapitel ergab, weil sie gewaltige Kapitalmengen dauernd nötig hat

für die reichliche Behausung seiner Bevölkerung, für den Ausbau des Verkehrs in allen seinen Formen, für die maschinelle Ausrüstung seiner Landwirtschaft wie seiner Industrie — so hat das Land dauernd große Nachfrage nach Kapital, die gar nicht so leicht zu befriedigen ist. Vor dem Kriege wurde der Ausbau dieses Riesenkoloniallandes in großem Umfange durch die alten europäischen Kapitalmächte finanziert; das amerikanische Eisenbahnnetz ist zu einem sehr erheblichen Teile mit europäischem Gelde gebaut worden, auch von amerikanischen Industrieaktien waren, wenn auch in erheblich geringerem Umfange, Teile in den Händen europäischer Kapitalisten. Das ist vorbei. Die amerikanischen Aktien und Obligationen sind zur Bezahlung von Kriegslieferungen, von Nahrungsmittel- und Rohstofflieferungen nach dem Kriege nach Amerika zurückgeströmt. Der Mutterkontinent kann die Kolonie nicht mehr finanzieren. Amerika ist umgekehrt durch den Krieg in riesigem Umfange der Gläubiger Europas geworden. Für seinen weiteren kapitalintensiven Ausbau sieht es sich auf seine eigene Kraft angewiesen. Der wirtschaftliche Aufschwung des letzten Jahrzehnts hat ihm diese Kraft geliefert. Darüber hinaus aber Europa zu finanzieren in dem Umfange, wie viele es noch glauben, dazu reicht diese Kraft nicht. Es fehlt auch der Anreiz. Denn im Lande selber ist der Zinsfuß — der beste Maßstab für die Größe des Kapitalbedarfs — verhältnismäßig sehr hoch. Der Kapitalist im Binnenlande kann — sofern er nicht gewisse niedriger verzinsliche Anlagen wegen des Anreizes der Steuerfreiheit wählt, die für europäische Werte normalerweise natürlich nicht in Betracht kommt — sein Geld in erstklassigen Hypo-

theiken zu 5½ bis 6 Prozent, weiter im Westen aber zu noch höheren Zinsen anlegen („und schließlich können wir doch die Verhältnisse in Kalifornien erheblich besser übersehen als die Verhältnisse in Europa, dessen Wirtschaftsführung und dessen Politik für uns wirklich nicht immer ganz leicht zu verstehen ist," sagte mir ein kluger Bankleiter schon in Chicago). Und spekulativere Anlagen in Aktien mit noch wesentlich besseren Aussichten für Gewinne und Rentabilität bieten sich ihm in beliebiger Auswahl. Warum sollte er allzu sehr auf europäische Anlagewerte erpicht sein?

Weitsichtige Beurteiler rechnen bei der Stärke des Kapitalbedarfs im eigenen Lande eher mit einem Steigen als mit einem Sinken des amerikanischen Zinsfußes, des amerikanischen Rentabilitätsanspruchs. Und alle stimmen darin überein, daß Europa — und demnach auch Deutschland — auf Kapitalzufuhr aus den Vereinigten Staaten nur dann rechnen kann, wenn es businesslike vorgeht, wenn gute Firmen mit guten Sicherheiten eine höhere Rente, als die amerikanischen Anlagegelegenheiten sie bieten, dem amerikanischen Kapitalisten zu gewähren bereit sind, wenn die europäischen Kredit-sucher sich in den Zinsbedingungen wie in den Formen des Kredits den amerikanischen Bedürfnissen anpassen.

Schließlich konkurrieren auf dem amerikanischen Kapitalmarkt mit Europa in großer Mannigfaltigkeit ja auch noch die anderen außeramerikanischen Länder. Die Gesamtsumme der amerikanischen Emissionen im Jahre 1924 betrug 6327 Millionen Dollar, wovon 5570 Millionen neues Kapital, 757

Millionen Refundierungen waren, 1258 Millionen hiervon (nämlich 992 Millionen neues Kapital und 266 Millionen Refundierungen) gingen nach außeramerikanischen Gebieten. Aber weniger als die Hälfte von diesen 1258 Millionen konnte Europa an sich ziehen. Nach Kanada gingen 277 Millionen davon, nach Mittel- und Südamerika 216 Millionen, nach Japan und anderen Ländern 188 Millionen — nur 578 Millionen erhielt Europa. Und im ersten Quartal 1925 (Emissionen insgesamt 1243 Millionen, davon Europa 144) war das Verhältnis nicht sehr viel anders.

In bescheidenem Maße für eine nicht allzu lang bemessene Uebergangsfrist Europa zu helfen, sind die leitenden Kreise Amerikas bereit. Dafür spricht das Interesse an dem europäischen Markte, den man gern wieder aufnahmefähiger sehen möchte; ging doch auch 1924/25 reichlich die Hälfte des amerikanischen Exports (2660 Millionen Dollar) noch immer nach Europa. Und dafür spricht auch eine gewisse innere Zwangslage, in der man sich befindet, ohne sie im Bewußtsein schon ganz zu realisieren: man wünscht von Europa Zahlungen für Zinsen und Amortisation der Gelder, die man dort ausstehen hat, aber man ist noch durchaus nicht geneigt, für diese Zahlungen das Zahlungsmittel entgegenzunehmen, mit dem sie gesunderweise auf die Dauer allein geleistet werden können, nämlich den Warenimport; im Gegenteil, statt der dafür notwendigen und von vielen Einsichtigen auch als notwendig erkannten Ermäßigung der Zollschränken agitieren weite Industrie- und Handelskreise umgekehrt für deren Erhöhung, sobald europäische Einfuhrkonkurrenz sich irgendwie stärker auf dem amerikanischen

Markte bemerkbar macht; die Ausgaben der amerikanischen Reisenden in Europa aber, so beträchtlich sie sind, werden auf die Dauer den Ausgleich auch nicht schaffen — so ist man nicht unbedingt dagegen, die Lösung des peinlichen Problems vorläufig zu vertagen, indem man zunächst Kapital in Europa anlegt. Aber um es nochmals zu sagen: in bescheidenem Umfange und für eine Uebergangszeit. „Wir in Amerika haben eingesehen, daß man sich nicht reich borgen kann, daß man sich aber sehr leicht arm borgt,“ sagte mir ein Mann an führender Stelle des amerikanischen Geldwesens. Das war gewiß die etwas einfache Weisheit des Reichen gegenüber dem Armen. Aber es war doch eine beherzigenswerte Weisheit. Europa, und Deutschland vor allem, ist nicht das junge Kolonialland, das sich jetzt von Amerika dauernd finanzieren lassen könnte, wie früher Amerika sich von Europa finanzieren lassen durfte in der Gewißheit, in einer dadurch ermöglichten vergrößerten Produktion von Lebensmitteln und Rohstoffen immer die gangbaren Zahlungsmittel zur Abtragung seiner Zahlungsverpflichtungen produzieren zu können. Wir müssen einsehen lernen, daß wir durch eigene Leistung, durch eigene Sparsamkeit unsere Verarmung an Kapital allmählich ausgleichen müssen. Amerika wird uns das auf die Dauer weder leisten wollen noch können.

D A S A R B E I T S V E R H Ä L T N I S

„Die Arbeit eines menschlichen Wesens ist nicht eine Ware oder ein Handelsartikel“ — so heißt es, feierlich und groß wie eine neue Verkündigung der Menschenrechte, in dem Clayton Act von 1914. An dem Markt der Ware Arbeitskraft (der in der harten Tatsachenwelt trotzdem ein Markt bleibt, auf dem Angebot und Nachfrage auch den Preis dieser Ware bestimmen!) würde sich durch solche schönen Worte allein schwerlich viel geändert haben. Aber diese Worte sind auch nur die Einleitung, die Präambel zu den trockenen Sätzen, die ihnen folgen und deren Kern der ist: daß die Bestimmungen der Antitrustgesetze auf die Organisationen, die Zusammenschlüsse der Arbeiter keine Anwendung zu finden haben. Zwanzig Jahre lang hatten die Gewerkschaften um diese Anerkennung ringen müssen gegen die von den Arbeitgeberjuristen verfochtene und von den Gerichten stellenweise gebilligte Auslegung, daß durch die Antitrustgesetze, die schädlichen Monopolbildungen und einer unzulässigen Konkurrenzbeschränkung auf den Warenmärkten entgegenwirken sollten, auch die gewerkschaftliche Vereinigung der Arbeiter verboten sei. Die ganze Leidenschaft dieser Kämpfe — und die ganze Leidenschaftlichkeit des Mannes, der Jahrzehnte hindurch den maßgebenden Teil der amerikanischen Arbeiterbewegung in seiner Person verkörperte — spricht

aus ein paar Sätzen, in denen nach errungenem Siege Samuel Gompers noch einmal seine Beweisführung zusammenfassend formulierte: „Männer und Frauen sind nicht von der gleichen Art wie die Dinge, die sie machen. Die Arbeitskraft ist nicht ein Produkt, sie ist die Fähigkeit zu produzieren. Die Erzeugnisse der Arbeit mögen gekauft oder verkauft werden, ohne daß das die Freiheit dessen berührte, der sie erzeugt. Aber die Arbeitskraft eines Menschen kann nicht von seinem lebendigen Körper getrennt werden. Gesetze, die die gleiche Ordnung anwenden auf den Arbeiter wie auf die Erzeugnisse des Arbeiters, sind auf der Anschauung aufgebaut, daß es keinen Unterschied gebe zwischen Menschen und Sachen. Diese Theorie weigert dem Arbeiter die Achtung und die Rechte menschlicher Wesen. Sie verneint die Freiheit und den Schutz freier Männer und Frauen.“ Oder aus einem Jahresbericht der American Federation of Labor: „Das Sherman-Antitrust-Gesetz hatte niemals auf Organisationen von Arbeitern Anwendung finden sollen, die sich miteinander verbanden zu gegenseitigem Schutz und zur Verbesserung ihrer Lage. Die Absicht des Gesetzes war, die Menschen zu schützen gegen die Macht und die Raubgier seelenloser Gesellschaften und Trusts. Aber Gerichtshöfe brachten es fertig, das Gesetz, das auf die Erzeugnisse der Arbeit angewandt werden sollte, durch eine seinen Sinn ins Gegenteil verkehrende Auslegung auf die menschliche Arbeitskraft der Arbeiter selbst anzuwenden. Durch diese Umkehrung des Gesetzes stellten die Gerichte auf die gleiche Stufe den Stahlarbeiter und die Stahlschiene, die er erzeugt, den Techniker und die Röhre, die er zieht, den Zimmermann

und die Säge, die er benutzt, den Buchdrucker und die Typen, die er setzt . . . Arbeit aber ist die große, schaffende, schöpferische Kraft des Universums. Sie ist das, was dem menschlichen Leben Würde, Adel und Zweck verleiht.“ Die amerikanische Arbeiterbewegung ist im allgemeinen, von Ausnahmen abgesehen, nicht gerade von sehr hohem Schwunge getragen; sie ist in normalen Zeiten recht häufig nichts als ein reichlich nüchternes Geschäft wie jedes andere Geschäft in diesem Lande. Darum mögen diese Sätze hier stehen als Beispiel dafür, daß sie es in besonderen Augenblicken doch auch versteht, sich zur Größe zu erheben.

Die rechtliche Anerkennung haben die Gewerkschaften durch die sie betreffenden Abschnitte des Clayton Act erreicht — ihre tatsächliche Anerkennung und Durchsetzung ist ihnen auch heute noch in so großen Teilen der amerikanischen Wirtschaft versagt, daß sie im Vergleich zur europäischen Gewerkschaftsentwicklung eigentlich erst noch im Anfange sind. Der schroffste Herr-im-Hause-Standpunkt, der unerbittlichste Widerstand gegen jede Arbeiterorganisation hat in der Eisen-Großindustrie seine Vertretung. Nicht nur, daß sie selbst jedes Verhandeln mit Gewerkschaften ablehnt und keinen organisierten Arbeiter in ihren Betrieben duldet — es ist auch schon vorgekommen, daß der Stahltrust die Materiallieferung an solche Weiterverarbeiter sperrte, die sich nicht auf seine Forderung zu der gleichen Arbeiterpolitik bequemen. Das ist alte Tradition. Aeltere Mitglieder der Arbeiterbewegung erzählen einem heute noch von den furchtbaren Vorgängen bei dem großen Streik der Eisenarbeiter im Pittsburger Revier Anfang der neunziger Jahre. Durch

Pinkerton, den gewerbsmäßigen Lieferanten von Streikbrechern und von bewaffneten, zu jeder Gewalttat bereiten Rowdy-Haufen, hatten darnach die Werke eine regelrechte Armee und Flotte zur Bekämpfung der Streikenden aufgestellt. Es kam zu richtigen Schlachten; schließlich verschafften sich die Arbeiter ein paar große Fässer mit Petroleum, das schütteten sie auf den Fluß, zündeten es an, wodurch sie den ganzen Fluß in ein Flammenmeer verwandelten, und zwangen so die Pinkertonianer, ans Land zu kommen, wo sie sie erschlugen; dann aber rückten zehntausend Mann Militär an und die brachen den Streik — und das war das Ende der Gewerkschaftsbewegung in der Eisenindustrie auf Jahrzehnte! Dreißig Jahre ist das jetzt her. Aber es ist keineswegs Vergangenheit. In der ersten Zeit des Weltkriegs (Amerika war noch lange im Frieden und machte Geschäfte) gab es einen großen Streik in einem der Kupferstaaten. Da, so erzählte mir ein Geistlicher, organisierten die Unternehmer ebenfalls den Mob; zweitausend Bewaffnete überfielen die Arbeiter nachts in ihren Betten, trieben sie in einen Baseball-Platz zusammen und sperrten sie da ein; bei Morgengrauen aber verluden sie sie in Viehwagen und transportierten sie per Eisenbahn gewaltsam aus dem Staate ab — und keine Staatsgewalt half den so vertriebenen Arbeitern zu ihrem Rechte. Auch jetzt, wieder zehn Jahre später, geht es bei Streiks in den Kohlengebieten gelegentlich nicht weniger gewalttätig zu. Und daß es bei großen Streiks überhaupt auf beiden Seiten Tote gibt, ist durchaus die Regel, setzt niemanden in Erstaunen, nicht einmal die Arbeiter selbst, die, wenn es hart auf hart geht, gegen die

von Unternehmern organisierten Banden ebenfalls Banden zu organisieren verstehen. Gewalttätigkeit der Pioniere in der Kolonie, in der die Selbsthilfe an der Tagesordnung ist. Im Sommer 1925 setzten, einer Zeitungsmeldung zufolge, die Bankiers von Illinois Preise auf tot oder lebendig eingelieferte Bankräuber aus, nachdem einige Zeit hindurch mehr als ein Mord täglich in Chicago zu verzeichnen gewesen war: die ausgesetzten Preise betrugen 1000 Dollar für den lebend gefangenen — aber 2500 Dollar für jeden getöteten Bankräuber. Die Bankdirektoren fügten hinzu, daß es ja allerdings ein kaltblütiges Geschäft sei, einen Preis auf das Leben von Menschen auszusetzen, aber vor den Gerichten erhielten die Räuber nur ganz unangemessene Strafen; die Banditen hätten Morde für einen Lohn von weniger als 2500 Dollar begangen: „Wir machen es jetzt ebenso profitabel für einen Polizisten, einen Banditen zu töten, wie es für einen Banditen ist, einen Polizisten umzubringen.“ Darf man sich in einem Lande, in dem schon Bankiers eine solche Sprache sprechen, über die kalte Härte der machtvollen Eisentrust-Herren gegen jegliche Arbeiterbewegung wundern?

Es sind nicht die Eisenmagnaten allein. Auch bei den Fordwerken z. B. gilt der strikte Grundsatz: „Unsere Arbeiter sind glücklich und haben in der Fabrik nichts zu sagen.“ Und so gibt es durch das ganze Land große Unternehmerkreise, die noch absolut an der Unternehmerautokratie festhalten: sie setzen die Arbeitsbedingungen fest, der Arbeiter mag dann bleiben, wenn es ihm paßt, oder wegbleiben, wenn es

ihm nicht paßt. Das kann dann schärfste Ausbeutung des Arbeiters bedeuten; es kann sich ebenso verbinden mit den mannigfaltigsten Wohlfahrtseinrichtungen zugunsten der Arbeiter, die für das, was dem Arbeiter an Freiheit vorenthalten wird, in materiellen Vorteilen und in vielfacher Fürsorge Ersatz schaffen sollen. Sanitäre Einrichtungen, Hilfskassen, billige eigene Werksrestaurants für die Werksangehörigen, Verkauf von Lebensmitteln zu Einkaufspreisen in eigenen Werksläden, auch Vorsorge für Erholung und Unterhaltung finden sich in vielen großen Unternehmungen. Das soll dann auch unter den Heeren ihrer Arbeiter und vor allem ihrer Angestellten einen Gemeinschaftsgeist, ein Zusammengehörigkeitsgefühl schaffen und dadurch einem schädlichen dauernden Wechsel der Arbeiter und Angestellten entgegenarbeiten. Und es wird wenigstens nicht mit falscher Ideologie umkleidet. „Die Gesundheit der Angestellten ist ein gutes Geschäft,“ „was wir hier für die Liebhabereien unserer Leute ausgeben, das bekommen wir alles reichlich wieder in den Leistungen zufriedener Angestellter“ — solche und ähnliche Aeufferungen habe ich in verschiedenen Betrieben öfters gehört. Daneben aber hat sich in zahlreichen Unternehmungen ein System herausgebildet, das etwa unseren Arbeiter- und Angestelltenausschüssen oder unseren Betriebsräten (wenn auch ohne deren rechtliche Fundierung) entspricht: der Shop Council, das Works Committee, die Plant Assembly oder wie sonst diese „republikanischen“, „repräsentativen“ Verfassungen lauten. Die Organisation wie die Befugnisse dieser Angestelltenvertretungen sind sehr verschieden. In manchen Unter-

nehmungen handelt es sich einfach darum, daß den Angestellten eine Instanz gegeben wurde, durch die sie Wünsche geltend machen, Beschwerden vorbringen können: ein Mundstück, durch das Unzufriedenheit mit kleinen Einzelheiten des Betriebes sich hörbar zu machen vermag. In anderen Fällen geht es weiter. Da werden die Committees paritätisch aus der gleichen Zahl von Vertretern der Angestellten wie der Betriebsleitung zusammengesetzt und sie haben dann über solche Beschwerden tatsächlich zu entscheiden, sie können auch als Appellationsinstanz bei Entlassungen angerufen werden, die die Angestellten als unbillig empfinden usw. Und in wieder anderen Fällen wird in diesen paritätisch zusammengesetzten Committees auch über die realen Arbeitsbedingungen verhandelt, über die Arbeitszeit, über die Löhne und Gehälter, über deren Erhöhung oder Ermäßigung je nach dem Geschäftsgang, für dessen Beurteilung dann die Leitung dem Committee die notwendigen Angaben vorlegt. Es ist insbesondere diese vorgeschrittenste Form der Repräsentativ-Verfassung der Unternehmung, die in den letzten Jahren sich immer mehr Boden erobert hat und gerade im Kampf der Unternehmer gegen die Gewerkschaften zu einem wichtigen neuen Typ im sozialen Leben Amerikas geworden ist. Die Unzulänglichkeit des rein autokratischen Systems, die Notwendigkeit, mit den Arbeitnehmern zu verhandeln, wird anerkannt. Aber den Gewerkschaften wird die Anerkennung versagt. Man will eben nur mit den eigenen Arbeitnehmern verhandeln. „Wir sind ganz bereit, mit jedem Committee zu reden, das die Leute wählen mögen, aber wir haben keine Lust, für irgendeinen von draußen kommenden

Agitator zur Verfügung zu stehen, der uns erzählen will, wie wir unsere Fabrik zu betreiben haben," sagt der Autokönig Bresnaham in „Main Street“. Kein Fremder soll mitzureden haben, nur die eigenen Leute — die abhängig sind oder sich abhängig fühlen in der Furcht vor dem Verlust des eigenen Arbeitsplatzes und denen oft auch die Kenntnisse und die Fähigkeiten mangeln, über die der Gewerkschaftssekretär verfügt. Der Gewerkschaftssekretär, das ist der „berufsmäßige, bezahlte Agitator“ — gegen ihn richtet sich auch auf dieser letzten Stufe der Widerstand des Herrn im Hause.

Die Ausbreitung der Gewerkschafts-Organisation in Amerika wird aber nicht nur durch den Unternehmer-Widerstand gehemmt. Sehr starke Hindernisse liegen auch in der Arbeiterschaft selbst — und in der Richtung, die infolge davon die Gewerkschaftsbewegung in den Vereinigten Staaten eingeschlagen hat. Um es schematisierend zu sagen: dem einen Teil der Arbeiter geht es noch zu schlecht, dem anderen geht es schon zu gut, den meisten aber erscheint alles nur als eine Frage der unmittelbar praktischen Gegenwart, und eben dies ist das Entscheidende.

Wohl gibt es auch eine Organisation erbittert-radikaler Arbeitergruppen, die I. W. W., Industrial Workers of the World. Aus den Holzarbeitern, den Wanderarbeitern, den Hafenarbeitern rekrutieren sie sich in erster Linie. Homeless, wifeless, jobless hat man sie genannt: ohne Heim, ohne Familie, ohne Arbeitsplatz — ohne jegliche gesellschaftliche Verwurzelung also — unstet, Landstreicher zum großen Teil,

die es nirgends lange aushalten, sondern, wenn sie eine Weile gearbeitet und verdient haben, ihr Bündel aufpacken und davongehen, um erst wieder Arbeit anzunehmen, wenn alles Geld fort ist und der Hunger sie zwingt: so hassen sie die bestehende Ordnung, proklamieren die Errichtung einer neuen Gesellschaft in der Schale der alten unter Abschaffung des Lohnsystems, sind syndikalistisch, anarchistisch, zur Gewalt geneigt. Der Krieg, der natürlich auch in Amerika zur Ausdehnung der Staatsgewalt führte und der dort wie überall die jeglicher Unterdrückung unvorschriftsmäßigen Denkens Vorschub leistende Atmosphäre schuf, bot eine günstige Gelegenheit, die I. W. W. rücksichtslos zu verfolgen; auch nach dem Kriege haben einzelne Staaten Gesetze aufrechterhalten oder neu erlassen, die schon jede Aeüßerung syndikalistischer Ideen mit harten Strafen bedrohen. Aber es hätte dessen nicht bedurft, um den I. W. W. jede allgemeinere Bedeutung zu nehmen. Die Organisation hat niemals großen Umfang gehabt und sie ist im letzten Jahrzehnt der Kriegsverfolgung und der Prosperität noch stark zusammengeschrumpft. Sie selbst gibt die Zahl ihrer Mitglieder 1920 mit alles in allem 41 600 an. Andere, wahrscheinlich noch zu hoch greifende Schätzungen ihrer Anhängerzahl lauten auf höchstens 200 000. Eine Gesamtorganisation der riesigen, untersten Arbeiterschicht sind sie niemals gewesen und heute weniger denn je.

Diese unterste Schicht bilden in erster Linie die Fremden (und die Farbigen). Aus Dutzenden verschiedener Nationalitäten sind sie herübergekommen, aus allen möglichen Stufen

oder Vorstufen industriell-kapitalistischer Entwicklung, ohne Ausbildung, ohne Mittel, ohne Kenntnis der englischen Sprache, hilflos in den so ganz ungewohnten Formen amerikanischen Lebens und Arbeitens. So bilden sie den „Rand“ — den untersten Boden amerikanischer Schichtung. Die körperlich schwerste Arbeit, z. B. in den Kohlen- und Erzgruben, die am schlechtesten bezahlte ungelernte Arbeit in den Eisenwerken oder Fabriken, überhaupt die niedrigste, ausgebeutetste Arbeit: das ist das Feld, das sich ihnen zuerst darbietet, und sie müssen nehmen, was sie bekommen. Aber die Kräftigen betrachten das eben doch nur als einen Durchgang. Sie wollen heraus aus dem Rand, herauf von der Tiefe des Bodens. Und zwar mit ganz verschiedenen Zielen. Wenn der landhungrige Italiener in der amerikanischen Millionenstadt nicht nur selbst schuftet und spart, sondern auch seine Frau und seine Kinder, statt an deren Erziehung zu denken, schufteten und sparen läßt mit dem einen großen Ziele, schließlich so viel gespart zu haben, daß er hier ein Stück Land kaufen und Farmer werden kann; wenn der eingewanderte Rumäne oder Bulgare, der für 150 Dollar monatlich das Kupfer in den Bergwerken des wilden Nordwestens gräbt und der daraus leicht 1000 Dollar und sogar noch mehr im Jahre zurücklegen kann, an nichts anderes denkt als an den Tag, an dem er wieder in die alte Heimat ziehen wird, um sich mit dem in Amerika erarbeiteten Gelde dort ein Gütchen zu erwerben; wenn hier der Grieche oder der Ostjude nur darauf spekuliert, daß er demnächst genug haben werde, um einen Laden aufzumachen, und dieser oder jener andere nur darauf wartet, irgend etwas anderes Selbständiges zu unternehmen;

wenn schließlich jeder von einem Tage zum anderen (denn Kündigungsfristen gibt es da nicht!) Beruf und Arbeitsstelle wechseln kann — heute Teller im Restaurant spülen, morgen Automobile waschen, in der nächsten Woche in irgendeiner Fabrik stehen und einen Monat später wieder irgendwo anders vielleicht Austrägerdienste tun, um womöglich daneben abends immer noch Zeitungen zu verkaufen oder sonst einem Nebenverdienst nachzugehen — so ist diese bunt durcheinandergewürfelte Masse gewiß nicht das Material, aus dem sich leicht eine starke, fest gefügte und auf weite Ziele arbeitende Gewerkschaftsorganisation aufbauen ließe. Und das Wichtige ist: mit dem eigentlichen amerikanischen Arbeiter, der längst aus dem Rande heraus ist, mit dem gut genährten, gut gekleideten, gut behausten „wirklichen“ Amerikaner steht es in dieser entscheidenden Einstellung zu seiner Arbeit prinzipiell nicht anders.

Es gibt in Amerika, dem Lande des höchst gesteigerten Industrie- und Finanzkapitalismus, heute keinen praktisch irgendwie ins Gewicht fallenden Sozialismus. Es gibt hier und da vereinzelt kleine sozialistische Gruppen, die ihre Ideologie als historisches Erbgut aufrechterhalten: das sind dann vielleicht Abkömmlinge deutscher Eltern, die nach dem Scheitern der achtundvierziger Revolution oder unter den Verfolgungen des Sozialistengesetzes herüberkamen, oder es sind russische Juden und dergleichen. Und es gibt hier und da, erst recht vereinzelt, den einen oder anderen sozialistischen Intellektuellen. Aber selbst da ist fast durchweg

der Sozialismus arg verblaßt, sehr milde und friedlich geworden. Und von einer irgend in die Tiefe gehenden sozialistischen Bewegung ist heute gar keine Rede. Selbst dem, was sich in Amerika Sozialismus nennt, stehen heute die Massen der Arbeiter vollständig fern. Das zeigen die Wahlziffern. Das bestätigen auch übereinstimmend alle Kenner der amerikanischen Arbeiterbewegung, die ich traf. Sie stimmen ebenso überein in der Begründung dieses Phänomens. Und diese Begründung scheint mir am prägnantesten zusammengefaßt in der Antwort eines maßgebenden Gewerkschaftsführers, der mir, mit mitleidiger Nachsicht für den Mann aus dem armen Europa, einfach erklärte: „Our laborers are not permanent beggars“, unsere amerikanischen Arbeiter sind eben nicht ewige Bettler — wie bei Euch!

Dem europäischen Sozialismus widerstrebt in Amerika schon der Charakter der Kolonie, des Kolonisten. Der Einwanderer, der sich losgerissen hat von allen Bindungen der Heimat, der ganz auf sich gestellt als Pionier in die Fremde gegangen ist, um mit seiner Arbeit für sich und die Seinen ein Haus zu zimmern: der ist von Natur aus Individualist. Er ist erst recht Individualist, wenn er, wie so viele der Eingewanderten, aus ländlichen Gegenden kommt, im Blute die Sehnsucht des Bauers, der nicht kollektivistisch, sondern individualistisch fühlt. Und er ist dreifach Individualist, wenn er zum Auswanderer wurde aus Opposition gegen den seinen Glauben oder seine politische Ueberzeugung oder seine persönliche Freiheit unterdrückenden Staat, den er verließ. Das aber wirkt ungeheuer stark durch die Folge der Generationen hindurch auf die Geistesrichtung des ganzen Landes; hierin,

in dem Verlangen nach der Freiheit vom Staate, in der Abneigung gegen die Einmischung des Staates in die sozialen Angelegenheiten, begegnen sich dann leicht die sonst so verschiedenartigen Abkömmlinge der englischen Puritaner und der englischen Quäker mit den Söhnen deutscher Demokraten bis zu den Ostjuden, die vor den Pogromen Rußlands und Rumäniens flüchteten, oder den Italienern, die die Latifundienwirtschaft ihres Vaterlandes in die Fremde jagte. Schließlich: dies so mannigfach verwurzelte Mißtrauen gegen den Staat als tragenden Faktor der sozialen Reform fand vielfältige Bekräftigung in den realen Erfahrungen der amerikanischen Arbeiterbewegung mit dem amerikanischen Staat als Realität. Die sozialpolitische Gesetzgebung Amerikas steckt noch ganz in den Anfängen. Wo aber in einzelnen Staaten die Gesetzgebung irgendeinem Arbeiterverlangen folgt, da besteht immer die Gefahr, daß das, was durch die Gesetzgebung erreicht wurde, durch die Rechtsprechung wieder für ungültig erklärt wird, wenn nicht durch die einzelstaatlichen Gerichte, dann durch den Obersten Gerichtshof in Washington. Inbezug auf die Versuche zur Beschränkung der Kinderarbeit habe ich es schon früher erwähnt. Es ist mit Versuchen zur Beschränkung der Frauenarbeit, mit Minimallohngesetzen und Aehnlichem stets dasselbe. Wenn der Oberste Gerichtshof findet, daß dadurch das Recht des Eigentums oder die Freiheit des Kontrakts verletzt sei, die beide durch die Verfassung gewährleistet sind, so ist das ganze politische Bemühen umsonst gewesen. Der Protest gegen diese Allmacht des Obersten Gerichtshofs bildet darum ein regelmäßiges Thema aller Gewerkschafts-

kongresse. Denn tatsächlich ist ja sein Veto jetzt absoluter als das des Präsidenten. Widerspricht der Präsident einem vom Kongreß beschlossenen Gesetz, so kann der Kongreß es trotzdem erzwingen durch einen nochmaligen Beschluß mit Zweidrittel-Mehrheit — widerspricht der Oberste Gerichtshof, so bleibt nur der Weg der Verfassungsänderung (und zwar der Aenderung der Bundesverfassung), und dieser Weg ist so voller Hindernisse, daß es in der Regel aussichtslos erscheint, ihn zu beschreiten, zumal wenn es sich um fortgeschrittene einzelstaatliche Gesetze handelt, die auch im Einzelstaat nur mit vieler Mühe und beharrlicher politischer Erziehungsarbeit hatten durchgesetzt werden können. Warum, so fragen die Gewerkschaften, gibt es kein Recht des Vetos gegen Beschlüsse des Obersten Gerichtshofs, wie gegen Beschlüsse des Kongresses oder des Präsidenten? Der Oberste Gerichtshof besteht aus neun Mitgliedern, die der Präsident ernennt, oft nicht nur wegen ihrer juristischen Fähigkeit, sondern aus politischen oder anderen Gründen, über die er der Oeffentlichkeit keine Rechenschaft gibt. Sind diese neun Männer, die ihre wichtigsten Beschlüsse oft mit fünf gegen vier Stimmen fassen, erleuchteter als die 531 Mitglieder des Senats und des Repräsentantenhauses und der Präsident? So kommen die Gewerkschaften der American Federation of Labor zu der Forderung, daß es mit derartigen Beschlüssen des Obersten Gerichtshofs ebenso gehalten werden solle wie mit dem Veto des Präsidenten selbst: bestätige der Kongreß mit Zweidrittel-Mehrheit seinen Beschluß, so solle er gültig sein. Aber eine derartige Aenderung der Bundesverfassung ist noch in weitem Felde. Und so hat sich die amerikanische

Gewerkschaftsbewegung in weitem Maße von dem politischen Wege fort- und dem rein gewerkschaftlichen Wege zugewandt, „Die Gesetzgebung“, so heißt es in einem diese Stimmung sehr charakteristisch widerspiegelnden Aufsatz von Joseph Schloßberg, dem Generalsekretär der Amalgamated Clothing Workers, „kann sich weigern, Gesetze zu machen für einen Achtstunden-Tag, für Sanitätsvorschriften in der Fabrik, für einen Minimallohn oder zum Verbot der Kinderarbeit. Und wenn eine solche Gesetzgebung gemacht wird, so kann der Oberste Gerichtshof sie für verfassungswidrig erklären, wie er es ein über das andere Mal getan hat. Aber die Hilfe, die den Arbeitern durch die Gesetzgebung und durch die Gerichte verweigert wird, kann ihnen verschafft werden durch erfolgreiche Streiks oder durch Verhandlungen der Gewerkschaft. In beiden Fällen hängt es ab von der Macht der Gewerkschaft. Die Gewerkschaft kann so das tun, was der Staat nicht tun kann oder will, nämlich den Lebensstandard des Arbeiters heben und die Ausbeutung der Arbeiter vermindern. Die organisierte Arbeiterschaft hat als eine Erfahrungstatsache erkannt, daß Gesetzgebung durch die Gewerkschaft den Vorzug verdient vor der politischen Gesetzgebung... Industrielles Bürgerrecht ist eine stärkere Realität als politisches Bürgerrecht.“ Das zeigt: die Gewerkschaftsbewegung, die Arbeiterbewegung in Amerika überhaupt denkt heute, außer in Sonderfällen, am wenigsten an Sozialismus durch den Staat. Sie denkt, soweit sie sich prinzipiell zu orientieren sucht, an gewerkschaftliche Macht, die ja sehr weit getrieben werden kann: ein (seiner gewalttätigen Bestandteile leicht zu entkleidender) Syndikalismus

liegt ihr dann näher als der Sozialismus; gildensozialistische Gedankenklänge klingen an (und es ist interessant, wie bei den Unternehmern die aus der Abneigung gegen die Gewerkschaften erwachsene Hinneigung zu den Shop Councils sich mit diesen Empfindungen in den Arbeitermassen begegnet); Anteilnahme der Arbeiter oder ihrer Organisationen an dem Schicksal ihrer Industrie und deren Verwaltung, wirtschaftliche Demokratie im weitesten Sinne wird das Ziel.

Aber für die übergroße Mehrzahl der amerikanischen Arbeiter gilt eben, weit entfernt von aller prinzipiellen Orientierung, als Leitmotiv heute noch jener Satz: wir sind nicht ewige Bettler, will sagen, wir sind nicht auf Lebenszeit besitzlose Lohnarbeiter, wir wollen das auch nicht sein, sondern wir selbst können weiter kommen oder zum mindesten unsere Kinder, ob sie nun Kaufleute oder Aerzte oder Fabrikanten oder Anwälte werden oder was immer sonst. Wobei ihnen übrigens keineswegs ausgemacht ist, daß ein Aufsteigen zu solchen Berufen für sie unter allen Umständen ein Aufsteigen wäre. Die europäisch-überhebliche niedrige Einschätzung der Handarbeit gegenüber der oft doch nur so genannten geistigen Arbeit fehlt im Koloniallande, das ja gerade umgekehrt die Ueberschätzung des rein materiellen Erfolges kultiviert. Der tüchtige Mann, der auf redliche Weise etwas vor sich bringt, wird geachtet. Die durchschnittliche Stenotypistin verdient weniger als die gleichaltrige tüchtige Arbeiterin an der Maschine, und der mäßig bezahlte White Collar Man im Büro ist durchaus nicht ein Gegenstand des Neides für den ge-

lernten jungen Handarbeiter, der sich ja nach der Arbeit denselben weißen Kragen umbindet wie jener. Auf das Gefühl der Freiheit kommt es an und auf die Möglichkeit der Wahl. Sicher ist diese Freiheit schon geringer geworden, seit das unverteilte Land der Kolonie aufgebraucht ist. Aber die Prosperität des letzten Jahrzehnts hat doch zum Ersatze neue Freiheit geschaffen. Daß sie in der Realität für sehr viele nicht erreicht wird, ändert noch nichts am Entscheidenden: dem Glauben — der sich in einem weiten Maße eben doch auf die Realität zu berufen vermag. Das nimmt der Arbeit, auch der geteilten, entseelten Arbeit an der Maschine ein gut Teil ihres niederziehenden Druckes; denn so drückend sie ist, es fehlt doch für die vielen, die Raum genug um sich sehen, ihre Ellenbogen zu rühren, der Druck der Enge, der Angst, der Hoffnungslosigkeit. Es nimmt auch dem sozialen Verhältnis ein gut Teil des Giftes. Wie es in Amerika kein Ressentiment des Fußgängers gegen den Autofahrer gibt, weil jeder, der noch kein Auto hat, doch künftig bestimmt eines zu haben hofft — so gibt es in großen Schichten der Arbeiter und Angestellten kein Ressentiment gegen den Unternehmer, den Kapitalisten, weil jeder selbst Kapitalist werden will! An die Stelle des Klassenhasses tritt darum in diesen Schichten der gut Verdienenden, Hoffnungsvollen das Gefühl eines offenen, ehrlichen Geschäftsverhältnisses: man kann in solchem Geschäftsverhältnis um jeden Cent Stundenlohn zäh miteinander ringen, kann die schärfsten Kämpfe miteinander führen, und es kann doch Geschäft bleiben ohne die tief eingewühlte Verbitterung eines säkulareren, niemals zu überbrückenden Klassengegensatzes.

Arbeiter aber, die so denken, denken auch anders als der europäische Arbeiter über die Gewerkschaftsorganisation. Der europäische Arbeiter, der seiner Organisation mit wirklicher Gläubigkeit anhängt, zahlt seine Beiträge in dem Bewußtsein, daß sein Opfer auch späte Früchte tragen kann: kommen sie ihm selber nicht zu gute, so doch seinen Kindern, die Arbeiter sein werden wie er, seinen Klassengenossen, die dasselbe Schicksal wie er tragen, der Zukunft der Arbeit, der Menschheit. Der amerikanische Arbeiter dieser Schicht braucht bei seiner Gewerkschaft weder an seine Kinder zu denken, für die er jede Möglichkeit der Zukunft offen hofft, noch an Klassengenossen, mit denen er sich durch keine Idee verbunden fühlt. Er zahlt seine Beiträge, wenn er sich einen realen Vorteil davon erwartet. Und die Gewerkschaftsbewegung selbst und ihre Führer mußten dieser Denkart Rechnung tragen, wenn sie überhaupt vorwärtskommen wollten.

Aus alledem erklärt sich der verhältnismäßig geringe Umfang, den die amerikanische Gewerkschaftsorganisation bisher erreicht hat. Im Jahre 1887 kam die Zahl der Organisierten zum ersten Male auf eine Million und 1914 waren es $2\frac{3}{4}$ Millionen; dann trieb hier wie überall die Kriegskonjunktur die Organisation mächtig empor, sodaß sie mit 5.11 Millionen im Jahre 1920 ihren Höhepunkt erreichte. Darnach aber kam die Reaktion, die Unternehmer begannen einen mit größter Energie geführten Feldzug gegen die Gewerkschaftsmacht, für deflation of labor, und sie stießen bei den jung Organisierten dabei auf wenig Widerstandskraft; so sank die Zahl der Gewerkschaftsmitglieder 1923 auf 3.78 Millionen. In all diesen Zahlen sind auch die kanadischen Mitglieder ent-

halten, die die amerikanischen Gewerkschaften ebenfalls in ihre Reihen aufnehmen. Setzt man aber die Zahl der amerikanischen Gewerkschaftsmitglieder in Vergleich zu der Gesamtzahl der amerikanischen Lohnempfänger, so kommt man nach den wertvollen Untersuchungen von Leo Wolman für 1920 bei insgesamt 26.08 Millionen für Lohn Arbeitenden erst auf 18.7 Prozent (gegen freilich nur 9.4 Prozent im Jahre 1910) und wenn man selbst die landwirtschaftlichen Lohnarbeiter ausscheidet, werden es auch nur 20.8 Prozent (1910 10.9 Prozent). Das aber war das Jahr des Höchststandes. Seitdem hat sich die Zahl der Arbeiter sicher erhöht — die Zahl der Organisierten aber hat sich um mehr als ein Viertel vermindert.

Die größte amerikanische Gewerkschaftsorganisation, die American Federation of Labor, spiegelt in ihrer Mitgliederbewegung ebenfalls diese Entwicklung, obwohl es ihr in den letzten Jahrzehnten gelungen ist, immer mehr der Gewerkschaften an sich zu ziehen, so daß sie 1923 über 80 Prozent aller Organisierten umfaßte gegen wenig über 60 Prozent im Jahre 1897. Hier ihre Mitgliederzahlen:

1902: 1 024 399	1920: 4 078 740
1914: 2 020 671	1923: 2 926 468
1919: 3 260 068	1924: 2 865 979

Man hat die A. F. of L. oft die Vertretung der amerikanischen Arbeiteraristokratie genannt. Ihre Führer bestreiten heute solche Exklusivität; sie betonen sehr stark, daß ihre Gewerkschaften jedem weißen Arbeiter offen stünden, der die Anforderungen des Gewerbes erfülle, und sie agitieren neuerdings sehr energisch für eine Wiederausdehnung der Organi-

sation. In der Tat mag sich künftig hier ein Wandel vollziehen. Bisher aber hat die Selbstbeschränkung der A. F. of L.-Gewerkschaften zweifellos bestanden. „Fast alle“, schreibt Wolman, „schließen Personen aus, die noch nicht ein bestimmtes Alter erreicht haben; einige errichten Grundsätze für das Maß von Ausbildung, das die sich zum Eintritt Meldenden nachweisen müssen; andere fordern hohe Eintrittsgelder oder verlangen Zugehörigkeit zu der Industrie für eine bestimmte Reihe von Jahren; und wieder andere beschränken den Eintritt hinsichtlich der Farbe und des Geschlechts der Bewerber“. Mit einem Worte: die A. F. of L. ist in der Tat in erster Linie die Organisation jener oben geschilderten wirklich amerikanischen Arbeiterschichten, die das Elend des Randes schon hinter sich gelassen haben. Und nach deren Denkweise, nach deren Zielen bildete sich nun auch die geistige Struktur, bildete sich die Politik dieser Organisation. In einem wertvollen Aufsätze des Atlantic Monthly ist Benjamin Stolberg sehr fein der Frage nachgegangen, was für eine Art Mann Gompers gewesen sei. Und er formuliert die einfachen zehn Gebote, die für diesen Führer der A. F. of L. vom Anfang bis zum Ende seines Wirkens maßgebend waren, folgendermaßen: „Organisiere nach besonderen Gewerben; kämpfe für mehr Lohn; für kürzere Arbeitszeit; für bessere Arbeitsregeln; streike, wenn es nötig ist; brich keine Kontrakte; gehorche der Oligarchie der älteren Führer; begehe keinen Ehebruch mit Sozialisten, Anarchisten, Syndikalisten, Kommunisten; begehre nicht die Funktion des Kapitals; und enthalte dich der Parteipolitik.“ Man sieht: Gegenwartsziele sind es, die verfolgt werden;

alles, was darüber hinausgeht, wird mit Mißtrauen abgewiesen. Darum ist die American Federation of Labor z. B. auch nicht Mitglied der Amsterdamer Gewerkschafts-Internationale; die ist ihr schon viel zu politisch, schon viel zu prinzipiell. Politik und Prinzip aber sind der A. F. of L. verdächtig. Um unmittelbare praktische Erfolge für ihre Mitglieder will sie ringen; Punkt für Punkt, Schritt für Schritt soll deren Lage gebessert werden — das ist es, was die Mitglieder erstreben, auf diese zähe Einzelarbeit für die Gegenwart richtet sich die Arbeit der Organisation.

Und so, durch diese zähe Einzelarbeit der Gewerkschaften ist nun die Arbeitsverfassung entstanden, die heute das Verhältnis von Arbeitgebern und Arbeitnehmern in den Vereinigten Staaten so charakteristisch bestimmt. Das Land ist viel zu groß, als daß die Gewerkschaften hätten warten können, bis sie in der betreffenden Industrie so weit erstarkt wären, daß sie die ganze Industrie zu Tarifvertragsverhandlungen, zu Tarifvertragsabschlüssen hätten zwingen können; auch die Arbeitgeber sind ja kaum in Einzelfällen über das ganze Land hin organisiert. Lokal wird der Kampf geführt, in den einzelnen Industriebezirken, in den einzelnen Städten, in den einzelnen Fabriken. Ist die Arbeiterzahl eines Unternehmens in genügender Stärke organisiert, so wird mit diesem verhandelt, wird, wenn es sein muß, mit diesem gekämpft — und das Ziel ist, daß nun dieses Unternehmen Union Shop werde, das heißt, daß es für sich mit der Gewerkschaft den Tarifvertrag abschließe, daß es Arbeitslohn,

Arbeitszeit und Arbeitsbedingungen nach den Gewerkschaftsregeln einrichte und daß es sich bereit erkläre, nur noch Gewerkschaftsmitglieder zu beschäftigen. Immer mehr Unternehmungen, eine nach der anderen, so zu Union Shops zu machen, je mehr die Organisation der Arbeiter in dem betreffenden Industriezweige selbst fortschreitet, das ist das Ziel. Auf diesem Wege können dann allmählich in der Tat ganze Industriezweige gewerkschaftlich organisiert, in ihrer Gesamtheit unter die beide Teile bindenden Regeln des Tarifvertrages gebracht werden. Aber das ist bisher nur in wenigen gelungen. Und so ist der Normalfall, daß neben den vertraglich gebundenen Unternehmungen für die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter noch in großer Zahl die anderen stehen, die keine Gewerkschaft anerkennen, in denen die Leitung die Arbeitsbedingungen aus eigener Machtvollkommenheit festsetzt, die nur nichtorganisierte Arbeiter beschäftigen. Neben den Union Shops stehen so die Non Union Shops, neben den closed Shops die open Shops; und es gibt auch noch eine verfeinerte Abart des Union Shop, nämlich den Preferred Shop, das ist das tarifvertraglich gebundene, an sich den Organisierten vorbehaltene Unternehmen, das laut Tarifvertrag verpflichtet ist, bei jeder eintretenden Vakanz der Gewerkschaft achtundvierzig Stunden Zeit zu geben, um die benötigte Zahl von organisierten Arbeitern heranzuschaffen — das aber nach Ablauf dieser Frist auch berechtigt ist, unorganisierte Arbeiter einzustellen, wenn die Gewerkschaft den Bedarf nicht zu decken vermochte. Union Shops und Non Union Shops aber stehen nebeneinander nicht nur in derselben Industrie, sondern es kann auch vor-

kommen, daß derselbe Fabrikant in derselben Stadt einen Union Shop und einen open Shop, eine Fabrik mit gewerkschaftlich organisierten Arbeitern und Tarifvertrag und zugleich eine Fabrik der gleichen Branche mit unorganisierten Arbeitern ohne jeden Vertrag betreibt. In welcher von beiden dann die Arbeitsbedingungen für den Arbeiter günstiger sind, ist eine Frage der Konjunktur auf dem Waren- und auf dem Arbeitsmarkte. Daß im ganzen die Gewerkschaftsorganisation auch hier zur Hebung des Lebensstandards des Arbeiters Entscheidendes beigetragen hat, kann keinem Zweifel unterliegen. Tarifvertragliche Sätze für Lohn und Arbeitszeit werden allmählich doch zur Richtschnur für die Gesamtwirtschaft. Bestimmungen über die Arbeitsbedingungen werden, statt durch die Gesetzgebung, durch den Tarifvertrag in wachsendem Maße eingeführt. Und auch die schlimmste Bedrohung des amerikanischen Arbeiters, die Unsicherheit seiner Lage durch die heftigen und plötzlichen Konjunkturschwankungen, beginnt man auf diesem Wege jetzt zu bekämpfen. Früher haben nach weit verbreiteter Meinung manche Arbeitgeber diese großen Schwankungen sogar planmäßig ausgenutzt, um die Arbeiterschaft unter Druck zu halten: wenn sie am Ende einer Hochkonjunktur plötzlich die Arbeit gewaltsam einschränkten und einen großen Teil der Arbeiter von einem Tage zum anderen entließen, so konnten sie bei Wiedereinstellung der Arbeiter die Arbeitsbedingungen auf neuer Basis nach ihrem Willen bestimmen. Jetzt finden die Arbeitgeber immer mehr selbst, daß das nicht rentiert. Die Generalunkosten sind zu drückend. Und noch größer sind bei so starken Schwankungen des Be-

schäftigungsgrades für sie die Verluste aus dem Wechsel der Arbeiter, vor allem der gelernten. Die Anlernung der Arbeiter geschieht ja hier zu einem sehr großen Teile in den Unternehmen selbst. In den bestgeleiteten Werken besteht dafür eine mit höchster Wissenschaftlichkeit ausgebildete Organisation. Der Neueingetretene durchläuft eine in regelmäßigen Zeitabständen immer wiederholte ärztlich-psychologische Untersuchung, die seine Eignung für immer höher qualifizierte Arbeiten feststellen soll. Danach richtet sich seine Ausbildung. Und für Untersuchung und Ausbildung werden sehr beträchtliche Summen aufgewandt; in einem großen Unternehmen der Elektrizitätsindustrie zum Beispiel wurde mir erklärt, daß diese Aufwendungen zwischen 10 und 300 Dollar pro Kopf des einzelnen Arbeiters betragen, im Durchschnitt 81 Dollar für jeden Neueintretenden. Diese großen Aufwendungen durch einen sehr starken Arbeiterwechsel immer wieder einzubüßen, ist gewiß ein schlechtes Geschäft. Den stärksten Druck aber üben doch die Gewerkschaften. Stabilisation of the job, Sicherung der Stelle, der Beschäftigung, das ist die neue Parole. In Tarifverträgen wird festgelegt, daß der Arbeitgeber dem eingestellten Arbeiter eine bestimmte Wochenstundenzahl (38 oder 40 Stunden) zu garantieren habe, die ihm in jedem Falle, auch bei geringerer tatsächlicher Beschäftigung, als Mindestwochenarbeit zu bezahlen ist. Und, was noch wichtiger ist: die Gewerkschaften beginnen auch, tarifvertraglich die Errichtung von Arbeitslosenunterstützungsfonds durchzusetzen, zum Teil mit Beiträgen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, zum Teil schon aus Beiträgen der Arbeitgeber allein. So legen sie es dem

Arbeitgeber handgreiflich nahe, das Geld, das er in jedem Falle ausgeben muß, doch lieber für Arbeit als für Nichtarbeit zu bezahlen, sein Eigeninteresse also in einer Milde- rung der Konjunkturschwankungen zu erblicken. Tatsächlich ist so in der amerikanischen Industrie neuerdings eine Bewegung entstanden, die auf größere Gleichmäßigkeit des Beschäftigungsgrades abzielt: ganz anders als früher ist man in wachsendem Maße jetzt darauf bedacht, bei nachlassendem Absatz auf Vorrat zu arbeiten; auch eine weitsichtige Politik in der Vergebung öffentlicher Aufträge und in der Auftragserteilung für die Ausrüstung der großen Industrien, daneben eine sehr intensive Konjunkturbeobachtung, der sich auch die Kreditpolitik der Notenbanken anpaßt, wird hierfür mit großem Eifer propagiert. Erfolg der Gewerkschaftsarbeit.

Nirgends aber kann man deutlicher sehen, was gewerkschaftliche Organisation zu leisten vermag, als bei dem jüngsten Zweige der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung, der sich unabhängig von der American Federation of Labor und zum Teil im Kampfe mit ihr entwickelte, konzentrierter, schwungvoller, stürmischer, radikaler: bei der Gewerkschaft der Konfektionsarbeiter und -arbeiterinnen, den Amalgamated Clothing Workers of America. Denn die Menschen, um die es sich hier handelte, waren nicht die gehobenen amerikanischen Arbeiter mit dem eingewurzelten Anspruch auf den amerikanischen Standard. Sie waren Rand, äußerster Rand — wirklich der unterste Boden der am schwersten

Unterdrückten, am härtesten Ausgebeuteten. In New York, wo diese Konfektionsindustrie von mehreren Tausend mittlerer und kleiner Fabrikanten betrieben wird, sind es vor allem die eingewanderten russischen Juden, zu denen dann später auch noch die eingewanderten Italiener stießen; in Chicago, dem zweiten Zentrum, wo gerade umgekehrt diese Industrie hochkonzentriert ist unter der Leitung von vier oder fünf großen Firmen mit riesigen Fabriken, besteht diese Arbeiterschaft aus einem tollen Gemisch von Einwanderern aus allen denkbaren Völkern: vierzig Sprachen werden in den Versammlungen dieser Menschen gesprochen, und wenn sie auf Photographien typische Köpfe dieser Mädchen und Männer zusammenstellen, so sieht es aus wie Tafeln aus einem Lehrbuch der osteuropäischen Völkerkunde, Polen, Litauer, Ungarn, Juden, Armenier, Tschechen, Italiener, Ukrainer, Russen, Slowaken, Türken, das alles und noch mehr ist da vereint! Joseph Schloßberg hat in einer Geschichte seiner Organisation das Leben und den Kampf dieser Menschen vor allem in dem New Yorker Ghetto geschildert; da er selber zu ihnen gehörte, die da sechzehn, achtzehn Stunden am Tage für elenden Lohn in einem Keller bei elendem Lichte, in elender Luft an der Nähmaschine hockten, so kann er auf ein paar Seiten sehr gut die Stimmung dieser russisch-jüdischen Konfektionsarbeiter im New Yorker Ghettokeller wiedergeben, diese Mischung von verzweifelter Hilflosigkeit und heißem Willen zu menschenwürdigem Dasein. Es ist das Milieu, aus dem „Herr Fettwanst“ sich brutal, gewissenlos, genußgierig emporarbeitete — dieses Milieu, das seit ein paar Jahren durch die Organisation der Amalga-

mated Clothing Workers tatsächlich saniert worden ist. Bis dahin repräsentierte das Schwitzsystem, unter dem sie ausgepreßt wurden, für sie Amerika. Ihre Rechtlosigkeit war so groß, daß, wenn der Schwitzmeister, der Contractor, am Wochenende mit den Lohngeldern verschwand, die Arbeiter umsonst gearbeitet hatten: der Fabrikant, der ihre Arbeit empfang, kannte sie nicht, er kannte nur den Schwitzmeister und war für dessen Unredlichkeit nicht haftbar. Sie aber waren fremd im fremden Lande, ohne Anwalt und ohne Helfer. Für die amerikanische Arbeiterbewegung waren sie der mißachtete Auswurf, von dem man nichts weiter wußte, als daß er billig arbeitete, um den Amerikanern die Löhne zu drücken. Wie sie es hätten anfangen sollen, ihre Arbeitskraft teurer zu verkaufen, sagte ihnen niemand. Und sie selber wußten es nicht, denn sie kamen ja aus dem zarischen Rußland, dem Lande der Unterdrückung, ohne Preßfreiheit, ohne Redefreiheit, ohne Versammlungsfreiheit, ohne Koalitionsrecht und ohne Arbeiterorganisation. Hier und da machte sich die Verzweiflung in wilden Streiks Luft: verloren die Arbeiter, so war es nur schlimmer als zuvor, gewannen sie, so wurde es auch nicht besser als vorher, denn bei dem Saisoncharakter der Arbeit vermochten sie den Erfolg nicht festzuhalten, sie kannten die Regeln des gewerkschaftlichen Kampfes nicht. Dann half ihnen die russische Revolution von 1905: ihr Scheitern führte eine neue Schicht russischer Flüchtlinge nach Amerika, die durch die Schule der europäischen Arbeiterbewegung gegangen waren. Und allmählich lernten sie die Kunst des Kampfes. Führer aus ihren eigenen Reihen wuchsen heran. Ein großer Streik in Chicago 1911 führte zu

einem ersten wichtigen Teilerfolge. Nach einem weiteren schweren Kampfe in New York 1913 festigte sich auch da die Organisation. Ein Jahr darauf, 1914, wurden die Amalgamated Clothing Workers konstituiert und in allen folgenden Kämpfen behauptet: der Sieg war errungen. 1913 noch ohne Organisation, umfaßte die Gewerkschaft 1915 schon 38 000 Mitglieder, 1918 81 000 und 1920 177 000. Und wenn sie, wie die ganze Gewerkschaftsbewegung, in den Jahren danach auch einen Teil dieses rapiden Zuwachses wieder verlor, so waren es 1923 doch noch immer 133 600 — bei einer Gesamtarbeiterzahl von damals 165 000 bis 175 000 in der Industrie war also auch jetzt noch der für Amerika außerordentlich hohe Prozentsatz von fast 80 Prozent in der Gewerkschaft. Dieser Stärke der Gewerkschaft entspricht die Hebung des Lebensstandards ihrer Mitglieder. War in den Fabriken 1911 noch die 54-Stunden-Woche die Regel, über die hinaus ein sehr großer Teil der Arbeiter sogar 56 Stunden zu arbeiten gezwungen war, so haben sie jetzt die 44-Stunden-Woche durchgesetzt, lange bevor die Mehrzahl der übrigen Industrien, die jetzt das gleiche erreicht haben, dazu gelangt war. Noch drastischer bei den Löhnen: 1911 ermittelte eine amtliche Untersuchung den Durchschnittswochenlohn bei voller Beschäftigung mit 12.30 Dollar, 1922 aber mit 31.91 Dollar; im Frühjahr 1925 stellte sich in Chicago der tarifliche Durchschnittswochenlohn für den Konfektionsarbeiter auf 42.93 Dollar, für die Arbeiterin auf 32.87 Dollar und für den Gesamtdurchschnitt der in der Industrie Beschäftigten auf 37.90 Dollar für die voll ausgenutzte Arbeitswoche; auch wenn man in Anschlag bringt, daß hier mit

durchschnittlich drei Monaten verkürzter Arbeitszeit gerechnet werden muß, zeigt sich die ganz außerordentliche Hebung des Niveaus. Und das Materielle ist es nicht allein. In dieser Industrie, in der es bis 1911 noch nicht den leisesten Ansatz eines Arbeiterrechtes gab, ist im Laufe eines Jahrzehnts das umfassendste System einer Arbeitsverfassung ausgebaut worden, das es in Amerika überhaupt gibt: mit Vertretungen der Arbeiter durch gewerkschaftliche Vertrauensleute in den Fabriken, mit bis in die Einzelheiten gehenden Tarifverträgen und unparteiischen Schiedsgerichtsinstanzen für deren Durchführung und für die Schlichtung von Streitigkeiten bei der Auslegung, mit Fonds für die Arbeitslosenunterstützung, die durch neutrale Verwaltung gesichert sind, und anderem mehr. Das Stärkste ist doch die seelische Wandlung im Laufe dieses einen Jahrzehnts. „Vorher“, so schreibt der Präsident der Gewerkschaft Sidney Hillman, „waren wir Arbeiter, wenig gefürchtet, kaum verstanden und niemals geachtet, ohne Macht, unsere Rechte zu verteidigen, und ohne Verantwortlichkeit für irgendwelche Rechte. Arbeiter ohne eine Stimme in der Verwaltung der Industrie, allenfalls fähig zu einer Guerillakriegführung, aber unfähig, aus einem zufällig errungenen Siege irgend etwas zu machen. Arbeiter und weiter nichts. Heute sind wir Bürger der Industrie, geachtet, selbstbewußt, verantwortlich für uns selber und für die Industrie. Bürger der Industrie mit einem klaren Blick für die Möglichkeiten und ihre Grenzen, mit einem scharfen, frischen Geist und einer Organisation, anpassungsfähig für alle Gelegenheiten und alle Möglichkeiten . . . Das Selbstvertrauen, das unsere Mit-

glieder gewonnen haben, die Würdigung ihrer eigenen Stärke und das Kraftgefühl, das unsere Gewerkschaft unseren 150 000 Mitgliedern einpflanzte, ist unser gewaltiger, nicht zu unterschätzender Beitrag zu dem Besitze dieser Nation.“

Das vollkommene Gegenstück zu den Amalgamated Clothing Workers ist die zweite große Gewerkschaftsgruppe, die außerhalb der American Federation of Labor steht: die „großen vier“ Organisationen der Eisenbahner (die Brotherhoods der Locomotiv Engineers, der Locomotiv Firemen, der Railway Conductors und der Railroad Trainmen) mit ihren fast 500 000 Mitgliedern. Die beiden erstgenannten Bruderschaften, die der Lokomotivführer und der Heizer, sind die wichtigsten. Sie sind das älteste Glied der amerikanischen Arbeiterorganisation: bis in die sechziger Jahre gehen ihre Anfänge zurück. So haben sie die entscheidenden Kämpfe fürs erste schon lange hinter sich.

Die Organisation der Lokomotivführer ist nahezu vollständig; 97 Prozent aller Berufsangehörigen sind in ihr vereinigt. Und da bei dieser Sicherheit der Organisation, bei dieser Sicherheit ihrer Anerkennung die rein gewerkschaftlichen Aufgaben bei weitem nicht mehr den Raum einnehmen wie bei den jungen Kampforganisationen, so traten allmählich um so mehr genossenschaftliche und Standesfragen in den Vordergrund. Hochhaltung des Standes und der Ehre des Berufs hatten sie sich früh zur Aufgabe gemacht. Redlichkeit, Gerechtigkeit, Nüchternheit und Moralität sind die vier Pfeiler, auf denen ihre Bruderschaft beruht. Wer trank, der flog —

schon lange vor der Prohibition. Sie fordern und kontrollieren die gute moralische Haltung ihrer Mitglieder, verlangen, daß sie ihre Schulden und ihre Steuern bezahlen und daß sie ihre Familienpflichten erfüllen gegenüber der Frau und den Kindern, daß sie mit einem Worte gute Bürger seien. Dazu in erster Linie wollen die Bruderschaften auch aktiv helfen. Versicherungsanstalten größten Umfanges haben sie im Laufe der Jahrzehnte aufgebaut, für Alter und Todesfall und für die Versorgung der Hinterbliebenen, wenn der Ernährer verunglückt. Jetzt propagieren sie mit großem Eifer das Genossenschaftswesen. Nicht Marx und Engels, aber Raiffeisen und Schulze-Delitzsch sind ihre Vorbilder. So bilden sie den Uebergang von der Arbeiterschaft zum Mittelstand. Bewußt; 80 Prozent der Kinder der Lokomotivführer studieren jetzt auf Colleges.

GEWERKSCHAFTSKAPITALISMUS

Aus alledem bildet sich, was Benjamin Stolberg als eine seit dem Kriege wachsende Tendenz zum Gewerkschaftskapitalismus bezeichnet und folgendermaßen schildert: „Diese neuen Gewerkschafter akzeptieren als Grundlage die wirtschaftliche Struktur der amerikanischen Industrie und versuchen darauf zu arbeiten. Während der letzten paar Jahre sind sie ins Bankgeschäft, in die Versicherung und in andere Unternehmungen gegangen in einem Umfange von Hunderten von Millionen Dollar. Sie entwickeln die technische Erziehung und die der besonderen Eignung des einzelnen entsprechende Anstellung ihrer Mitglieder. Sie organisieren sich für größere politische Macht, aber sie beginnen höchst bezeichnenderweise erfolgreich mit dem Kapital zusammenzuarbeiten auf dem einzigen Wege, auf dem solche Zusammenarbeit möglich ist, nämlich indem sie Verantwortlichkeit der Arbeiterschaft gegenüber der Produktion auf sich nehmen. Sie garantieren ertragreiche Produktion als Gegengabe gegen intelligente und menschliche Leitung. Hier und da, besonders in der Konfektion und im Eisenbahnwesen, errichten sie Behörden zur gegenseitigen Kontrolle und für unparteiischen Schiedsspruch. Und sie nehmen kontraktlich teil an dem daraus sich ergebenden Nutzen.“

Es ist höchst bezeichnend, daß die American Federation of Labor diesem neuen Gewerkschaftskapitalismus kühl ab-

lehrend, beinahe feindselig gegenübersteht, daß seine Hauptträger gerade die beiden großen außerhalb dieses Zusammenschlusses stehenden Gewerkschaftsorganisationen sind, die jüngste und die älteste, die vom untersten Rande Kommenden und die wirklichen Amerikaner, die gedrücktesten und die gesichertsten, die Kleiderarbeiter und die Eisenbahner.

Von diesen beiden Organisationen vornehmlich wird auch die Bewegung getragen, die in der Tendenz zum Gewerkschaftskapitalismus am interessantesten hervorsticht, das Eindringen der organisierten Arbeiterschaft in das Bankgeschäft durch die Errichtung von Gewerkschaftsbanken, von Arbeiterbanken. 1920 wurde damit der Anfang gemacht, 1924 bestanden schon 26 solcher Unternehmungen. Sie sind zum Teil noch klein; es ist ja alles erst ein Anfang, aber vor allem die Eisenbahner gehen sehr planmäßig vor. Die von ihnen geschaffenen Institute umfassen die sämtlichen verschiedenen Formen des amerikanischen Bankwesens; auch an einer großen New Yorker Bank haben sie sich mit maßgebendem Einfluß beteiligt. Kaufen die Arbeiter den Kapitalismus auf, indem sie die Kapitalisten auskaufen? Die Propaganda für die Arbeiterbanken läßt manchmal Töne laut werden, die danach klingen. „Wenn zwanzig Millionen Arbeiter jede Woche einen Dollar sparen, so kann in fünf Jahren unsere ganze Zivilisation geändert werden durch die Kontrolle des Kredits“; „wenn Ihr die Macht gebrauchen wollt, die in Euren Händen ist, so könnt Ihr in zehn Jahren die finanzielle Politik der Vereinigten Staaten kontrollieren“. Die Wirklich-

keit stimmt mit so großen Worten noch sehr wenig zusammen. Wohl gibt es Fälle, in denen Labor-Banken auch einen Einfluß zugunsten der Arbeiterschaft in die Wagschale werfen können. Das immer wieder zitierte Schulbeispiel dafür war der Streik in den Werften von Norfolk 1920. Es war die Zeit der Open-Shop-Kampagne der Arbeitgeber. Sie wollten die ablaufenden Verträge mit den Gewerkschaften nicht verlängern. So kam es zum Konflikt. In den meisten Betrieben ruhte die Arbeit. Einzelne Unternehmer aber, die sich dem Vorgehen der übrigen nicht anschlossen, sondern das Tarifvertragsverhältnis mit der Gewerkschaft aufrechterhalten wollten, arbeiteten weiter und mit höchster Anspannung. Die größte von diesen weiterarbeitenden Werften hatte jedoch einen Bankkredit von 40 000 Dollar in Anspruch genommen. Nun kündigte die Bank ihr diesen Kredit, um sie in die Reihe der übrigen Unternehmer zu zwingen. Da sprang die gerade kurz zuvor gegründete erste Arbeiterbank, die Mount Vernon Trust and Savings Bank in Washington, ein: wenn, so sagten sich die Arbeiter, eine kapitalistische Bank ein industrielles Unternehmen zur Stillegung zwingen kann durch Sperrung des Kredits, so könnte doch eine andere Bank, eine Gewerkschaftsbank, das Unternehmen zur Weiterarbeit instandsetzen durch Gewährung des Kredits. Und so geschah es. Die Fabrik erhielt die 40 000 Dollar von der Arbeiterbank, und das entschied den Streik zugunsten der Arbeiter. Ähnliche Fälle von geringerer Bedeutung haben sich gelegentlich wiederholt. Es kam vor, daß bei Lohnstreitigkeiten Banken den Unternehmern mit Kreditentziehung drohten, wenn sie die Lohnforderungen der Arbeiter bewilligten; auch da

konnten Arbeiterbanken mit Kreditangeboten eingreifen, und die Drohung der Arbeiter, ihre Einlagen aus jenen anderen Banken zurückzuziehen, konnte ebenfalls gegen jene Einschüchterungspolitik eingesetzt werden. Die Arbeiterbanken können allgemein bei den Krediten, die sie gewähren, und bei den Wertpapieren, die sie zum Vertrieb übernehmen, solche Fälle ausschließen, in denen die Verwendung des Geldes den Arbeiterinteressen entgegenläuft, und die umgekehrten Fälle begünstigen. Sie können die Finanzierung von Genossenschaften bevorzugen. Sie können auch dadurch die Zusammenarbeit der arbeitenden Schichten in der Stadt und in der Landwirtschaft im Sinne der Farmer-Labor-Bewegung in gewissem Umfange fördern. Aber im ganzen hat sich das planmäßig bewußte Handeln auf solchen Wegen bisher in den allerengsten Grenzen gehalten. Die Arbeiterbanken treiben, bisher jedenfalls, im allgemeinen überhaupt keine besondere Geschäftspolitik, sondern sind vor allem darauf bedacht, zunächst einmal den Beweis ihrer Geschäftsfähigkeit zu erbringen. Den ersten Anstoß zu ihrer Gründung brachte der Wunsch, die großen Geldmittel der Gewerkschaften, ihrer Versicherungsorganisationen usw. in eigenen Instituten besser, rentabler zu verwerten als durch die Ueberlassung dieser Gelder an die bestehenden privaten Institute. Und dazu kam dann der Wunsch nach genossenschaftlicher Förderung ihrer Mitglieder. So sind diese Banken in dem Sinne genossenschaftlich organisiert, daß ihre Aktien zum Teil bei den Gewerkschaften selber, zum anderen Teil bei den Gewerkschaftsmitgliedern untergebracht sind, und daß sie die Dividende auf 7 bis 10 Prozent beschränken,

während sie etwaige weitere Ueberschüsse an die Einleger nach Maßgabe ihrer Einlagen konsumgenossenschaftlich verteilen. Da sie in dieser Weise nicht in erster Linie auf Gewinn arbeiten, gewähren sie auch von vornherein etwas höhere und nehmen etwas niedrigere Zinsen. Sie stellen ihre Einrichtungen auf die Bedürfnisse ihrer Mitglieder ab, indem sie ihnen das Sparen in kleinen Beträgen erleichtern, indem sie die Gewährung von mäßigen Darlehen an Mitglieder gegen Bürgschaftsleistung durch andere Mitglieder einführen usw.; die Bank der Clothing Workers in Chicago hat durch Vereinbarungen mit der Sowjetregierung auch in beträchtlichem Umfange die Versendung von Dollars nach Rußland organisiert — und befriedigt damit ein Bedürfnis ihrer Mitglieder, die solche Geldsendungen zur Unterstützung notleidender Verwandter in Rußland vorzunehmen wünschen. Das Wesentliche ist: die Labor-Banken erziehen ihre Mitglieder zum Sparen durch Darbietung der Gelegenheit und durch deren Propagierung. Dabei wenden sie sich auch an andere Kreise der Bevölkerung, schon um der Gefahr allzu einseitiger Kundschaft zu entgehen. Aber die bankmäßige Verwendung der Gelder, die sie an sich ziehen, bleibt eben infolge dieser Einseitigkeit doch schwierig; die sehr große Anlage in Wertpapieren bei den Labor-Banken zeigt es. Im ganzen: die Arbeiterbanken in ihrer bisherigen Entwicklung sind, von allem sozial Revolutionären weit entfernt, in Wirklichkeit sozial konservativ. Sie sind Sparbanken der handarbeitenden Schichten.

Während aber in den Labor-Banken die Selbsthilfe der organisierten Arbeiterschaft sich ein Mittel schuf, um ihre Mitglieder zu kleinen Kapitalisten zu erziehen, hat sich die gleiche Tendenz in sehr viel größerem Umfange auch auf einem anderen Wege von einer ganz anderen Seite her durchgesetzt, auch dies seit dem Beginn dieses Jahrhunderts, vor allem aber in dem letzten Jahrzehnt. In immer wachsendem Maße nämlich sind die Unternehmungen der öffentlichen Dienste wie Telephongesellschaften, Gasgesellschaften, Trambahnen, Eisenbahnen usw., aber ihnen folgend auch andere Industrie- und Handelsunternehmungen der mannigfaltigsten Art darauf bedacht, einen möglichst großen Kreis von Personen durch Aktienbesitz an ihren Gesellschaften zu interessieren. Sie schaffen Erleichterungen der mannigfachsten Art zunächst für ihre Angestellten und Arbeiter, um diesen den Aktienkauf zu ermöglichen. Sie zerlegen ihre Aktien in kleine Anteile, sie richten ein Abzahlungssystem für den Erwerb solcher Anteile ein, sie geben den Angestellten und Arbeitern das Recht, solche Aktien in einem bestimmten Umfange nach Maßgabe ihres Arbeitseinkommens zu Vorzugspreisen zu beziehen. Den Angestellten und Arbeiter an das Unternehmen zu binden, ihn an dessen Wohlergehen zu interessieren, ihn zu dem kooperativen Arbeiter zu machen, den man in Amerika so vielfach rühmt, das ist der offene Zweck dieser Bemühungen — und wieder ist es, ganz wie bei den Shop Councils, interessant, zu sehen, wie hier Tendenzen der Arbeitgeber sich mit natürlich aus ganz anderen Motiven stammenden Tendenzen der Arbeitnehmer treffen; es nimmt deshalb nicht wunder, daß sehr oft, wenn auch nicht immer,

ein ausgebildetes Shop-Council-System und ein ausgebildetes System für Aktienbeteiligung der Arbeitnehmer in den gleichen Unternehmungen eng miteinander verbunden sind. Aber man geht über diesen Kreis der eigenen Arbeiter und Angestellten auch noch weit hinaus, wendet sich mit dem Angebot von Aktien vor allem auch an die Abnehmer, die Kunden. Es ist Euer Unternehmen, für Euch betreiben wir es, kommt und beteiligt Euch — so wiederholen es immer wieder die Unternehmungen der öffentlichen Dienste, aber auch die Taxameterunternehmungen, selbst die großen Chicagoer Schlächtereien und alle möglichen anderen: eine große Biskuitgesellschaft zum Beispiel ist besonders darum bemüht, Frauen als Aktionäre zu bekommen, und sie rechnet, daß tatsächlich schon etwa die Hälfte aller ihrer Aktionäre Frauen sind, deren Zahl auch dauernd weiter wächst. Der Zweck ist auch hier klar: man will die Kundschaft an sich fesseln, will eine Verbundenheit zwischen sich und den Kunden schaffen und dadurch aus dem Interessengegensatz eine Interessengemeinschaft machen, durch die man, speziell bei den öffentlichen Diensten, auch unerwünschten Diskussionen über die Preispolitik und vor allem etwaigen peinlichen Verstaatlichungsideen am ehesten die Spitze abbrechen kann. Die Kapitalbeschaffung selber kommt dabei erst in zweiter Linie, obwohl auch sie eine gewisse Rolle spielt, nachdem der europäische Markt sich durch die Kriegsverarmung den amerikanischen Aktien verschlossen hat und die amerikanischen Reichen durch die Steuergesetzgebung, die große Kategorien festverzinslicher Werte von der Einkommensteuer ausnahm, sich

mehr zum Erwerb solcher Anleihen hin- und vom Aktienkauf abgedrängt sahen.

Der tatsächliche Erfolg dieser Tendenzen aber ist außerordentlich. Nach einer Untersuchung von H. T. Warshow im „Quarterly Journal of Economics“ entfielen von der Gesamtsumme der verteilten Dividenden 1917 auf die Einkommensstufe zwischen 1000 und 5000 Dollar erst 9.5 Prozent, dagegen 64.7 Prozent auf die Einkommensstufe über 20 000 Dollar. 1921 aber hatte sich der Anteil der untersten Stufe auf 22.7 Prozent erhöht; derjenige der obersten Stufe dagegen (der Anteil der dazwischen liegenden Einkommensstufen war wenig verändert) war auf 46.8 Prozent vermindert. In dem Jahre darauf, dem letzten dieser Untersuchung, trat (Deflation of Labor!) ein mäßiger Rückschlag ein: der Anteil der untersten Stufe ermäßigte sich auf 18.4, derjenige der obersten stieg auf 52.5 Prozent — die Verschiebung gegenüber dem Jahre 1917 bleibt trotzdem höchst bemerkenswert. Sie findet ihre Bestätigung in der Zahl der Aktienbesitzer, die Warshow für 1900 auf 4.40 Millionen, für 1920 aber auf 14.40 Millionen in Amerika berechnet. Die Tendenz zum Uebergange von Eigentum an Aktienunternehmen von den wenigen zu den vielen, in die Hand der Lohn- und Gehaltsempfänger ist deutlich. Kaufen die Arbeiter den Kapitalismus auf, indem sie den Kapitalisten auskaufen? Es gibt Sanguiniker, die es behaupten, die heute schon berechnen, in welchem Zeitraum von wenigen Jahren diese oder jene große Unternehmung durch Aktienerwerb ganz in die Hände, in Besitz und Leitung ihrer Werksangehörigen übergegangen sein werde. Aber die skeptische Meinung über-

wiegt, daß in Wirklichkeit die Kontrollmacht der eigentlichen Kapitalmächte durch diese Zersplitterung des Aktienbesitzes nicht geschwächt, sondern umgekehrt gestärkt worden ist — gestärkt, weil eben die kontrollierenden Interessen jetzt für die Aufrechterhaltung der Kontrolle weniger eigenes Kapital als früher festzulegen brauchen, und weil die große Zahl von kleinen Einzelaktionären einflußloser und von einer nach Einfluß strebenden Opposition schwerer zusammenzufassen sind, als das vorher bei einer kleineren Zahl von größeren Aktionären der Fall war — und daß das für absehbare Zeit wohl auch so bleiben wird. Die Arbeiter und Angestellten, so geht diese Meinung, werden in aller Regel doch nie mehr als 49 Prozent der Anteile an sich bringen können — die 51 Prozent, die die Macht repräsentieren, bleiben dann doch unter der Herrschaft der Kreise, die sie auch jetzt beherrschen. Offenbar hat diese skeptische Meinung in der Tat sehr viel mehr der Wahrscheinlichkeit für sich. Auch der Kleinaktienabsatz an Werksangehörige und an Werkskunden ist in seiner bisherigen Entwicklung, genau wie die Entwicklung der Labor-Banken, nicht sozial revolutionär, sondern sozial konservativ.

Und dies sozial Konservative kennzeichnet eben im ganzen den gegenwärtigen Stand der amerikanischen Arbeitsverfassung, der amerikanischen Arbeiterbewegung — wie den großen Umfang derjenigen Teile der amerikanischen Arbeiterschaft, die von einer Arbeiterbewegung überhaupt nichts wissen und nichts wissen wollen.

DIE EINWANDERUNGSBESCHRÄNKUNG UND DIE SOZIALE ZUKUNFT

Das ist die soziale Lage im Zeichen der Kriegs- und der Nachkriegsprosperität, die die Gegensätze mildert und große Arbeitskämpfe als unerwünscht, unlohnend erscheinen läßt. Forscht man aber nach den Tendenzen der zukünftigen Entwicklung, so stößt man auf zwei, einander zunächst scharf entgegengesetzte Auffassungen.

Amerika, so lautet die eine, wird den Weg Europas gehen, trotz allem, was seine soziale Lage heute von der europäischen noch so sehr unterscheidet. Mehr noch: Amerika war vor 1914 schon auf diesem Wege, und das seitdem verfllossene Jahrzehnt bedeutet nur einen Zwischenakt in der Tragödie. Den Anfang dieser Tragödie aber bildet die große Wende des amerikanischen Schicksals um das Jahr 1890 herum: das Ende des Freilandes. Von diesem Zeitpunkt ab, seit dem der industriellen Reservearmee kein Raum zum Entweichen mehr offen steht, muß sich alles folgerichtig entwickeln, und nur das Tempo konnte zweifelhaft sein. Die Klassen sind noch nicht stabilisiert, aber sie werden sich stabilisieren. Der Aufstieg aus der Besitzlosigkeit ist heute noch möglich, aber er ist schon schwerer, als er war, und er wird immer schwerer werden. Auch in Amerika wie in jedem großkapitalistischen Industrielande wird ein Proletariat heranwachsen, das zu dauernd proletarischem Dasein ver-

dammt sein wird. Und dann wird die soziale Frage, wird der soziale Kampf auch hier in aller Schärfe aufbrechen — wie in Europa.

Das ist die eine Prognose. Die andere aber, so wenig sie den Ernst dieser Gedankenreihe verkennet, datiert nach der Besiedelung des freien Landes eine zweite, entscheidende Schicksalswende im Leben des Kolonialkontinents Amerika von demjenigen Entschluß der amerikanischen Nation, der im historischen Ergebnis dazu führen soll, die koloniale Epoche abzuschließen und eine neue Epoche amerikanischen Daseins einzuleiten — nämlich von der Beschränkung der Einwanderung, die mit dem Gesetz vom 26. Mai 1924 zum Extrem geführt wurde, das beinahe das Ende der Einwanderung überhaupt bedeutet. Diese Beschränkung der Einwanderung, das ist die Meinung, wird für die nächste Zukunft auch die Zukunft der sozialen Frage in Amerika bestimmen. Sie wird dem sozialen Problem hier ein ganz neues Gesicht geben. Und dieses Gesicht wird ganz andere Züge zeigen als das europäische. Ich glaube, daß für die nächste Zukunft, sofern nicht von der Krise Europas her die amerikanische Prosperität grundlegend erschüttert würde, diese zweite Prognose in der Tat die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat — daß man den eminenten Einfluß der Einwanderungsbeschränkung auf die sozialen Verhältnisse Amerikas schwerlich überschätzen kann.

Aus verschiedenen Quellen ist die Einwanderungsbeschränkung entsprungen. Der durch den Krieg gezüchtete Nationalismus spielt hier eine Rolle. Dazu der Ueberdruß an den

Streitereien der europäischen Nationen. Weiter die Beobachtung, daß die früher überwiegende germanisch-nord-europäische Einwanderung schon seit geraumer Zeit immer mehr hinter der Einwanderung aus Südeuropa, aus Südost-europa zurücktrat, die weniger erwünschte, schwerer assimilierbare, kulturell niedriger stehende Massen heranbrachte. Schließlich auch die Furcht vor der Einschleppung bolschewistischer Tendenzen, die man durch Sperrung der Grenzen am leichtesten hindern zu können vermeinte. Aber alle diese populären Strömungen wurden zu durchschlagender Kraft doch erst zusammengefaßt durch den Einfluß der Gewerkschaften und der Arbeiterschaft überhaupt, die sie aufgriff, um sie zu benutzen.

Die amerikanischen Arbeiter bedienten sich der politischen Konjunktur, um dem Protektionismus des Hochschutzzolls, der die Konkurrenz fremder Wareneinfuhr verhindern sollte, den gleichgerichteten Protektionismus der Einwanderungsgesetzgebung zur Seite zu stellen, der die Ware Arbeitskraft gegen die Konkurrenz der Einwanderer zu schützen berufen war. Denn Konkurrenz, Lohndrücker, Streikbrecher und weiter nichts sah die amerikanische Arbeiterschaft in diesen Einwanderern. Wäre es nach ihr allein gegangen, so hätte der Kongreß im Jahre 1924 für einen Zeitraum von fünf Jahren oder länger die ganze Einwanderung überhaupt verboten. Das tatsächlich Erreichte unterscheidet sich von dieser aufs Ganze gehenden Absicht doch nur sehr wenig. Es ist schon so: das Kolonialland bricht mit der Geschichte seiner Entstehung, mit der bisherigen Grundlage seines Daseins. Man will nicht mehr Neue Welt sein, nicht mehr Zufluchts-

stätte für die Beladenen und Bedrückten, nicht mehr Ziel der Sehnsucht und der Hoffnung für die Wagemutigen im alten Europa. Die Menschen, die, alle aus solcher Wanderung stammend, das Land in Besitz genommen haben, schließen jetzt seine Tore. Sie sagen, daß es ihnen gehöre — und daß sie nun genug seien, daß sie neuen Zustrom nicht wünschten. Amerika soll nicht mehr der Menschheit gehören, sondern nur noch den Amerikanern. Der amerikanische Arbeiter will unter sich sein, allein mit seinem Arbeitgeber, ohne die Konkurrenz der darbenden Massen aus dem überfüllten Europa.

Noch ist die soziale Wirkung der Einwanderungsbeschränkung nicht voll in Erscheinung getreten. Sie beginnt erst. Im Jahre 1923/24 hatte Amerika immer noch eine Einwanderung von 706 896 Menschen. Aber 1924/25 waren es nur noch 294 314, und nach Abzug der Rückwanderer blieb eine Nettoeinwanderung von sogar nur 201 586 — fast die Hälfte der Einwanderer, 130 193, kamen dabei aus Kanada und aus Mexiko, den beiden Ländern, aus denen die Einwanderung auch weiterhin offen bleibt. Die Bedeutung der Einwanderungsbeschränkung von 1924 zeigt sich in diesen Zahlen des letzten Jahres. Sie zeigt sich am klarsten, wenn man sie zu den Einwanderungszahlen des letzten Jahrzehnts vor dem Kriege in Parallele stellt, die folgendes Bild ergeben:

1905: 1 026 499	1910: 1 041 570
1906: 1 100 735	1911: 878 587
1907: 1 285 349	1912: 838 172
1908: 782 870	1913: 1 197 892
1909: 751 786	1914: 1 218 480

Das Gesetz von 1924, die letzte Verschärfung nach verschiedenen vorausgegangenen Etappen, beschränkt die Einwanderungsquote auf 2 Prozent der 1920 im Lande gewesenen fremden Nationalitäten, was ein Einwanderungsmaximum aus den quotisierten Ländern von 164 667 ergab. Von 1927 ab wird dieses Maximum weiter auf 150 000 herabgesetzt. Der Zustrom aus Kanada wird nicht dauernd groß sein; umgekehrt ist ja Kanada mit seinen weiten unbesiedelten Strecken und seinen großen landwirtschaftlichen Möglichkeiten ein Wanderziel für manchen Amerikaner. So bleibt Mexiko als einziges größeres Rekrutierungsgebiet.

Und so kann von diesem Einwanderungsgesetz von 1924 aus in der Tat eine neue Epoche in der sozialen Entwicklung Amerikas einsetzen. Bisher war es Ziel und Ergebnis der amerikanischen Maschinisierung, daß sie gelernte Arbeit durch ungelernte ersetzte, indem sie die Maschine an die Stelle der hochwertigen Arbeitskraft brachte und den Menschen auf die Bedienung der Maschine beschränkte. Das wird schon jetzt zusehends schwieriger, weil eben gerade die ungelernte Arbeit keinen genügenden Zuwachs mehr von draußen erfährt. Maschinisierung, Elektrifizierung durch Ausnutzung der Wasserkräfte und ähnliche Mittel zur Ersparung von Menschenkraft bleiben weiter möglich. Aber wenn die Erschließung Amerikas nicht einen ganz schweren Rückschlag erfährt, werden solche Mittel den jetzt schon bestehenden Mangel an Menschenkraft nicht aufheben. Dann wird dieser Mangel weiter wachsen. Und wachsen

wird mit ihm die Macht der Arbeiterschaft in ihrem Kampfe um ihren Anteil am Sozialprodukt — wachsen wird zugleich die Organisierbarkeit der Arbeiterschaft, die nun nicht mehr durch den dauernden Zustrom schwer oder gar nicht organisationsfähiger Einwanderer gehemmt wird — wachsen wird die Macht der Gewerkschaften und die Aussichten auf Erfolge ihres Kampfes. Das ist die Prognose, die sehr gute Kenner für die nächste Periode sozialer Entwicklung in Amerika stellen. Und es ist bezeichnend, daß heute schon, wo das Gesetz von 1924 noch kaum in Wirksamkeit getreten ist, auf der Arbeitgeberseite die Opposition gegen die Einwanderungsbeschränkung erwacht: es ist die indirekte Bestätigung dieser Prognose. Daß die Einwanderungsbeschränkung in absehbarer Zeit entscheidend geändert werde, ist trotzdem nicht zu erwarten, jedenfalls so lange nicht, wie die industriellen Arbeitgeber nicht etwa die Unterstützung der Farmer erhalten. Innere Wanderungen werden durch die Beschränkung der Einwanderung ausgelöst, vom Lande in die Stadt, vom Süden nach dem Norden, vom Osten nach dem Westen: sie können die Wirkung des Gesetzes von 1924 nur für eine Weile abschwächen, nicht sie aufheben. Noch ist auch selbstverständlich der Rand groß, seine Aufsaugung ist eine Aufgabe langer Jahre. Aber das ändert nichts an der Tendenz: die amerikanischen Arbeitnehmer rüsten sich für die nächste Zukunft zu neuem Aufstieg — der friedlich vor sich gehen kann, wenn die jetzt auf beiden Seiten vorherrschende Tendenz zur Kooperation, zur Zusammenarbeit von Arbeitgebern und Arbeitnehmern auch für erhöhte Produktivität der Arbeit, erhalten bleibt,

oder auch unter Erschütterungen, wenn die brutalen Gewaltmethoden früherer sozialer Kämpfe künftig von neuem maßgebend werden sollten. Die fernere Zukunft der sozialen Frage in den Vereinigten Staaten aber wird dann wesentlich von einem bestimmt sein: davon nämlich, wie in solcher Zukunft Geburtenzahl und Geburtenbeschränkung sich entwickeln werden. Denn die Geburtenbeschränkung breitet sich aus.

AMERIKANISCHE WELT

A M E R I K A N I S I E R U N G

In einem der großen Agrikulturstaaen des Mittel-Westens, der bei seiner Besiedelung vor einigen Jahrzehnten eine besonders starke deutsche Einwanderung aufgenommen hatte, fragte ich, um das Gespräch hierauf zu lenken, nach der nationalen Zusammensetzung der Bevölkerung. Aber mein Gastfreund, ein College-Professor, schien die Frage überhaupt nicht zu verstehen. „Oh,“ erwiderte er, „wir haben hier nur ganz wenige Fremde, ein paar Russen, ein paar Rumänen; die übrigen sind alle eingeborene Amerikaner — native born american citizens.“ Nichts konnte für eine stark hervortretende Tendenz bezeichnender sein als diese Antwort. Aus Dutzenden von Nationalitäten sind die Einwanderer in dem Koloniallande zusammengeströmt. Aber in dem riesigen Schmelztiegel Amerika soll sich aus diesen amorphen Massen das eine, einheitliche Gußprodukt formen: der Amerikaner.

Bis zum Kriege war es stolzer, unbedingt zuversichtlicher Glaube, daß dies erreicht werde. „Jeder Amerikaner, der seine Familie hier auf hundert Jahre zurückverfolgen kann, ist das Produkt von drei, vier verschiedenen europäischen Nationen,“ sagte mir ein hochstehender Kaufmann. Und wenn das natürlich auch nicht wörtlich zu nehmen ist: ähnliches habe ich doch häufig gehört, habe ich in Einzelfällen selbst häufig beobachten können. Durch Heiraten vermischen

sich die Nationen. Durch Heiraten der Kinder vermischen sie sich weiter. Und Jahr um Jahr strömen aus den Nationalitäten-Ghettos die Arrivierten, die Kinder in die unbestimmten, die wirklich amerikanischen Quartiere ab. So schien bis zum Kriege der Schmelztiegel eine unbezweifelbare Realität. Aber der Ausbruch des Weltkrieges zerstörte diese Sicherheit. Wohl zeigten sich große Teile der zweiten, noch mehr der dritten Generation wirklich amerikanisiert. In anderen hingegen, und vor allem in denen, die erst selbst als Einwanderer herübergekommen waren und die über der Liebe zur neuen Heimat die Erinnerung an die alte Heimat nicht vergessen hatten, brach der Konflikt auf. Bis dahin waren die Vereinigten Staaten von Amerika ja eigentlich auch die Vereinigten Staaten von Europa gewesen: die Unternehmendsten aus allen Bestandteilen des alten Kontinents hatten sich hier zusammengefunden, hatten ihre Unterschiede abschleifen, ihr Zusammenleben erproben können. Jetzt, wo dieser alte Kontinent in einem unerhörten Brande zerbarst, mußte auch der neue das Beben in der Tiefe spüren: was aus dem Schmelztiegel scheinbar als schlechthin amerikanisch hervorgegangen war, das stand sich, wenn auch nur in Teilen, nun mit einem Male wieder in fremde Nationalitäten aufgelöst und mit zerrissenen Gefühlen gegenüber.

Es hat einer ungeheuerlichen Aufwühlung der Leidenschaften, einer ungeheuerlichen nationalistischen Propaganda bedurft, um in solcher Lage Amerika zur Teilnahme am Kriege zu führen. Und diese nationalistische Propaganda wirkt heute noch weiter. Daß sie eine der Quellen erzeugte,

aus denen die Beschränkung der europäischen Einwanderung entsprang, wurde schon erwähnt: war der Schmelztiegel doch nicht so wirksam gewesen, wie man geglaubt hatte, so sperrte man ihm jetzt die Zufuhr neuen Materials, damit er das alte nun ungestört amalgamiere. Vor allem aber lebt die nationalistische Propaganda fort in dem hundertprozentigen Amerikanismus und in den mannigfaltigsten Organisationen, die ihm dienen: im Ku-Clux-Clan, der gegen Neger, Juden und Katholiken mit einschüchterndem Terror kämpft, in den Legionären und in den zahllosen Orden, Bünden und Verbänden bis zu den Bürgerkomitees und den Handelskammern, die alle durch immer neue und immer von neuem wiederholte Superlative von Amerika als dem reichsten, dem größten, dem tüchtigsten, dem mächtigsten Lande der Welt den guten Bürger mit einer so naiven Selbstzufriedenheit erfüllen, daß schließlich sämtliche Babbitts platzen müssen vor Begeisterung für ihren „vorbildlichen Menschenschlag, zu dem sich die ganze Welt durchringen muß, wenn unser guter alter Planet eine anständige, harmonische, durch und durch christliche und vorwärts strebende Zukunft erreichen will“ — für den „mustergültigen Amerikaner, den Burschen mit behaarter Brust, lachenden Augen und Rechenmaschinen im Büro“.

Etwas von diesem Geiste einer unausgesetzten Propaganda lebt in dem größten Teile der amerikanischen Institutionen, lebt, oft schon beinahe unbewußt geworden, in einem ganz großen Teile der amerikanischen Menschen. Treten sie irgendwie in Berührung mit der Oeffentlichkeit, nicht nur gegenüber dem Fremden, sondern auch gegenüber dem

eigenen Volksgenossen, so ist es dann, als ob eine geheime Feder in ihnen aufgezogen würde, damit sie sich straffen und nun munter, aktiv, optimistisch erscheinen — alles, Haltung, Miene, Wort hat dann übereinzustimmen als Ausdruck der Befriedigung über diese vorzügliche amerikanische Welt. Fehlt großen Teilen der Bevölkerung in Amerika noch das tiefe, naturhaft-selbstverständliche Heimatsgefühl auf diesem Boden, den ihre Vorfahren erst vor ein paar Jahrzehnten kolonisierend in Besitz nahmen, so muß umgekehrt jede öffentliche Gelegenheit um so sicherer, um so lauter, um so optimistischer dazu dienen, das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit, der staatlichen Einheit zu betonen und zu propagieren. Die Fahne mit den Sternen und Streifen schmückt darum als Wanddekoration ständig die Amtszimmer der Behörden. So oft als möglich erscheint dieses Symbol der Nation auch draußen auf den Straßen. Und vor allem in den Schulen ist das Hissen der Flagge durch die besten Schüler beinahe wichtiger und feierlicher als das Morgengebet; wird gar bei einer Schulfeyer vor versammelter Korona die Fahne entrollt, wobei auch die Erwachsenen, Männer und Frauen militärisch salutieren, die Hacken zusammen, die rechte Hand an die (nicht vorhandene) Mütze geführt, so fühlt jeder ernst, daß seine Ehrenbezeugung dem gilt, was mehr als alle anderen Einrichtungen gerade die Schule in den aus allen Nationalitäten und Rassen zusammengewürfelten Schülern zu pflanzen berufen ist: Amerika.

Das größte Werkzeug der Amerikanisierung, stärker als alle Propaganda, bleibt doch die Sprache. Und nirgends kann man das deutlicher beobachten als in den sozialen Settlements, die mitten in den Fremdenvierteln, den Einwanderervierteln errichtet sind. In selbstloser Hingabe haben sich da sozial empfindende Frauen und Männer zum Dienst an den Armen in diesen Armenquartieren niedergelassen: den Fremden, denen alles hier fremd ist, die sich hier zunächst in hoffnungsloser Vereinzelung einsam einer fremden Welt gegenüber sehen, wollen sie in ihren Häusern das erste Gefühl einer Heimat, einer Gemeinschaft geben. Vorbildlich hat hier vor allem Jane Addams im Hull-House zu Chicago gewirkt. Was diese prachtvoll menschliche, dabei immer mit höchster Energie tätige Frau sich zum Ziele gesetzt hat, das ist reine Hilfe für die Hilflosen. Sie hat in einer jahrzehntelangen Arbeit den Wandel in der nationalen Zusammensetzung des Einwandererstromes in ihrem Bezirk, in ihrem Hause selbst miterlebt, die allmähliche Ablösung der germanischen Einwanderung durch die Romanen, die Süd- und Osteuropäer, jetzt durch die Mexikaner. Und immer ist sie bestrebt gewesen, den Neuankömmlingen gerade das zu geben, was sie als das Hauptbedürfnis dieser Fremden herausfühlte: zeigten die Italiener gar kein Interesse für wissenschaftliche Belehrung, aber einen Begehrt nach Musik, nach Tanz etc., so ersetzte sie eben die Vorträge, die bis dahin im Vordergrund gestanden hatten, durch Theater und andere künstlerische Veranstaltungen; fand sie bei den Tschechen kunsthandwerkliche Fähigkeiten, so richtete sie eine Kunsttöpferei ein; im Frühjahr 1925 hat die Fünfund-

sechzigjährige Mexiko bereist, um Leben und Gewohnheiten der von dort Kommenden rechtzeitig zu kennen, so ernst nimmt sie die Aufgabe. Andere solcher Settlements sind in ihrer Grundrichtung stärker amerikanisch - zivilisatorisch eingestellt. Sie erfüllen dann den deutschen Besucher, der weiß, wie Siegmund Schultzes Settlement-Arbeit im Berliner Osten durch einen jämmerlichen Mangel an Mitteln gehemmt ist, mit einem geheimen Neide durch die eigentlich unbeschränkt scheinende Fülle ihrer Ausrüstung. In einem Settlement in Pittsburg zum Beispiel gibt es eine Kochschule und an diese anschließend ein Eßzimmer, in dem die kochenden Mädchen Tisch-Decken, Servieren und — Essen lernen, desgleichen ein Probe-Schlafzimmer mit Betten für Erwachsene und Kinder, damit auch diese Institution und ihre Handhabung ihnen vertraut werde; es gibt da Spielzimmer mit Spielzeug für die ganz Kleinen und Arbeitszimmer mit Handwerkszeug für Knaben und Mädchen; aber auch einige Nähmaschinen für die Frauen fehlen nicht; und dann gibt es in dem Hause ein großes Schwimmbad, einen Turnsaal, einen Tanzsaal mit Grammophon und Radiolautsprecher, eine Bibliothek und eine größere Anzahl von Klubzimmern für die verschiedenen Gruppen. Wieder andere Settlements sind kleiner, bescheidener. Und auch der Geist ist verschieden, je nach den Persönlichkeiten, die sie leiten. Aber in der wesentlichsten Wirkung stimmen sie überein. Sie geben den Fremden die Sprache der neuen Heimat. Buchstäblich, sie geben ihnen englischen Unterricht — und das ist das Erste, Dringendste, was der Fremde braucht, um sich materiell eine Existenz aufbauen zu können. Sie vermitteln

zugleich die erste Berührung zwischen den Fremden der verschiedenen Nationalitäten. Und schließlich, sie führen diese verschiedenen Fremden zuerst in die Formen des amerikanischen Lebens ein, indem sie sie in der landesüblichen Form des Klubs organisieren, in Knabenklubs, in Mädchenklubs, in Mütterklubs, in Männerklubs, in allen wünschenswerten Arten und Abarten. So wird dem armen Fremden des untersten Randes das Settlement-House zum ersten Stück Amerika, von dem er Besitz ergreifen kann — so beginnt er selbst hier zum Amerikaner umgeformt zu werden. Mit der englischen Sprache aber fängt es an. Genau so wirkt die Schule. Auch sie gibt den Kindern des Einwanderers als Wichtigstes die Kenntnis der Sprache. Und sogar die katholische Kirche muß sich dem anpassen. Wir wissen, wie sehr sie unter den Polen der ehemaligen preußischen Ostmarken die Erhaltung des polnischen Nationalgefühls gestützt hat, indem sie an der polnischen Sprache festhielt. Hier, so wurde mir erzählt, muß sie schon unter den Italienern für englisch sprechende Priester sorgen (zu welchem Zwecke sie junge Iren in Rom ausbilden läßt): täte sie das nicht, so würden ihre Kirchen veröden, denn die Kinder der Italiener müssen englisch sprechen lernen und wollen es tun. Sie können ohne Kenntnis der Sprache nicht heraufkommen. Und durch die Sprache werden sie Amerikaner.

Aber die rasch Amerikanisierten werden, im Durchschnitt gesehen, nicht gerade zum wünschenswertesten Typ des Amerikaners. Denn diese erste Amerikanisierung schadet

dem Menschen. Sie gibt vom Amerikaner nur das Aeüßerliche, nur die standardisierten Formen — aber sie zerstört die alten kulturellen Bindungen und Ueberlieferungen, und sie setzt zunächst nichts genügend Starkes, genügend in die Tiefe Gehendes an deren Stelle. Diese Kinder, die die neue Sprache besser erlernen als ihre Eltern, sehen dann leicht auf die Eltern herab — sie, die Amerikaner, auf jene, die Fremden! — aus diesen ganz Entwurzelten, ganz Bindungslosen erwachsen dann am leichtesten diejenigen Amerikaner, die nichts anderes kennen als das allermateriellste Streben nach Reichtum und Genuß. Ein italienischer Priester wurde einmal gefragt, wie Amerika wohl diejenigen Italiener verändere, die, wie es ja sehr viel geschieht, als Auswanderer in die Neue Welt ziehen, um dann nach einer Reihe von Jahren doch wieder in ihr Heimatland zurückzukehren. Was gibt Amerika diesen Italienern? „Es entwickelt,“ lautete die Antwort des Priesters, „stärker und einseitiger das, was in ihnen lag: waren sie gut, so kommen sie als Engel, waren sie schlecht, so kommen sie als Teufel zurück.“ Ein kluges Wort. Aber es ist klar, daß die rasche Amerikanisierung — und nun gar die hundertprozentige eines in Amerika wie überall blöden Nationalismus! — leichter die guten Keime erstickt und die schlechten zur Entfaltung bringt. Das ist natürliches Kolonialschicksal. Es erklärt viele Züge der Hemmungslosigkeit im amerikanischen Leben. Und es macht auf der anderen Seite auch erst die Bindungen verständlich, mit denen — im Lande der Freiheit — das amerikanische Leben selbst diese Hemmungslosigkeit zu zügeln bestrebt ist.

D I E F A R B I G E N

Von der Amerikanisierung bewußt ausgeschlossen ist nur ein Teil der Bevölkerung: die Farbigen. Die eigentliche farbige Urbevölkerung Amerikas freilich, die rothäutigen Indianer, stehen außerhalb der Diskussion: sie sind gezähmt, nun läßt man sie in ihren Reservationen leben, nicht viel anders, als man die Reste der ursprünglichen Pflanzen- und Tierwelt in den Nationalparks zu erhalten bestrebt ist. In die Reservation der Tuscarura-Indianer fährt man von Niagara. Aber ich bin nicht ganz sicher, ob diese Reservation nicht doch mehr für die Taxameter-Chauffeure als für die Indianer erhalten wird. Denn man sieht nichts Indianisches: normal-amerikanisch gekleidet sind die nur etwas dunkelfarbigen schwarzhaarigen Menschen, normal-amerikanisch gehalten die Farmen, normal-amerikanisch gebaut die Farmhäuser — sie leben, sagt der Chauffeur, hier ganz zivilisiert. Vor einem solchen Hause hält er: da wohnt der Häuptling. Aber es dauert eine kleine Weile, bis der uns empfängt. Er hat erst Toilette gemacht. Den gewaltigen Kopfputz mit dem bunten Federnkamm, den braunen Wildlederrock mit dem bunten Glasperlenschmuck hat er angelegt; aber der indianische Zierat verdeckt doch nicht ganz den amerikanisch-standardisierten Kragen mit der amerikanisch-standardisierten Krawatte auf dem amerikanisch-standardisierten

Oberhemd darunter. So steht er, der Häuptling der Tuscarura, in dem Eingangszimmer seines Hauses, das wie ein ärmlich-billiger Dorfkramladen möbliert ist, nur daß es keine Waren darin gibt, steht hinter seinem Ladentisch und hält eine Rede: „Sehen Sie, mein Herr, Sie sind hier nicht in Kanada und nicht in den Vereinigten Staaten, sondern auf Indianerland. Wir haben hier unsere eigene Rechtsprechung, unsere eigene Regierung und Verwaltung. Dreizehn Häuptlinge haben wir aus dreizehn Stämmen, und wenn der oberste Häuptling stirbt, bestimmt die älteste Frau, wer sein Nachfolger werden soll. Denn wir haben Mutterrecht, der Sohn gehört zum Stamme der Mutter, nicht des Vaters. Früher besaßen wir hier alles Land. Aber wir liebten den Whisky. Und für Whisky und für anderes, was die Weißen uns brachten, verkauften wir ihnen unser Land. Wir könnten die Reichsten sein und sind nun die Aermsten. Ganz Buffalo gehört eigentlich uns. Aber die weißen Leute nahmen es sich. Doch jetzt können sie uns nichts mehr nehmen. Denn jetzt ist kein Verkauf mehr gültig, wenn nicht der Präsident (gemeint ist der für die Indianer zum schützenden Vormund bestellte Kommissar) seine Zustimmung erteilt. Manche bewirtschaften selber das Land, andere haben es verpachtet. Das ist der Vertrag, den wir nach dem Bürgerkriege mit dem Präsidenten geschlossen haben.“ So geht das eine ganze Weile, auch nachdem der Chauffeur eines anderen Autos andere Besucher angekündigt hat. Und zwischen Entschuldigungen: „Ich würde Ihnen gerne alles erzählen, aber Sie sehen, ich bin leider so stark in Anspruch genommen,“ zeigt er eine nicht ganz

verständliche, offenbar von Weißen gestickte Fahne, auf der der amerikanische Adler den den Whisky darstellenden Drachen besiegt, zeigt eine angeblich tausend Jahre alte Medizinkette und ein paar ähnliche Raritäten, und während ich schon sorgenvoll erwäge, was ich davon wohl werde kaufen müssen, begnügt er sich damit, mir als Souvenir zwei Ansichtskarten für einen halben Dollar anzubieten, er ist viel billiger als der Chauffeur. Das ein Indianer-Häuptling? Auf eine Frage im Gespräch, was er hier tue, hat er die ruhig-stolze Antwort: „Ich lebe!“ Dieses eine Wort war in der Tat indianisch, weil es so ganz unamerikanisch war. Und ein bitterer Nachgeschmack blieb mir von diesem Wort, gegen das alles andere so abstach. Trübe ist ja auch sonst, was der Reisende auf den großen Bahnrouten gelegentlich von den Indianern sieht. Webereien und einfache Töpfereien bieten sie da feil — vielfach mit Verzierungen in Schwarz und Rot auf weißem oder grauem Untergrund und mit dem Hakenkreuz als immer wiederkehrendem Symbol — oder sie produzieren ihre rituellen Tänze vor einem gaffenden Publikum, oder sie kommen an eine Bahnstation und versuchen, während der Zug hält, dem Weißen die gleichen Glasperlen anzuhängen, mit denen er sie einst um ihr Land betrog. In einsameren, abgelegenen Reservationen hausen und bewegen sie sich wohl noch mehr in der Weise ihrer Väter. Und manche dieser Reservationen sind auch sehr reich, besonders diejenigen, in denen auf den Ländereien nachträglich Oelquellen und sonstige Bodenschätze gefunden wurden. Auf nur noch 347 000 wird die Zahl der Indianer, aber auf 727¾ Millionen Dollar ihr individuelles und Stammeseigen-

tum beziffert, das den Geschäftsunkundigen jetzt durch den Verkauf beschränkende Gesetze auch besser als früher geschützt ist. Diese reichen Indianer vermischen sich dann auch gelegentlich mit den Weißen, denn als Abkömmlinge von Freien sind sie nicht so mißachtet wie andere Farbige. Aber kann man von ihnen mit dem Worte des Tuscarurahäuptlings wirklich sagen, daß sie leben?

Die Rothäute sind ausgerottet oder still gemacht — der gelben Rasse hat Amerika sein Land jetzt vollständig verschlossen. In Kalifornien, das sich als nächstes Ziel japanischer Wanderungswünsche am stärksten bedroht fühlte, hat man zu dem die gelbe Einwanderung verhindern den Bundesgesetz noch ein besonderes Staatsgesetz gemacht, nach dem ein Japaner kein Land und kein Haus kaufen, pachten, mieten oder durch Beteiligung erwerben darf. So ist auch der schon im Lande befindliche Japaner (soweit er nicht als Kind japanischer Eltern in Amerika selbst geboren wurde und damit die vollen Rechte des amerikanischen Bürgers genießt) von jeder anderen Lebensmöglichkeit als der des Lohnarbeiters oder Gehaltsempfängers ausgeschlossen, seine Frau darf ihm nicht nach Amerika folgen, der Abschluß ist in der Tat vollständig. Im amerikanischen Osten spricht man viel von einem deshalb notwendig einmal kommenden kriegesischen Konflikt: der Rüstungsindustrie und den für eine stärkere militärische Machtentfaltung Amerikas wirkenden Kräften ist das sicherlich nicht unerwünscht. Im Westen, der diesen Dingen so viel näher

ist, spricht man wesentlich ruhiger: gegen den Handel mit Japan wie mit China hat man da nichts einzuwenden. Aber der Entschluß, die Japaner fernzuhalten, ist absolut, und zwar in allen Schichten der Bevölkerung. Die Arbeiterschaft fürchtet die Konkurrenz der anspruchslosen, billigen gelben Arbeiter; „Fleisch gegen Reis!“ ist ihr Kampfgruß. Vor allem: Amerika soll ein Land der weißen Rasse sein und bleiben.

Aber Amerika hat neben der weißen in Wahrheit noch eine andere Bevölkerung, die schwarze. Auf 10½ Millionen bezifferte sie die amtliche Statistik 1920. Jeder zehnte Amerikaner ist demnach ein Neger. Kein Problem lastet so verhängnissschwer wie dieses auf dem Lande. Wie Unrecht, einmal von einem Volke begangen, wie ein zersetzendes Gift in ihm weiterfrißt von Generation zu Generation, das kann man hier mit Schrecken studieren. Der Sklavenhandel hatte die Neger für den Plantagenbetrieb der Südstaaten importiert. Der Sieg des Nordens über den Süden im Bürgerkriege von 1860/65 beseitigte die Sklaverei, machte die Sklaven frei, gab den Negern das Bürgerrecht. Aber diese rechtliche Aenderung änderte nicht die Gefühle, nicht die Sitte. War die Gleichberechtigung der Neger in der Verfassung statuiert, so konservierte die Haltung der weißen Rasse praktisch die Niederhaltung der schwarzen. Sie führte politisch die Entrechtung der Neger weiter, menschlich und sozial ihre Deklassierung, ökonomisch ihre Ausbeutung. Die Neger haben das Wahlrecht. Aber wo sie so zahlreich sind, daß sie die Vorherrschaft der Weißen gefährden, da ge-

schiebt es immer wieder, daß gewalttätige Einschüchterung sie brutal an der Ausübung dieses Rechtes hindert. Die Neger sind frei. Aber sie dürfen im Süden nicht mit den Weißen zusammen in der Straßenbahn oder in der Eisenbahn fahren, sie dürfen nicht in den Restaurants der Weißen verkehren, dürfen nicht in den Quartieren der Weißen wohnen. Die Neger sind Bürger. Aber sie werden in den Südstaaten planmäßig in Unbildung erhalten: für die Erziehung der weißen Kinder wenden diese Staaten ein Vielfaches von dem auf, was sie für die Erziehung der Negerkinder übrig haben. Die Neger dürfen arbeiten. Und tatsächlich trifft man in den Fabriken weiße und schwarze Arbeiter gemischt durcheinander. Aber die Gewerkschaften nehmen sie nicht als Mitglieder auf. Die Schwarzen sind unterdrückt. Und das korrumpt das Denken und Fühlen der Weißen. In einem Quäker-College in Pennsylvanien, einem der angesehensten des Landes, das schwarze Schüler nicht aufnimmt, werden, wie das in vielen Anstalten geschieht, die weißen Studenten von jungen Schwarzen in gleichem Alter bedient. „Oh, dafür sind die Schwarzen ausgezeichnet, und wir lieben sie auch dafür.“ Es ist gefühlsmäßig noch wie in den Zeiten von „Onkel Toms Hütte“: im besten Falle, wie in diesem, ein patriarchalisches Verhältnis, in dem aber der Gedanke an die Möglichkeit der Gleichberechtigung einfach nicht kommt. Und dabei war der Professor, der mir diese Erläuterung gab, einer der edelsten, vornehmst denkenden Menschen, die ich kenne — ein wirklicher Quäker: er merkte überhaupt nicht, was er da sagte! Bis zum Weltkrieg war dieses Negerproblem im wesentlichen auf die

Südstaaten beschränkt; im Norden spielte es bei der geringen Zahl der dort vorhandenen Neger eigentlich keine Rolle. Aber seitdem hat sich auch das geändert. Im Kriege zog die Industrie des Nordostens, um ihrem Arbeitermangel zu begegnen, in Massen auch schwarze Arbeiter aus dem Süden heran. Und die damit eingeleitete Wanderung der Neger vom Süden nach dem Norden dauert nun fort. Die Neger finden im Norden, im Vergleich zum Süden, immer noch bessere Behandlung und höhere Löhne. Die Beschränkung der Einwanderung unterstützt diesen Zug nach dem Norden. Denn die Industrie braucht Hände; und solange die Gewerkschaften die schwarzen Arbeiter hochmütig von ihren Organisationen ausschließen, sind die Unternehmer natürlich erst recht darauf bedacht, die Zahl dieser billigen, unorganisierten schwarzen Arbeiter in ihren Werken zu vermehren — erwünschtere Lohndrücker und Streikbrecher, als diese Politik der Gewerkschaften sie ihnen liefert, können sie ja nicht finden. Ebenso fördert der Dienstbotenmangel in den Städten die schwarze Wanderung nach dem Norden: in wachsendem Maße wird in den Städten auch dort jetzt häusliche Hilfe von Schwarzen geleistet; in aller Regel aber wohnen diese dann nicht in den Häusern, sie arbeiten in festgelegten Tagesstunden und schlafen dann nachts in den schwarzen Quartieren. So vergiftet die Negerfrage nun auch den Norden. Und die Nachkommen der Lincoln-Generation, die mit dem Blute ihrer Kämpfer die Neger befreit hatte, üben sich nun auch in dem Herrengefühl der Mißachtung des Negers, in Ungerechtigkeit, Gewalttätigkeit und Unterdrückung. Einzelne Weiße lehnen

sich dagegen auf, fordern Menschlichkeit und Gerechtigkeit auch gegenüber dem Neger. Aber sie sind einstweilen nur eine kleine Minorität. Als ich nach Detroit kam, hatte sich gerade folgendes ereignet: Ein schwarzer Arzt, ein gebildeter Mann also, hatte ein Haus in einem der besseren Viertel gekauft, in dem wohlhabende Weiße wertvolle Häuser innehaben. Da sammelten sich am nächsten Morgen fünftausend Menschen in furchtbarem Tumult auf dieser Straße; sie warfen mit Steinen alle Fenster des Hauses entzwei, und als der schwarze Arzt sein Auto besteigen wollte, traf auch ihn ein Steinwurf ins Gesicht, so daß er blutend davonfuhr. Man wollte ihn zwingen, den Hauskauf wieder rückgängig zu machen. Mit dem Rassengegensatz vereinigte sich hier das materielle Interesse: die weißen Hausbesitzer befürchteten die Entwertung ihrer Häuser durch schwarze Invasion in ihre Straße, so standen sie wohl hinter dem Mob. Wie ja die Wohnbeschränkung der Neger natürlich auch ein Mittel zu ihrer Ausbeutung ist: werden die Häuser billig in den Vierteln, in die die Schwarzen einziehen, so hindert das die Erwerber dieser billigen Häuser keineswegs, sehr hohe Mieten von den Negern zu nehmen, die sehr großen Andrang und nur sehr geringes Wohnangebot haben; an diesem Geschäft beteiligen sich auch weiße Hauserwerber mit Vorliebe und ohne Rassenskrupel. Am peinigendsten ist die Niederhaltung der Neger natürlich für diejenigen unter ihnen, die zu höherer Bildung gelangt sind. Im Norden sind ja, während im Süden die schwarzen Schüler von den weißen getrennt sind, die Schulen noch vielfach für beide Farben gemeinsam; auch in vielen Colleges

und Universitäten des Nordens sind schwarze Studenten geduldet (nur von den Studentenklubs und sonstigen menschlich-gesellschaftlichen Organisationen sind sie dort ausgeschlossen); und in anderen Landesteilen gibt es immerhin auch besondere Negercolleges. Aber wenn Neger solche Anstalten absolviert haben, ist es dann furchtbar schwer für sie, eine ihrer Ausbildung entsprechende Beschäftigung zu erlangen. Allmählich kommen ja auch Schwarze zu Wohlstand, zu Reichtum. Man kann es nicht hindern. Aber man kann es erschweren. Und das tut die Sitte nach Kräften. Schon die Kontore weißer Geschäftsinhaber sind den Schwarzen meistens verschlossen. Dienen soll der Neger. Dienen im Hause, dienen in den Schlaf- und Speisewagen der Eisenbahnen, in den billigeren Restaurants. Auch die schwerste körperliche Arbeit in den Fabriken, die der Amerikaner nicht schätzt, überläßt man ihm gerne. Begehrt er mehr, so stößt ihn die Solidarität der weißen Gesellschaft hohnlachend zurück. Fort und fort kommt dann der Schwarze vor Schranken, die ihm den Eintritt verbieten. Fort und fort stößt er sich wund an unsichtbaren Mauern, von denen ihm ein „Nieder, nieder, nieder mit dir“ entgegenbrennt. Und wenn er dieses Gebot nicht respektiert, so drohen ihm Demütigungen auf jedem Schritte. Eine pazifistische Frauenorganisation hielt (im Norden, nicht etwa im Süden!) ihren Kongreß ab, an dem auch zwei hochgebildete Negerinnen als Delegierte teilnahmen; natürlich wohnten sie schon nicht mit den übrigen Delegierten zusammen, aber als sie in das Hotel kamen, in dessen zweitem Stock die Verhandlungen stattfanden, weigerte sich der weiße Liftboy, sie mit dem Fahr-

stuhl hinaufzufahren — der Fahrstuhl (der natürlich vielerorts von Farbigen bedient wird) sei nur für die weißen Gäste da! Man kann sich den Groll vorstellen, den das alles in der heute freilich noch dünnen Neger-Intelligenz großzieht. Und überhaupt: während des Weltkrieges wollte der Süden durchaus vermeiden, daß die Neger mit Waffen ausgerüstet und kriegsgeübt würden; man wußte dort wohl, warum. So kann das Negerproblem noch einmal eine tragische Gefahr für Amerika werden. Denn diese Millionen Neger sind nun einmal da. Sie sind wahrhaftig nicht freiwillig in dieses Land gekommen. Eine Neigung zur Rückwanderung in die geraubte afrikanische Heimat ihrer Vorfahren scheint nicht vorhanden. Aber je länger sie sich von den Zeiten der Sklaverei entfernen, desto tiefer werden sie ihre heutige Unterdrückung empfinden.

DEUTSCHTUM, ENGLÄNDERTUM AMERIKANERTUM

Ein junger Mann rückt im Autobus näher, als er hört, daß wir Deutsche sind. Man plaudert, man fragt nach diesem und jenem, schließlich sagt er: „Ja, mein Vater ist auch aus Deutschland gekommen. Der hat noch im Kriege 1870/71 mitgekämpft. Jetzt bin ich auch im Kriege gewesen — aber auf der anderen Seite.“ Und das ist noch nicht einmal die schlimmste Tragik des Deutschtums in Amerika. Denn dieser junge Mann hat eine amerikanische Mutter, sein Vater ist tot, er selber fühlt sich einfach als Amerikaner, spricht nur englisch, weiß nichts von Deutschland: er wundert sich nur etwas über den seltsamen Lauf der Welt. Aber den wirklichen tragischen Konflikt des amerikanischen Deutschtums mit all seiner Bitterkeit hat in diesen zehn Jahren die ältere Generation durchlebt, die Väter und Mütter. An ihnen fühlt man, was der Krieg und Amerikas Teilnahme am Kriege an Werten des Volkstums zerstört hat, an Werten des Deutschtums, die doch auch ein hohes Gut Amerikas waren.

Man hat in Deutschland in diesen Jahren die Lage des Deutschtums in Amerika vielfach sehr falsch gesehen. Man rechnete einfach, daß da drüben doch Millionen von Deutschen lebten — und glaubte damit alles Tatsächliche hinreichend festgestellt zu haben. Die Wirklichkeit sah schon

vor dem Kriege sehr anders aus. Das deutsche Volk hat zwei große Perioden überseeischer Auswanderung gehabt. Die eine um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die wirtschaftliche Not vor und die politisch-wirtschaftliche Not nach der Revolution von 1848 die deutschen Menschen in Massen über das große Wasser trieb, bis zu rund 250 000 in dem einen Jahre 1854. Und dann die zweite Periode ebenfalls im vorigen Jahrhundert, als in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre die Auswanderung wieder auf einen Jahresdurchschnitt von rund 130 000 zu steigen begann, um dann in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre eine Weile abzubauen, aber von 1880 an wieder mächtig anzuschwellen, auf 220 000 im Jahre 1881 und immer noch auf je rund 120 000 auch noch in den Jahren 1891/92. Das war die Zeit, in der Deutschland tastend den Weg zur großen Industrieentfaltung suchte. Als es den gefunden hatte, war damit auch das Geheimnis entdeckt, wie Deutschland seiner ständig wachsenden Bevölkerung durch den Anschluß an die Weltwirtschaft auch auf dem heimischen Boden Nahrung und Arbeit zu schaffen vermochte. Seitdem hat es bis zum Kriege eine irgendwie ins Gewicht fallende Auswanderung aus Deutschland nicht mehr gegeben. Die Jahreszahlen der deutschen Auswanderungsstatistik bewegten sich, im großen gesehen, zwischen 20 000 und 30 000; das war praktisch nichts anderes als die natürliche Wanderung durch verwandtschaftliche Beziehungen, durch die Niederlassungen deutscher Unternehmungen im Auslande und Aehnliches. Das aber besagt: junge Deutsche aus Deutschland hat es in Amerika schon vor dem Kriege nur noch in verhältnismäßig

verschwindend geringer Anzahl gegeben. Der weitaus größte Teil der Deutschamerikaner sind Amerikaner, in Amerika geboren, die zweite oder gar schon die dritte Generation; man findet die Bestätigung dafür, wenn man in dieser oder jener Stadt in ihre Kreise kommt und dann regelmäßig das gleiche hört: wie bei den allermeisten die Großeltern oder der Vater, die Mutter aus Deutschland gekommen sind, wie bei vielen das deutsche Blut schon eine Beimischung von fremdem erfahren hat, wie wenige tatsächlich noch in Deutschland geboren wurden. Diese aber sind dann in der Regel Männer und Frauen in den Sechzigern, die den größten Teil ihres Lebens, von früher Jugend und oft schon von der Kindheit an, in Amerika verbracht haben, die seit Jahrzehnten Bürger dieses Landes sind. Ein großer Teil von ihnen, und erst recht natürlich von der zweiten Generation, ist längst vollständig amerikanisiert. Das gilt besonders von denen, die zu Reichtum, Einfluß und gesellschaftlicher Stellung gelangt sind und die nun weltmännisch im großen Strome des amerikanischen Lebens mitschwimmen. Die anderen, die ihre deutsche Abstammung, ihre deutsche Art auch nach außen stark betonen, hatten sich früh in engeren deutschen Zirkeln abgeschlossen. Aus dem Deutschland der Bismarckzeit stammend, zum Teil noch erfüllt mit den demokratischen achtundvierziger Traditionen, das wilhelminische Deutschland höchstens aus kurzen Reisen, aber nicht aus eigener Lebenserfahrung kennend, verkörpern ihre besten Repräsentanten am ehesten den guten, tüchtigen deutschen Bürgertyp der achtziger Jahre. Fleißig, gewissenhaft und unbedingt zuverlässig ihren beschränkteren Lebenskreis zu

bestellen, nicht mit Spekulation oder Genie weit ausholend um sich zu greifen, aber durch Hingabe auch an die kleinen Aufgaben und Pflichten eben auch im Kleinen das Beste zu leisten und dadurch den Respekt ihrer Mitbürger und Befriedigung in sich selbst zu gewinnen, das ist ihr Wesen. Und das war auch die Art ihres mehr öffentlichen Wirkens. Zielstrebiges politisches Wollen und Handeln lag diesen Kindern des deutschen Obrigkeitsstaates fern. Aber gemeinnütziges Wirken im Kleinen, Uebersehbaren entsprach ihrer tüchtigen Bescheidenheit. Deutsche Hospitäler, deutsche Vereine zur Pflege des Wissens wie der Gemütlichkeit, vor allem deutsche Turnvereine und deutsche Gesangsvereine — das war ihr Kreis. Aber man muß bedenken, daß bis 1914 der Unterschied dieser beiden Typen des Deutschamerikanertums, des Amerikanisierten und des Turnvereins-Vorsitzenden, keineswegs so groß war, wie er erscheinen mag. Auch der schlechthin zum Amerikaner Gewordene hatte ja sein Volkstum nicht ohne weiteres schwächlich für ein anderes, fremdes Volkstum preisgegeben. Er war nur rascher, stärker mit den Abkömmlingen der anderen Nationen, die sich hier im Koloniallande trafen, zusammengeschmolzen, nicht einfach in einer von ihnen aufgehend, sondern eben durch diese Verschmelzung mit ihnen mitarbeitend an dem Neuen, das sich hier bilden wollte, der amerikanischen Nation. Diesem werdenden Neuen konnte er gleichberechtigt einfügen, was er ihm an Werten seines deutschen Volkstums mitzubringen imstande war. Und viele haben das getan. Auf allen Gebieten des amerikanischen Lebens stößt man auf ihre Leistungen. Umgekehrt aber fühlten sich auch die Männer

der deutschen Vereine durchaus als Amerikaner. Als Amerikaner deutscher Abstammung, die die Güter ihres Volkstums in den ihnen überkommenen Formen pflegen und lebendig erhalten wollten. Aber eben als Amerikaner, die damit bewußt der neuen Heimat das zu überliefern gedachten, wovon sie wußten, daß es ihr Bestes war: Deutschtum als Beitrag für Amerika, an dem auch sie damit gleichberechtigt weiterbauen wollten. Schließlich: dem stärksten Mittel des Schmelztiegels, der vereinheitlichenden Macht der englischen Sprache, konnten sich auf die Dauer beide nicht entziehen. Auch in den Familien der deutschen Vereine konnte es nicht ausbleiben, daß die Söhne und Töchter sich allmählich der deutschen Sprache immer mehr entwöhnten, daß sie sich immer mehr mit Abkömmlingen anderer Nationen verbanden. Dem Deutschtum in Amerika fehlte seit Beginn der neunziger Jahre der regelmäßige Nachwuchs neuer Einwanderung. Im natürlichen Lauf der Entwicklung war es zu allmählichem Aufgehen in der Gemeinsamkeit Amerikas bestimmt.

Den Konflikt brachte erst das Jahr 1914; und die Teilnahme der Vereinigten Staaten am Weltkriege brachte die gewaltsame Zerstörung. „Ja, wenn wir Iren gewesen wären, wenn wir es wie die Iren verstanden hätten, unsere Bedeutung als politischen Machtfaktor in die Wagschale zu werfen — niemals wäre Amerika dann in den Krieg gegangen. Denn das Volk wollte nicht in den Krieg. Weil Wilson dem Volke versprochen hatte, es aus dem Kriege fernzuhalten, war er zum zweiten Male zum Präsidenten gewählt worden. Als er dann unter dem Drucke Englands, unter dem Drucke Wall-

streets vor allem, ganz kurz nach der Wahl doch den Krieg erklärte, da war es allen wie ein Schlag auf den Kopf. Wir wußten ja von nichts. Eine wirkliche Kriegsstimmung gab es vorher nicht, die ist dann erst nachher mit allen Mitteln der Kunst gezüchtet worden.“ Immer wieder habe ich solches gehört und im Anschluß daran auch immer wieder die bittere Klage über denjenigen Teil des Deutschamerikanertums, der auch, als es noch Zeit gewesen wäre, nicht den Mut und die Kraft und die materielle Opferbereitschaft fand, der englisch-französischen Propaganda entgegenzuwirken und damit dem drohenden Unheil vorzubeugen. Ich will lieber von den anderen zeugen, die diese Jahre im Innersten zerissen, und die sich dabei doch treu geblieben sind. „Unsere Lage ist schrecklich gewesen und sie ist auch heute noch in vielem sehr schwer. Hüben und drüben hat man uns nicht verstanden, will man uns nicht verstehen. Hier verdächtigt man uns als Verräter, und in Deutschland sieht man uns als Abtrünnige an. Wir sind in Wahrheit weder das eine noch das andere. Wir sind deutscher Abstammung. Aber wir sind Amerikaner. Die meisten von uns sind hier geboren. Und auch die anderen haben ihr ganzes Leben diesem Lande gewidmet. Wir lieben unser Deutschtum. Aber wir lieben dieses Land, das unsere Heimat ist, unser Staat: wir können uns kein Leben in einem anderen Lande als Amerika vorstellen. Wir sind Bürger dieses Landes und wollen es sein — vollberechtigte Bürger, nicht Bürger zweiter Klasse, nicht Bürger mit irgendeinem Vorzeichen. Als der Krieg erklärt war, wurden unsere Söhne in die Armee eingezogen: was sollten sie anderes tun? Und was hätten wir, als die verhängnisvolle

Entscheidung gefallen war, anderes tun können, als was unsere Pflicht war als Bürger unseres Landes? Wir haben unsere deutsche Abstammung darum nicht verleugnet. Wir haben genug erduldet dafür." So geht die Rede. Und sie ist wahr. Diese Amerikaner deutscher Abkunft, die sich zu ihrer Abkunft bekannten — im Gegensatz zu anderen, die, um sich zu legitimieren, noch nationalistischer als die Nationalisten sein zu sollen meinten und von denen manche auch heute noch ganz im Tone des hundertprozentigen Amerikanertums reden — haben es Jahre hindurch bitter schwer gehabt. Die Kriegshetze hat sie als german sympathizers verfolgt. Jedes Wort von ihnen wurde belauscht. Die Beamten der Regierungspropaganda, und oft noch schlimmer die Zeitungen, versuchten immer von neuem, sie zu Erklärungen zu pressen, in denen sie entweder ihr Deutschtum abschwören oder sich dem Staatsanwalt ausliefern sollten. Aus den Klubs, aus allen gesellschaftlichen Beziehungen wurden sie ausgeschlossen, ihre öffentliche Stellung wurde untergraben, ihre wirtschaftliche Existenz versuchte man zu ruinieren, jegliche Art brutalisierenden Terrors, bis zu Schreckensurteilen und körperlicher Gewalttätigkeit, hatten sie zu erdulden. Und Zwiespalt in den Familien, Abfall der Kinder wie der Freunde, verschärfte diese Bitternis. Dann kam der deutsche Zusammenbruch, den viele von ihnen als unvermeidlich hatten kommen sehen. Und es kam der mühselige Aufbau des neuen Deutschland, den trotzdem viele von ihnen jetzt nicht verstanden. Aber die deutsche Not, die dem Zusammenbruch des alten Reiches folgte, verstanden sie. Und hier wenigstens konnten sie helfen. Sie hatten es auch

damit nicht immer leicht. Denn nun sahen sie sich in der alten Heimat oft von neuem verkannt. Die Neigung, sich von anderen helfen zu lassen, statt zunächst einmal alle Kräfte einzusetzen, um sich selber zu helfen, war ja in der Inflationszeit in Deutschland sehr verbreitet; und daß jeder Amerikaner ohne weiteres ein Millionär sei, der, wenn er auch viel gab, doch immer noch lange nicht genug gegeben habe, galt hier vielen Leuten als ausgemacht. Millionäre aber waren gerade diese Deutschamerikaner, die zuerst warmherzig den notleidenden Deutschen im alten Lande zu Hilfe kamen, fast ausnahmslos nicht. Im Gegenteil. Gerade sie standen fast alle in angestrengter Arbeit. Gerade sie hatten auch ihrerseits viel verloren. Und gerade sie haben oft mehr gegeben, als sie eigentlich konnten. Sie arbeiteten auch, um geben zu können. Noch im Frühjahr 1925 gab es in verschiedenen amerikanischen Städten Gruppen von deutschamerikanischen Frauen, die seit dem Kriegsende wöchentlich einmal zusammenkamen, um in einem voll ausgenutzten achtstündigen Arbeitstage Wäsche und Kleider für notleidende deutsche Kinder zu nähen. Alle diese Frauen hatten, man sah es an ihren Händen und an ihren Gesichtern, sicherlich auch ohnedies ein volles Maß von häuslicher Arbeit regelmäßig zu leisten; sie opferten trotzdem, sechs Jahre hindurch, mit der Kraft ihres Herzens die Arbeit ihrer Hände für die armen deutschen Kinder. Und uns bleibt nichts, als uns vor so viel tätiger Güte in beschämter Dankbarkeit zu neigen . . .

Die persönliche Lage der Amerikaner deutscher Abkunft hat sich gebessert, je weiter die Kriegszeit zurücktrat. Viele

Amerikaner selbst möchten heute die Hetze vergessen machen, die ihnen eine peinliche Erinnerung ist, neue Beziehungen knüpfen sich, alte Anerkennung wacht wieder auf. Sogar einigen Zuwachs frischen Blutes hat durch die Einwanderung der letzten Jahre das Deutschtum in Amerika zu verzeichnen. Der Schaden, den es durch den Krieg erlitten hat, bleibt trotzdem unermeßlich. Er findet seinen deutlichen Ausdruck in dem Rückgang der deutschen Sprache. Der Unterricht in dieser, bis zum Kriege in den Schulen weit verbreitet, war, solange Amerika sich mit Deutschland im Kriege befand, in vielen Staaten vollkommen eingestellt worden, sei es, daß die Kinder, auch die Nachkommen von Deutschen, sich weigerten, die deutsche Sprache zu lernen und zu üben, sei es, daß die herrschenden Gewalten den deutschen Unterricht einfach ausmerzten. Und das ist in weitem Maße ein dauernder Verlust: auch heute ist, selbst in Staaten mit sehr großer deutschstämmiger Bevölkerung, der deutsche Sprachunterricht in den Schulen erst zum Teil und nur in bescheidenem Umfange wieder aufgenommen worden. Auch an den Colleges und Universitäten ist das Studium der deutschen Sprache und der deutschen Literatur, früher in großem Umfange betrieben, während des Krieges auf ein Minimum zurückgegangen; jetzt hebt es sich allmählich, ohne doch bisher den früheren Umfang auch nur annähernd wieder erreicht zu haben. Die deutsch geschriebenen Zeitungen, die sich während des Krieges größtenteils überhaupt nur dadurch hatten halten können, daß man sie in englischer Sprache herausgab, schrumpfen daher ebenfalls immer mehr zusammen. Eine Entwicklung, die sich ohne den Krieg lang-

sam im Verlaufe eines gleichmäßigen nationalen Zusammenwachsens vollzogen hätte, ist so durch den Krieg zu einer Zerstörung wertvollen Kulturgutes vorangetrieben worden.

Was das Deutschtum in Amerika seit 1914 verloren hat, das hat das Engländerium gewonnen. Die Tradition, die Sprache, die Finanz: das sind die drei mächtigen Stützen seines Einflusses. Und oft begegnet der Deutsche einem Kopfschütteln darüber, daß die deutsche Politik im Weltkrieg diesen englischen Einfluß in Amerika, dem eine riesige englische Propaganda zu Hilfe kam, so sehr unterschätzte: „Es war sicher, daß Amerika in den Krieg gehen würde in dem Augenblick, in dem England ernsthaft bedroht erschien. Und wenn England morgen von neuem in Not geriete, würde Amerika ihm sicher von neuem Hilfe leisten, trotz allem, was zwischen den beiden Ländern liegt.“ Dieser Satz eines klugen Mannes mag eine gewisse Einschränkung erfahren durch ein anderes Wort, das daneben wohl auch seine Geltung hat, wenn es erklärt: „Wir sind einmal in einem europäischen Kriege gewesen. Wir haben genug davon. Einen zweiten Krieg in Europa würde das amerikanische Volk nicht mitmachen.“ Diese friedliche Versicherung entspricht ohne Zweifel einem heute ganz weit verbreiteten Gefühl. Aber man tut gewiß gut, darüber die Belehrung nicht zu vergessen, die in jenem ersten Ausspruch enthalten ist.

Was zwischen England und Amerika liegt, ist allerdings nichts Geringeres als die Selbständigkeit der Vereinigten Staaten, als ihre Losreißung von der englischen Herrschaft,

die die dreizehn Kolonien durch die Unabhängigkeits-
erklärung vom 4. Juli 1776 vollzogen und im Kriege gegen
England 1775/83 behaupteten. Seitdem ist der 4. Juli der
Nationalfeiertag Amerikas: der ganze historische Schul-
bücherstoff wie die große historische Ueberlieferung der
amerikanischen republikanischen Freiheit ist eigentlich gegen
England gerichtet. Aber das wandelt sich im Bewußtsein,
und der Weltkrieg beschleunigte diese Wandlung. Man kann
von denen schweigen, die von 1914 bis 1919 begeistert lehrten,
daß an allem, was zu dem Ereignis von 1776 führte, im
Grunde doch nur der „deutsche“ (oder gar der „preußische“)
König Georg III. von England die Schuld getragen habe; es
ist ja im Kriege in allen Ländern aller erdenkbare Unsinn
gelehrt worden. Viel wichtiger sind die starken Kräfte, die
planmäßig das Gefühl der Verbundenheit zwischen England
und Amerika pflegen, so sehr, daß Amerikaner (und zwar
nicht deutscher Abstammung!) schon zornig klagen, in den
Neu-England-Staaten des Ostens mache sich jetzt eine Auf-
fassung breit, die in der amerikanischen Revolution und in
dem Unabhängigkeitskriege beinahe nur noch einen Akt der
inneren britischen Geschichte sehe, eine Auffassung, die die
Republik der Vereinigten Staaten von Amerika schon un-
gefähr wie ein britisches Dominium betrachte!

Die stärkste reale Macht, die für diese enge Beziehung
zwischen England und Amerika dauernd am Werke ist, ist
die New Yorker Hochfinanz in ihren wichtigsten Vertretern.
Zwischen den größten New Yorker Geldmächten und den
maßgebenden Kräften der Londoner City bestehen die
mannigfaltigsten Verbindungen, herrscht vielfach, und gerade

in den wirtschaftlich und politisch entscheidenden Fragen, eine dauernde Zusammenarbeit. Und von diesem New Yorker Geldmachtzentrum laufen andererseits die starken Fäden nach Washington, dem politischen Zentrum, dem Sitz des Kongresses und der Zentralregierung. Bezeichnend dafür ist die überall in den Vereinigten Staaten verbreitete Auffassung, daß die letzte Entscheidung für Amerikas Teilnahme am Kriege tatsächlich von diesen New Yorker Geldmächten ausgegangen sei: Wilson mußte an Deutschland den Krieg erklären, als das Haus Morgan und seine Verbündeten private Anleihen an die Ententestaaten in einem Umfange gegeben hatten, daß diese New Yorker Hochfinanzmächte zu weiterer privater Anleihegewährung nicht mehr imstande waren, aber bei deren Aufhören auch für die schon gewährten Anleihen fürchten mußten. Die erste Konsequenz der Kriegserklärung sei dann gewesen, daß die amerikanische Regierung diese privaten Ententeanleihen des Hauses Morgan auf das Schatzamt übernahm und die anglophile New Yorker Bankwelt damit von dieser drückenden Sorge befreite.

Gleichwohl könnte die zweifellos sehr große politische Macht der New Yorker Finanz nicht so stark wirken, käme der von ihr gepflegten und propagierten Verbindung zwischen England und Amerika nicht die Kraft zu Gute, mit der die englische Einwanderung im Osten immer ihre führende Rolle bewahrte, und die Zähigkeit, mit der sie ihre englischen Ueberlieferungen und Sitten aufrechterhielt. Schon die Hochachtung vor der englischen Gesellschaft ist nicht ohne Bedeutung; der englische Lord ist für jeden Backfisch der

amerikanischen Geldaristokratie eben doch das Höchste (ähnlich wie in Amerika, in dem es keine Orden gibt, das Bändchen der französischen Ehrenlegion ein gar nicht zu unterschätzendes Einflußmittel Frankreichs ist). Wichtiger ist, daß das Engländerium dem Amerikaner die Formen seines Lebens gab: englisch ist das Haus, ist der Klub, ist der Sport. Das Entscheidende aber liegt viel tiefer. Es liegt in den großen ethisch-religiösen Traditionen, die das englische Puritanertum, das englische Quäkertum — anfänglich im Kampf mit den herrschenden heimischen Mächten und in der Flucht vor ihnen — hier im Neulande pflanzte und zusammen mit den daraus abgeleiteten politischen Idealen der Freiheit und der demokratischen Selbstverwaltung zu den bestimmenden Grundlinien amerikanischen Daseins machte. Diese Macht des Geistigen, das als die Morgengabe des einen Einwanderervolkes an alle erscheint, wirbt fort und fort für England. Und die ungeheure, verbindende Kraft der gemeinsamen Sprache kommt hinzu. Selbst in der Wissenschaft kann man es fühlen: jede Disziplin findet in der englisch geschriebenen wissenschaftlichen Literatur so viel des Stoffes, daß die Zahl der Gelehrten klein ist, die darüber hinaus noch andere, fremdsprachige Literatur regelmäßig zu studieren sich verpflichtet fühlen. Es ist mit der Presse nicht anders: die englische Zeitung, der englische Nachrichtendienst, die englische Meinung beherrscht ganz überwiegend das Feld. Und das Volk? Es liest schon von der Schule an die englische Bibel, liest englische Dichter, liest von englischer Geschichte und von englischen Helden. Kann man sich da über die englische Auffassung

wundern, daß das, was als Amerikanertum hier wächst, im Grunde nicht viel anderes als eine Modifikation des Englischen sei?

Aber dieses Anglo-Amerikanertum dominiert so extrem doch nur im Osten. Denn wieder, wie im Wirtschaftlichen, zeigt sich (wenn ich vom Süden, den ich nicht kennengelernt habe, absehe) nun auch hier im Volklichen die Differenzierung der drei großen Sondergebiete des amerikanischen Lebens. Die Ostküste ist Europa zugewandt, und ihr Vorbild ist England, dem ihre Neigung gehört. Die Westküste, deren Entwicklung ja erst beginnt, blickt mit ihren wenigen großen Hafenstädten eher über den Großen Ozean als nach dem Atlantik; nur in Einzelfällen, zum Beispiel wenn sie in Kanada, in Australien die gleiche Besorgnis vor japanischer Einwanderung findet, fühlt sie auch etwas mit dem britischen Weltreich Gemeinsames. Zwischen Ostküste und Westküste aber, zwischen den beiden nordsüdlichen Gebirgssystemen, liegt derjenige Teil Amerikas, der im geistigen und politischen Leben des Kontinents ebenso wie im wirtschaftlichen immer bedeutungsvoller emporsteigt: der Mittel-Westen. Ein Wort eines europäischen Diplomaten, der das Land wirklich kannte, kennzeichnet diese Bedeutung des Mittel-Westens sehr klar. Alle europäischen Großmächte, so sagte er, haben sich im Kriege verrechnet, weil sie den Mittel-Westen nicht richtig in Rechnung stellten. Die Engländer irrten sich, wenn sie glaubten, Amerika werde sofort in den Krieg gehen; Deutschland beging den umgekehrten Fehler, indem es an-

nahm, Amerika werde das niemals tun; und Frankreich irrte sich als dritter nicht minder in dem Glauben, daß Amerika den Versailler Frieden ratifizieren werde — alle beurteilten den Mittel-Westen falsch, der doch jedesmal die Entscheidung gab.

Denn hier in der ungeheuren Weite des Mississippi-Tales, des „valley of democracy“, dessen Besiedelung so viel jünger ist als die des Ostens und doch älter, auch schon gewachsener als die des Westens, hier im Mittel-Westen, in dem die europäischen Nationen sich am intensivsten mischten ohne die historische Vorherrschaft der einen, die im Osten dominierte — hier bildet sich aus dieser Mischung am ehesten „ein neuer Typ, der amerikanische, ein neues Volk, das amerikanische Volk.“

D A S Ö F F E N T L I C H E L E B E N

Und wieder muß man sich die einsame, menschenleere Weite dieses riesigen Landes und die Jugend seiner Erschließung vergegenwärtigen, muß man die Prosperität bedenken, die der größte Teil dieses Volkes genießt, um die Welt des Amerikaners, die des durchschnittlichen Mittelwest-Amerikaners vor allem, zu begreifen. Er ist der Bürger eines Kontinents. Aber sein Leben und sein Denken ist im eigentlichen ganz auf den engsten Kreis gestellt, auf Familie und Haus, auf Farm und Geschäft, und von da aus auf die Stadt, der er angehört, mit der zusammen er wächst. Diese nächste Umwelt ist seine Welt. Denn hier sind die Aufgaben deutlich, die Erfolge greifbar. Stolz und Ehrgeiz finden hier ihre Befriedigung und die Opferbereitschaft hier ihren Antrieb. „We are an extremely provincial people,“ sagen sie selbst. So ist es. Riesige Städte, aber Provinzstädte. Hundert Millionen Volk, aber hundert Millionen Provinziale. Patrioten, aber praktisch in erster Linie und ganz überwiegend Lokalpatrioten. Das Objekt dieses Lokalpatriotismus wechselt sehr häufig, weil sie ja so häufig den Wohnsitz wechseln. Aber so leicht sie auch von einem Staat in den anderen, von einer Stadt in die nächste ziehen, so leicht übertragen sie auch ihren Lokalpatriotismus auf den neuen engen Bezirk.

Dieser Provinzialismus hat durch den Weltkrieg einen ersten, starken Stoß erlitten. Zum ersten Male spürte man, wie stark man doch mit der übrigen Welt zusammenhing, wie stark man von ihr abhing. Man spürte es auf den mannigfaltigen Gebieten der Wirtschaft, und darum empfindlich. Aber dabei ist es im wesentlichen auch geblieben. Eine bedeutende Frau sagte mir: „Daß wir in den Krieg hineingezogen wurden, war furchtbar. Und wir haben nicht einmal die volle moralische Wirkung davon gehabt: wir haben zu wenig vom Kriege gelitten, wir sind doch zu fern gewesen, immer einen Schritt hinter Europa zurück, so weiß unser Volk im Grunde auch heute noch nicht, was eigentlich Krieg ist. Aber wenn wir draußen geblieben wären, wäre das in einer Hinsicht auch ein Verhängnis gewesen: denn dann wären wir jetzt überhaupt ohne Verständnis für die übrige Welt.“ Man weiß auch trotzdem sehr wenig von der Welt, sehr wenig von Europa. „Von Seattle nach Chemnitz ist es genau so weit wie von Chemnitz nach Seattle“: zwischen dem amerikanischen Westen und Europa liegt ein Kontinent und ein Ozean. Aber der Mittel-Westen, von den beiden weltverbindenden Meeren um Tagereisen entfernt, ist von Europa beinahe noch ferner. Hat man New York verlassen, wo ein paar große Zeitungen über europäische Vorgänge regelmäßig berichten, so werden in demselben Grade, in dem man in das Innere des Landes kommt, die Zeitungsnachrichten aus Europa spärlicher, zusammenhangloser, uninformativer, und mit jeder Eisenbahnfahrt, die man zurücklegt, rücken diese Nachrichten aus Europa in den Zeitungen um eine Seite mehr nach hinten, immer weiter zurück hinter die lokalen

Morde, hinter Ueber- und Unglücksfälle, hinter Baseball und Rugby, hinter die kleinen gesellschaftlichen Sensationen. Vereinzelte Ausnahmen von Zeitungen, die einen besseren Dienst versuchen, bestätigen diese Regel. Und diese Regel ist bezeichnend. Denn die Zeitungen bringen, was das Publikum verlangt: dieses Publikum, extremely provincial, wie es ist, interessiert sich eben herzlich wenig für Europa. Vor dem Kriege waren es allenfalls die paar großen Exportindustrien, die Stahlindustrie, die Petroleumindustrie, sowie die Kreise des internationalen Handels, deren Blick stärker über das eigene Land hinaus gerichtet war; schon die Banken waren, von den wenigen großen New Yorker Häusern abgesehen, lediglich lokal, provinziell interessiert. Jetzt geht auch von den großen Investment-Häusern, die europäische Anleihen übernahmen und dafür nicht nur im Osten, sondern nach Möglichkeit auch im Mittel-Westen und im Westen einen Absatzmarkt suchen, einige aufklärende Propaganda aus. Doch das dringt nicht tief. Die Kriegserfahrungen aber haben gerade die Besten, die Ehrlichsten furchtbar von Europa abgeschreckt. Sie hatten, soweit sie sich von der Kriegspropaganda überwältigen ließen, ihr wirklich geglaubt; sie vermeinten wirklich für ideelle Güter sich einzusetzen. Der vollständige Zusammenbruch Wilsons bei den Pariser Friedensverhandlungen war gerade für diese gutgläubigen, ehrlich idealistischen Kreise selbst ein Zusammenbruch. Und was sie danach von Europa erlebten, vom Versailler Diktat bis zur Besetzung des Ruhrgebiets, das bestärkte eben diese Kreise weiter in der Auffassung, daß es für die Vereinigten Staaten nur einen vernünftigen Weg gebe,

nämlich den: mit Europa so wenig wie möglich zu tun zu haben! Die europäischen Gläubiger sollen ihre Schulden bezahlen; denn wozu solle Amerika ihnen auf Kosten der amerikanischen Steuerzahler hier einen unnötigen Nachlaß gewähren, wenn sie das Geld, das Amerika ihnen schenke, dann doch nur für militärische Rüstungen vergeudeten, mit denen sie durch ihre Gewaltpolitik Europa weiter ruinierten und den Frieden der Welt weiter gefährdeten? Im übrigen aber solle Amerika sich nicht in die europäischen Dinge verwickeln lassen; Amerika solle draußen, solle für sich bleiben — darum keine Garantie für Versailles, keine Besatzungstruppen am Rhein, keine Teilnahme am Völkerbund, keine Einmischung in die europäischen Streitereien. Und das geht so weit, daß vom Kongreß sogar für das Dawes-Komitee keine staatlichen Gelder zu erlangen waren, daß es nicht als offizielle Mission herübergesandt werden konnte, sondern die Kosten dafür auf privatem Wege aufgebracht werden mußten.

Das ist nicht die Politik des Ostens, der viel eher für eine aktive Mitarbeit Amerikas an der Befriedung Europas, auch für einen Eintritt Amerikas in den Völkerbund zu haben wäre, beides in Kooperation mit der englischen Politik. Aber es ist die Politik des Mittel-Westens, und die gibt den Ausschlag. Sie hat, wie man sieht, zwei grundverschiedene Quellen. Auf der einen Seite ist die Selbstbeschränkung rein beschränkt-provinziell: man weiß nichts von Europa und interessiert sich noch weniger dafür; man hat ja so viel zu Hause zu tun, bis Frau Carol Kennicott die Mainstreet in Gopher Prairie verschönt hat oder bis

Mr. Babbitts treffliche Stadt Zenith nicht nur mit kondensierter Milch und Büchsenrahm, mit Pappschachteln und Beleuchtungsartikeln an der Spitze marschiert, sondern auch in Käse, Lederwaren, Dachpappe, Nährpräparaten und Arbeitskitteln! Auf der anderen Seite aber wird die Isolierungspolitik von sehr ernstern Gewissensbedenken reiner Idealisten diktiert. Man hat sich im Kriege mißbrauchen lassen, man will nicht von neuem mißbraucht werden. Daß New York gegen die Isolierungspolitik ist, verschärft nur das Mißtrauen des Mittel-Westens. Und wenn man diesen Idealisten des Mittel-Westens dann entgegenhält, ob sie denn wirklich wollten, daß das reichste und größte Land der Welt sich dauernd der Verantwortung entziehe, an dem Schicksal der Welt, an der Zukunft der Menschheit tätig fördernden Anteil zu nehmen, so haben sie nur ein resigniertes Achselzucken zur Antwort: „Was wollen Sie? Wir haben einfach nicht die Mittel, diese Verantwortung auf uns zu nehmen. Selbst wenn wir in den Völkerbund hineingingen, um ihn zu einem wirklichen Bund der Völker zu verbessern, so wüßten wir nie, wie diejenigen handeln würden, die uns dann im Völkerbund zu vertreten hätten. Denn die Guten sind machtlos, und die Mächtigen sind schlecht.“ Ganz negativ ist ja auch diese Politik der Negation nicht gewesen. Sie hat Amerika aus dem Kriegsbündnis mit Frankreich herausgeführt, sie hat Amerika in immer entschiedenerer Frontstellung gegen die imperialistische Macht- und Gewaltpolitik Poincarés gebracht und sie hat, indem sie diesem Frankreich Poincarés Hilfe und Schuldennachlaß verweigerte, die geistige Wandlung in Frankreich sicherlich gefördert. Mit

der Macht des Gläubigers, der seine Schuldner am Zügel hält und der diesen Zügel je nachdem loser lassen oder fester anziehen kann, mit der Macht des reichen Mannes, der Kredit zu geben oder zu versagen vermag, drückt auch diese Politik auf Europa zugunsten des Friedens. Hierin wenigstens stimmen dann auch der isolierungsgeneigte Mittel-Westen und der anglophile Osten überein. Aber für den Mittel-Westen ist dies doch nur eine indirekte Politik. Einzelne setzen sich im Mittel-Westen ja auch direkt zum Beispiel für Amerikas Eintritt in den Völkerbund ein, in dem dann Amerika nach ihrem Wunsche für eine wirkliche Weltdemokratie positiv arbeiten sollte; aber sie sind vereinzelt. Andere werden vielleicht anderen Sinnes werden, wenn die Konferenz von Locarno wirklich zum europäischen Friedensschluß führt. Aber auf eine schnelle, entschiedene Blickwendung Amerikas zu Europa soll man nicht rechnen. Sie kann erst erfolgen, wenn der Mittel-Westen dafür reif ist. Hier aber sitzt das Mißtrauen tief. Die Neigung zur Isolierung sitzt noch tiefer. Und am tiefsten sitzt — bei den Massen, nicht bei den kleinen Gruppen geistig bewegter Idealisten — der Provinzialismus, der alles Interesse auf den kleinen, nächsten Kreis und auf dessen kleine, nächste Aufgaben konzentriert.

So stehen, sobald man die Ostküste hinter sich läßt, die großen Schicksalsfragen der Welt heute noch durchaus nicht im Zentrum des amerikanischen Lebens. Aber auch um die Fragen der eigenen, inneren Politik Amerikas ist es im Grunde nicht so sehr viel anders bestellt.

Die Fundamente des Staates und seiner Verfassung sind, das muß dabei freilich im voraus bedacht werden, Gemeingut des ganzen Volkes, stehen außerhalb jedes Kampfes, ja außerhalb jeder Diskussion. Nicht nur die Republik, auch die Demokratie — the government of the people through the people for the people — ist in der Geschichte wie im Glauben des Volkes tief verwurzelt, sie gehören einfach zur Lebensluft Amerikas: es ist schlechthin ausgeschlossen, daß eine Person, eine Gruppe, eine Partei sie offen antastete. Diese Demokratie ist auch nicht etwa bloß Fiktion. So groß beispielsweise die Machtbefugnisse des Präsidenten sind: eine Politik gegen den Willen des Volkes kann er so wenig wie der Kongreß oder sonst jemand treiben; wer eine politische Maßnahme durchführen will, muß dafür die Zustimmung der Volksmeinung besitzen oder sie gewinnen. Die Politiker haben, wie der bezeichnende Ausdruck lautet, dauernd das Ohr am Boden, um mit dieser Volksmeinung immer in Fühlung zu sein, um herannahende Bewegungen frühzeitig zu verspüren, um aufkommende Wünsche rechtzeitig aufzunehmen und sich zu eigen zu machen. Aber: das amerikanische Volk sieht sich heute, im großen betrachtet, keine starken, das ganze Volk im Innersten bewegenden Aufgaben gestellt, die es auf dem Wege über die Politik, über den Staat zu lösen bestrebt sein müßte. Das wichtigste, die Massen der Wähler beherrschende Interesse ist, daß die wirtschaftliche Prosperität nicht gestört werde. Diesem Argument beugt sich alles. Amerika ist deshalb, im ganzen gesehen, heute wohl das konservativste Land der Welt. Wer sich in den Verdacht bringt, daß er etwa die bestehende Ordnung gewaltsam ge-

fährden könnte, der wird gewaltsam niedergeschlagen, hier im politischen Kampfe mit der gleichen Brutalität wie im sozialen. Heute noch, nachdem sieben Jahre seit dem Kriege-ende verfließen sind, sitzen in amerikanischen Gefängnissen Menschen, die während des Krieges nach den drakonischen Kriegsgesetzen zu schweren Freiheitsstrafen verurteilt wurden, weil sie sich gegen die Interessen des Staates vergangen hätten — vielleicht mit nichts anderem, als indem sie mit Worten eine Ueberzeugung bekundeten, die der herrschenden Kriegsmeinung widersprach. Denn Amerika hat als einziger von allen in den Weltkrieg verwickelten Staaten noch keine Amnestie erlassen. Warum auch? Die amerikanische Oeffentlichkeit denkt gar nicht daran, sich darüber zu erregen, so wenig wie über einzelne politische Schreckensurteile, die auch nach dem Friedensschlusse ergingen: diese Leute, die man da gefangen setzte, waren ja wahrscheinlich doch alle nur Anarchisten, Syndikalist, Kommunisten, Bolschewisten — der Krieg war eine vorzügliche Gelegenheit, sie wenigstens für eine Weile loszuwerden. Denn die Prosperität soll nicht gestört werden. Und wie tief dieser Gesichtspunkt die politische Willensbildung beeinflußt, wie er praktisch zum Verzicht auf eine politische Willensbildung führt, das hat die alle Schätzungen noch weit übertreffende Niederlage La Follettes bei der letzten Präsidentenwahl ergeben.

La Follette, den die amerikanische Meinung als Radikalen bezeichnet, war einfach ein ehrlicher Demokrat. Er wollte die demokratischen Ideale der amerikanischen Verfassung wahren: auch gegenüber den Parteimaschinen, auch gegen-

über den großen Interessen. Gegen diese beiden Verfälscher der amerikanischen Demokratie hat er sein Leben lang gekämpft. Und in seinem Heimatstaate hat er diese „Ideen von Wisconsin“ zum Siege geführt. Hier hat er die großen Eisenbahngesellschaften einigermaßen unter die Kontrolle des Staates gebracht, hat eine fortschrittlich-gerechte Steuergesetzgebung durchgeführt, hat sozialen Gedanken in der Gesetzgebung des Staates Eingang zu schaffen gesucht, hat die Mißwirtschaft und die Autokratie der Parteibosse gebrochen — und mancherlei demokratische Reformen, die sich in den letzten Jahrzehnten in zahlreichen Einzelstaaten durchsetzten, haben von Wisconsin, diesem Musterlande La Follettes, ihren Ausgang genommen. Aber in der Präsidentschaftskampagne hat er eine vollständige Niederlage erlitten. Er hatte nur eine bescheidene Presse, nur bescheidene Geldmittel zu seiner Unterstützung. Und die großen Wirtschaftsmächte kämpften gegen ihn mit aller Macht, mit allen Mitteln. Industriebetriebe kündigten kurz vor der Wahl ihren Arbeitern, mit der Erklärung, sie würden die Kündigung rückgängig machen, wenn der offizielle republikanische Kandidat gewählt werden würde, aber die Entlassung der Arbeiter und die Schließung der Betriebe würden zur Tatsache werden, wenn La Follette siegte. Den gleichen Druck übte eine Reihe von Banken auf die Landbevölkerung mit der Mitteilung, daß sie den Hypothekenzinssatz erhöhen oder gar die Hypotheken kündigen würden, wenn Coolidge nicht gewählt würde. Und die New Yorker Börse setzte die Effektenkurse herab, als La Follette mit einer Wahlversammlung, die er in New York abhielt, einen Massenzulauf erreichte. Die

eigentliche Wahlparole der offiziellen republikanischen Partei war einfach die, daß sie die Fortdauer der Prosperität gewährleiste, daß diese Prosperität aber gefährdet sei, wenn sie unterliege. Jeglicher Druck wurde für diese Parole eingesetzt. Aber, daß dieser Druck Erfolg hatte, das ist das Bezeichnende. Die Wahlen sind ja geheim. Wenn trotzdem die Arbeiter, die sich anfangs für La Follette einsetzten, schließlich doch nur zum kleinsten Teile für ihn stimmten, wenn die Farmer, unter denen La Follette ursprünglich viele Anhänger hatte, sich einfach dadurch umwerfen ließen, daß gerade kurz vor der Wahl die Getreidepreise stiegen — so zeigt das eben, daß auch diese Schichten politische Ziele nur allzu leicht zurückstellten hinter den auch ihnen wichtigsten Wunsch, daß der gute Geschäftsgang nicht unterbrochen werde.

Nur aus diesem Fehlen großer politischer Aufgaben und Ziele ist auch das amerikanische Parteiwesen überhaupt erst zu verstehen. Offiziell gilt, wie man weiß, das Zweiparteiensystem. Die Republikanische und die Demokratische Partei ringen miteinander um die Macht. Aber es ist ein vergebliches Bemühen, den wirklichen inneren Unterschied dieser beiden großen Parteien ergründen zu wollen. „Die Demokraten glauben, daß die Regierung verrottet ist, wenn die Republikaner an der Macht sind; die Republikaner glauben dasselbe, wenn die Demokraten regieren; und die paar Sozialisten glauben, daß jede Regierung verrottet ist“ — diese scherzhafte Interpretation der verschiedenen Plattformen kommt dem Kern der Dinge in der Tat noch am

nächsten. Die beiden alten Parteien sind historische Gebilde; historisch ist ihre territoriale Verbreitung; und nur in den seltenen Fällen, in denen eine Persönlichkeit mit ausgesprochener Physiognomie zur Führung kommt, wie Roosevelt, wie Wilson, schwanken die Grenzen. Die beiden Parteien sind alt und veraltet. Aber für eine neue Partei ist in der heutigen geistigen Verfassung des Landes doch noch kein Boden. Alle Versuche, eine dritte Partei zu bilden, sind bisher schon immer in den Anfängen gescheitert, sind höchstens in dem einen oder anderen Einzelstaate zu Teilerfolgen gelangt, ohne für das Ganze dann jemals größere Bedeutung zu gewinnen. Es fehlt der Wille zur Entscheidung, es fehlen die dazu aufrufenden Ziele, es fehlen die Führer. Selbst ein Mann wie La Follette hat es niemals gewagt, der historischen Grand Old Party der Republikaner eine eigene Parteigründung entgegenzustellen. Er hat immer nur innerhalb der Republikanischen Partei gekämpft, um sie von innen heraus umzugestalten.

Der Gedanke einer Labor Party spielt in den jüngeren, radikaleren Teilen der Arbeiterbewegung eine gewisse Rolle. Aber daß er, solange die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht eine tiefgehende Verschlechterung erfahren, in irgend absehbarer Zeit verwirklicht werden könnte, ist ausgeschlossen. Es sind heute nur kleine Zirkel, die ihn, ohne Tatwillen, diskutieren. Die American Federation of Labor aber steht in ihren führenden Persönlichkeiten wie in den Massen ihrer Anhänger diesem Gedanken schroff ablehnend gegenüber. Bei jeder Gelegenheit betont sie ihren unpolitischen, allen Parteien gegenüber neutralen Charakter. Als ein aus-

ländischer Besucher einmal Gompers auf das Beispiel der englischen Labor Party hinwies, hatte dieser nur die gering-schätzigste Antwort: „Ja, die Engländer haben ihre Politik, wir wollen für höhere Löhne kämpfen.“ Daran hat sich auch nach Gompers' Tode nichts geändert. Man glaubt in dieser heute maßgebenden amerikanischen Gewerkschaftsorganisation nicht an eine die alten Parteien nach neuen Prinzipien scheidende Kraft einer neuen Partei, weil man diese Kraft und den Willen dazu nicht in sich selber spürt, weil man ein solches politisches Ziel überhaupt nicht ins Auge faßt, und darum glaubt man auch nicht an ihre Möglichkeit. Vielmehr ist man bestrebt, für die eigenen unmittelbaren Wünsche gerade aus der parteilosen Stellung zwischen den Parteien Nutzen zu ziehen. Man sucht den Einfluß, den das demokratische Stimmrecht gibt, zu einem Einfluß auf die beiden bestehenden Parteien wirksam zu machen, zu einem Einfluß bei der Kandidatenaufstellung, zu einem Einfluß auf die Gewählten. So pflegen die Gewerkschaftsorganisationen vor einer Wahl den Kandidaten eine Liste ihrer Forderungen vorzulegen mit der Frage, wie die verschiedenen Kandidaten sich zu diesen Forderungen stellen: wer die größere Zahl dieser Forderungen bejaht, dessen Wahl wird empfohlen, gleichviel welcher Partei er angehört. Und dieses System kann weit vervollkommen werden. Manche Gewerkschaftszentralen verfolgen dann genau die Stimmabgabe jedes Mitgliedes einer gewählten Körperschaft in allen den Fällen, in denen die betreffende Gewerkschaftsorganisation selbst eine bestimmte Stellung eingenommen hat. Am Ende der Wahlperiode aber veröffentlichen sie dann das Ergebnis:

daß der Senator A der Demokratischen Partei dreiundzwanzigmal gut und keinmal schlecht gestimmt, allerdings einmal gefehlt hat; daß der Senator B der Republikanischen Partei beinahe ebenso brav war, indem, bei einmaligem Fehlen, die Kontrollzählung für ihn einundzwanzig gute und zwei schlechte Abstimmungen ergab; während der Senator Z der gleichen Republikanischen Partei am Ende der Liste als der schwarze Mann erscheint, der alle vierundzwanzigmal schlecht abgestimmt hat. Werden dann die Neuwahlen ausgeschrieben, so macht diese Veröffentlichung der Abstimmungsergebnisse die Organisationsmitglieder für die Wiederwahl von A und B, aber gegen die Wiederwahl und schon gegen die Wiederaufstellung von Z mobil. Und durch die Presse, durch Versammlungen etc. wirkt diese Agitation natürlich auch auf einen weiteren Kreis. Auch manche Frauen-Organisationen pflegen ganz ähnlich vorzugehen. Gerade den Reinsten erscheinen die beiden großen Parteien gleich wenig verlockend. Sie sehen auch, daß sie innerhalb dieser riesigen Körper gegen die Macht der Maschinen doch nicht aufkommen könnten. Aber von außen versuchen sie Einfluß zu gewinnen.

Den stärksten tatsächlichen Einfluß auf die beiden Parteien und auf die ganze Politik üben doch die großen geschäftlichen Mächte aus. Sie sind im letzten parteilos, wie die Gewerkschafter, wie die idealistischen Frauen. Und wie diese die Macht ihrer Stimmen nicht in erster Linie auf die Kandidaten der einen Partei, sondern auf die besten

Kandidaten jeder Partei zu konzentrieren suchen, so verfahren ganz analog auch die großen Wirtschaftskräfte: sie zahlen in die Wahlklassen beider Parteien, sie suchen in beiden Parteien möglichst viele ihnen genehme Leute durchzubringen, sie haben in beiden ihre Vertrauten, ihre Vertreter — ihre Macht reicht überall weit hinein, in die Stadt-Councils, wie in das Parlament, wie in die Verwaltung. „Man kann nicht eigentlich sagen, daß die Reichen herrschen. Doch daß sie in vielen Fällen führen, ist richtig. Und das ist in unserem Lande ganz demokratisch. Denn es geschieht nur, weil das Volk hier an die reichen Leute glaubt und will, daß sie den Weg weisen. Sie haben den Erfolg gehabt, den jeder auch für sich erstrebt: so glaubt man, daß unter ihrer Führung alles am besten gehen werde.“ Das sagte mir ein hochstehender Mann, der diesen Kreisen selbst benachbart ist. Es ist gewiß eine sehr rosige, eine allzu rosige Anschauung der Plutokratie. Aber ein richtiger Kern, der das bisher hier Gesagte bestätigt, steckt auch hierin. Wohl liegen die Zeiten schon ein paar Jahrzehnte zurück, in denen die erfolgreichsten Geschäftsleute für die Phantasie des Volkes wirklich die großen Schöpfer waren, die z. B. mit dem Bau der großen transkontinentalen Eisenbahnen Leistungen vollbrachten „wie die Feldzüge Napoleons“. Glückliche Börsenspekulationen pflegen weniger Begeisterung zu wecken. Die schon im Calvinismus begründete Hochachtung vor dem erfolgreichen Geschäftsmann ist trotzdem in sehr weiten Kreisen des Volkes tatsächlich verbreitet. Und wirklich trifft man auf diesen erfolgreichen Geschäftsmann immer wieder, wenn man nach den Kräften sucht, die im öffent-

lichen Leben Ton und Richtung bestimmen. Nur tritt dann auch die Kehrseite davon hier mit erschreckender Deutlichkeit zutage: die Vergeschäftlichung, wo nicht gar die Korruption der sonst zur öffentlichen Führung Berufenen.

Die Presse vor allem wird so, von seltenen Ausnahmen abgesehen, zur bloßen Geschäftspresse. Diese Zeitungen sind dann Geschäftsunternehmungen, die mit Neuigkeiten handeln wie andere Geschäftsunternehmungen mit Eisen- oder Baumwollwaren. Nicht der Redakteur, sondern der Geschäftsunternehmer bestimmt den Inhalt und die Richtung dieser Blätter, und er bestimmt ihn nach dem geschäftlichen Interesse des Unternehmens. Es ist gewiß falsch, daß die amerikanische Presse, wie man in Deutschland vielfach glaubt, während des Krieges mit riesigen englisch-französischen Geldern gekauft worden sei. Dazu ist sie viel zu reich, das hat sie nicht nötig. Aber sie geht in ihrer großen Mehrzahl nach dem Geschäft, nach möglichst großem Absatz, nach möglichst viel Inseraten. Das ist das Ziel der Unternehmung. „Der Erfolg einer Zeitung,“ so erläuterte mir der Verleger eines mittleren Blattes in einer mittleren Stadt diese Maximen, „ist ihre Zirkulation. Von der Größe ihrer Verbreitung hängen die Annoncen ab. Und ohne Annoncen liest das Publikum die Zeitung nicht; sie sind vor allem den Frauen viel wichtiger als der Leitartikel. Daher in den amerikanischen Zeitungen die Gepflogenheit, daß die redaktionellen Artikel und Kommentare auf eine Seite irgendwo im hinteren Teil des Blattes beschränkt sind. Untersuchungen haben ergeben, daß nur 5 Prozent der Leser

diese editorial page, die Redaktionsseite, beachten. In meinem Blatte legen wir deshalb dieser Seite gar keine Bedeutung bei; wir beziehen sie fix und fertig von irgendeinem Syndikat. Alles andere ist so viel wichtiger.“ So wird nicht die Gesamtheit, aber doch die große Masse der Zeitungen fabriziert. Und danach wird die amerikanische Presse in der öffentlichen Meinung bewertet. Das heißt: sie wird als politische Führerin nicht bewertet. Auch diese Geschäftspresse übt einen, unter Umständen verheerenden Einfluß auf die unkritischen Lesermassen durch die suggestive Auswahl und die suggestive Aufmachung der Nachrichten. Sie übt einen weiteren, in der Regel furchtbar verflachenden Einfluß auf das große Publikum durch die Breite des Raumes, den sie den professionellen Sportkämpfen und auch dem Vereinsleben der zahllosen Gesellschaften, Verbände und Organisationen widmet, indem sie durch ihre Publizität diese engen, beschränkten und beschränkenden Angelegenheiten im Gefühl der Leser zum Range wesentlicher Dinge emporschraubt. Sie übt einen negativ-erzieherischen Einfluß durch die manchmal geradezu zum Terror werdende Rücksichtslosigkeit, mit der sie persönliche Angelegenheiten in die Öffentlichkeit zerzt. Aber mit alledem frönt sie nur den Instinkten der Menge. Sie folgt diesen Instinkten, weil das dem Geschäft nützlich ist. Politisch will sie gar nicht führen. Sie kann es auch nicht. Denn dazu entbehrt sie der moralischen Autorität.

Der moralischen Autorität aber entbehrt auch ein großer Teil der Politiker. Daß sie Kämpfer, Wortführer einer Idee seien, glaubt man nur wenigen. Die allgemeine Meinung hält

vielmehr auch die Politiker in ihrer Mehrzahl für Geschäftsleute, die in der Politik ihr Geschäft machen, die, wenn es gut geht, von der Politik eine Stellung erwarten und die im übleren Falle auch unmittelbarer Korruption zugänglich sind. Viel von solcher Korruption ist in den letzten Jahrzehnten sicherlich ausgeräumt worden. Aber die Erinnerung an das, was man davon in Parlamenten, in Verwaltungen, selbst in Gewerkschaftsorganisationen erlebt hat, hält das Mißtrauen wach. Sogar gegenüber gewählten Verwaltungsbeamten schweigt solcher Verdacht nicht immer. Und so sind die meisten von ihnen im allgemeinen Bewußtsein im besten Falle geachtete Funktionäre, nicht repräsentative Führer. In den Städten ist die City-Hall, das Rathaus, ein mehr oder minder großes Bürogebäude, aber nicht der geistig ragende Mittelpunkt der Stadt, ein Verwaltungshaus, nicht das Herz der Gemeinde, darum ohne Festräume, ohne Säle würdiger Repräsentation: will die Bürgerschaft empfangen, so sind dafür Klubs und Hotels genug vorhanden. Veranstalter solcher Empfänge aber sind dann nicht der Mayor, sondern die großen Geschäftsleute. Und das ist typisch.

Jane Addams schildert in ihrem Buche „Twenty Years at Hull House“, das in deutscher Ausgabe „Zwanzig Jahre sozialer Frauenarbeit in Chicago“ heißt, ganz absichtslos, wie sie im Jahre 1900 das Passionsspiel in Oberammergau mit ansah und wie durch die Bauern, die die Ereignisse des Christuslebens in ihrer bekannten Aufeinanderfolge darstellten und dabei nichts als die vertrauten, durch die Evangelien überlieferten Worte sprachen, ihr die alte Botschaft etwas eigentümlich Aktuelles bekam, so daß sie von neuem darüber

nachdenken mußte. „Es wurde einem klar,“ schreibt sie, „daß die Opposition gegen den jungen Lehrer von den Händlern ausgeht, deren Treiben im Tempel er gestört hatte, und von den Pharisäern, die wiederum von der Unterstützung der Kaufleute abhängig waren. Ihre Zweifel klangen einem merkwürdig vertraut, als sie das Vorleben der Radikalen in Frage stellten, die es wagten, an ihre Einkünfte zu rühren, die es sich herausnahmen, den Handeltreibenden Moralvorschriften machen zu wollen, die die Handelsstätte ehrlicher Kaufleute eine „Diebeshöhle“ schimpften. In der weiteren Entwicklung des Schauspiels zeigte es sich, daß die mächtigen Gegner Freunde in Kirche und Staat hatten, daß ihr Einfluß sich in alle Richtungen erstreckte. Sie glaubten augenscheinlich an die Richtigkeit ihrer Darstellung des Falls, und ihr Reichtum und ihre Stellung in der Gemeinde allein gaben ihren Worten ein solches Gewicht, daß schließlich alle, die sie hörten, überzeugt waren, der junge Agitator müsse beseitigt werden, damit die wichtigsten Interessen der Gesellschaft gewahrt blieben. Durch diese einfachen Bauern wurde einem klar, wie die Macht des Geldes einen der nächsten Freunde des Agitators dahin brachte, ihn zu verraten, und der Bösewicht im Spiel, Judas selbst, war nichts als ein Mensch, den Geld und die Möglichkeit, sich Geldeswert damit zu verschaffen, so verblendeten und beherrschten, daß er für die geistige Offenbarung, die sich vor seinen Augen vollzog, blind war.“ In der Tat: der Einfluß des Geldes und der es Besitzenden auf das öffentliche Leben Amerikas, auf die handelnden Stellen wie nicht minder auf das Denken des Volkes, das „an die reichen Leute glaubt“, kann schwerlich

plastischer veranschaulicht werden als durch die einfachen Sätze dieser klarsichtigen Frau, die in dem Heilandsspiel zu Oberammergau Punkt für Punkt die in ihrem Vaterlande wirksamen politischen Kräfte sich widerspiegeln sah. Liest man die Lebenserinnerungen La Follettes, so findet man Punkt für Punkt das gleiche praktisch bestätigt.

The country is too prosperous — das ist die Erklärung, die ich für diese innere Armut des öffentlichen Lebens Amerikas immer wieder gehört habe. Dem Lande geht's zu gut: darum nehmen die politischen Dinge hier nicht den zentralen Raum im Denken und Fühlen der Menschen ein. Dem Lande geht's zu gut: Amerika hat keine von außen bedrohten Grenzen, hat keine das Schicksal des Landes in seinem Kerne treffenden auswärtigen Fragen — so fehlt ihm die aus dem Zwang herauswachsende Erziehung zu außenpolitischem Denken. Dem Lande geht's zu gut: Amerika sieht heute bei der großen Prosperität des letzten Jahrzehnts keine brennende soziale Frage, es sieht bei der äußeren Unbezweifeltheit seiner demokratischen Institutionen nicht die sie von innen her verfälschenden Kräfte, und alle Einzelfragen der laufenden Politik verlieren ihre drängende Schärfe, behaupten im Gesamtleben des Volkes doch nur minderen Rang — so fehlt auch hier die aus der Not herauswachsende Erziehung zum politischen Wollen. Korruption? „Nun ja, sie kommt vor und unsere Verwaltung wird dadurch etwas teurer, aber wir sind reich genug, es zu tragen.“ Ausbeutung durch die großen Wirtschaftsmächte? „Sie ist sicherlich vor-

handen, aber wir können es uns leisten, uns auch etwas berauben zu lassen.“ Verteuerung des Lebens durch den hochschutzzöllnerischen Tarif? „Gewiß, auch in Amerika sind alle Wissenschaftler einig in der Verurteilung des Hochschutzzolles, aber — the country is too prosperous.“ Dem Lande geht's zu gut. Und seine menschenleere Weite gibt dem einzelnen noch so viel Raum, bei der Jugend seiner Erschließung ist so vieles noch ungetan, hat jeder einzelne noch so viel zu tun, sieht jeder einzelne noch so viel Möglichkeit des Schaffens, daß es ihm ganz natürlich erscheint, wenn er alle Kraft auf den eigenen Arbeitsplatz konzentriert. Damit dient er am besten der Nation, leistet er den besten service, den er leisten kann. Sein Provinzialismus, sein Lokalpatriotismus fußt eben immer noch im Denken des Pioniers, des Kolonisten. Das Ganze kommt ja auch so voran. Amerika blüht, darum braucht er sich trotz einiger Schönheitsfehler keine Sorge zu machen. Ruft ihn das Land, so wird er zu folgen bereit sein, wenn dieser Ruf ihn zu überzeugen, ihn zu packen vermag.

Denn das muß erkannt werden: Amerika ist trotz allem nicht etwa einfach das Land eines krassen, platten Materialismus. Solcher Materialismus ist sicherlich vorhanden — wie er ja, weiß Gott, auch in Deutschland vorhanden ist! — und der Krieg, die Kriegsgewinne, die Nachkriegsprosperität haben ihn ohne Zweifel verschärft. Diese Periode hat hier wie anderswo die Moral gedrückt, hat den Zynismus, die Frivolität, die Brutalität gezüchtet. Vor allem: je aussichtsreicher die Möglichkeit des Gelderwerbs, desto größer die Sucht nach dem Gelde. Je erreichbarer der materielle Genuß,

desto heftiger der Drang nach dem Genusse. Je größer der Wohlstand, desto stärker die Abneigung, ihn zu gefährden. Das alles ist sehr klar. Und für Teile des amerikanischen Volkes, wie jedes anderen Volkes auch, erledigt es die Frage. Es kann auch eine für das öffentliche Leben Amerikas überaus wichtige Tatsache erklären, nämlich die, daß in Amerika im Gegensatz zu den großen Industriestaaten Mittel- und Westeuropas die Arbeiterschaft nicht schlechthin als eine Kampftruppe des Fortschritts gerechnet werden darf. Diese amerikanische Arbeiterschaft fühlt sich, was man auch in diesem Zusammenhange nicht vergessen darf, nicht als ewig abgesonderte Klasse, die aus solcher ewigen Klassenabsonderung ihre gesonderten Klassenideale zu entwickeln hätte. Diese Arbeiterschaft ist nur diejenige Schicht des amerikanischen Volkes, die erst am frischesten und noch am wenigsten das materielle Ziel ihres Strebens erreicht hat, die deshalb hierauf noch am meisten Arbeit, Kraft und Denken zu konzentrieren sich genötigt fühlt, und die darum für hierüber hinausgehende Aufgaben und Fragen oft am wenigsten Mut und am wenigsten Freiheit aufbringt. Im übrigen aber ist diese Arbeiterschaft, sobald sie aus dem Rande heraus ist, ein Teil Amerikas, nicht durch unübersteigbare Klassenschranken von den anderen Teilen getrennt, darum einfach so materialistisch oder so idealistisch wie sie. Von diesem Amerika im ganzen aber gilt: Es ist gewiß kein Volk der Dichter und Denker. Es ist ein Volk praktisch zugreifender, praktisch tätiger Menschen. Diese Menschen aber haben sich bei allem praktischen Tun zu einem großen Teile doch das bewahrt, was hier das Wichtigste ist — politische Gläubigkeit.

Diese großen Teile des amerikanischen Volkes sind mit ihrer unkomplizierten Einfachheit nicht „zu klug“ für den Glauben an die Demokratie, nicht „zu gebildet“ für den Glauben an die politische Freiheit, nicht „zu skeptisch“ für den Glauben an politische Ideale überhaupt. Sie glauben an die hohen Werte der Demokratie und des Liberalismus, glauben an die Richtziele des Rechts und der Gerechtigkeit, wie sie sie verstehen. Und weil sie gläubig sind, sind sie, wenn es nottut, auch fähig zum Opfer. Diese Fähigkeit zum Glauben und zum Opfern kann mißbraucht werden. Die Hineinziehung Amerikas in den Krieg hat es bewiesen; und die Gefahr solchen Mißbrauchs ist seitdem sicherlich noch größer als vorher, weil eben die Kriegspropaganda auch die Kunst der Demagogie zur höchsten Blüte entwickelte, weil die großen Interessen diese Kunst, die öffentliche Meinung in ihrem Sinne zu dirigieren, dadurch in einem verhängnisvollen Maße gelernt haben. Aber gegen das Volk als solches beweist auch diese Teilnahme Amerikas am Kriege nichts. Denn das amerikanische Volk glaubte — wie jedes Volk — an die Reinheit der Kriegsgründe und opferte sich für sie. Diese Fähigkeit zum Glauben und zum Opfern kann auch unbeschäftigt bleiben, wenn keine Aufgaben sie aufrufen, wenn keine Führer an sie appellieren, indem sie solche Aufgaben zwingend in das Bewußtsein der Menschen rücken. Das ist gegenwärtig der Fall. The country is too prosperous; da tritt dann der Materialismus mächtig in den Vordergrund, weil das Volk nicht recht weiß, wohin mit seiner Kraft und seinem Geld. Dann arbeitet eben in solchen Zwischenzeiten die Nation an anderen Aufgaben. Aber wie sie stets im Bewußt-

sein hat, daß alles, was in diesem Lande erreicht und geschaffen wurde, aus der Kraft und dem Willen des Volkes stammt, nicht aus dem Befehl absoluter Monarchen — so kann auch solche Apathie wieder schwinden, wie sie weg-
gewischt war in der Zeit, als Roosevelt und Wilson das Volk zu wirklichen Zielen der inneren Freiheit aufriefen, zur Demokratie auch gegen die großen Interessen. Der Idealismus ist in Zeiten wie den jetzigen latent. Aber das Entscheidende ist doch, daß er in großen Schichten überhaupt vorhanden, daß die demokratische Gläubigkeit auch in solchen Perioden lebendig ist. Das ist sehr viel.

DAS PRIVATE LEBEN UND DIE SOZIALEN MÄCHTE

In einem kleinen Orte, eine Stunde Bahnfahrt von New York, besuchte ich Freunde in ihrem Landhaus. Sie lebten da, fern vom Lärm der Riesenstadt, in der stillen Natur, friedlich und zufrieden. Aber sofern nicht gelegentlich New Yorker Gäste kamen, lebten sie in absoluter Einsamkeit: in dem Orte selber, den doch die Hausfrau nur selten verließ, verkehrten sie mit keiner Familie, kannten sie tatsächlich nicht einen Menschen. Der Grund? Sie waren Lutheraner, und da es in dem Orte wohl zwei andere christliche Gemeinden, aber eben keine lutherische gab, so hatten sie sich dort keiner Kirche angeschlossen — damit aber waren sie völlig isoliert, losgelöst aus jedem sozialen Zusammenhang. Und das war nicht etwa ein Sonderfall. In anderen, kleinen und mittleren Orten steht es genau so. Die Kirchen — denn fast stets sind es mehrere, Vertreter der verschiedenen Richtungen und Sekten, die miteinander in heftigem Wettbewerb liegen; zehn solcher kämpfenden Kirchen zählte man mir in einer Stadt von zehntausend Einwohnern — sind die wichtigsten und in den kleinen Orten die einzigen Zentren eines Gemeinschaftslebens. Wer neu hinzuzieht, der wählt mit der Kirchengemeinde, der er sich anschließt, auch den Kreis, in dem er leben wird; wer außerhalb dieser Kirchengemeinden bleibt, der bleibt eben draußen.

In den großen Städten ist die Bedeutung der Kirchengemeinden natürlich geringer. Aber der sonntägliche Kirchgang ist auch da für große Schichten eine regelmässig-selbstverständliche Institution. Wie groß diese Schichten sind, die hieran wie am Kirchenleben überhaupt teilnehmen, und wie sie sich aus den verschiedenen Teilen der Bevölkerung rekrutieren, darüber erlauben mir meine Beobachtungen kein bestimmtes Urteil. Ich kann nur als Beispiel berichten, daß ich volle protestantische Kirchen gesehen habe in der vornehmen Fünften Avenue in New York wie in einem reinen Arbeiterviertel in Chicago. Und ich kann als weiteres Beispiel hinzufügen, daß in einer Universitätsstadt wie Madison im Staate Wisconsin die Studenten und Studentinnen allsonntäglich den Gottesdienst besuchen und daß sie nach den mir gewordenen Schilderungen in der unitarischen Kirche, in der der Geistliche mit weiter freier Aufgeschlossenheit die mannigfaltigsten Fragen des menschlichen und sozialen Lebens in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, diesen Predigten mit stärkerer Anteilnahme und nachhaltigerem Eindrücke lauschen als allen Vorlesungen ihrer Professoren. Ich habe auf meinen Fahrten eine beträchtliche Zahl von Geistlichen der verschiedenen protestantischen Kirchen zu treffen Gelegenheit gehabt, vornehmlich liberale: keinen hörte ich über Interesselosigkeit der Bevölkerung klagen.

Das ist die Lage der Kirchen in diesem Lande, in dem die vollständige Trennung von Staat und Kirche herrscht. Keinen Religionsunterricht gibt es in den öffentlichen Schulen. Aber an vielen Orten haben die Kirchen zum Beispiel den Ausweg

gefunden, daß sie von den sehr langen Hauptferien einige Wochen für sich mit Beschlag belegen, in denen sie dann ihren Kindern Religionsunterricht erteilen, täglich, und zwar mit der vollen normalen Stundenzahl der Schulzeit: die Teilnahme ist natürlich ganz freiwillig, aber sie erfolgt, und zwar gerade wegen der Freiwilligkeit. Keinen Cent zahlt der Staat an die Kirchen, keinen Cent erhebt er auf dem Zwangswege der Steuern von der Bevölkerung für sie, ausschließlich auf freiwillige Beiträge, auf freiwillige Selbstbesteuerung ihrer Mitglieder sind sie angewiesen. Manche mag das in eine Abhängigkeit von den reichen Stiftern bringen, die der Verkündigung des reinen Gotteswortes nicht gerade zuträglich ist. Aber es weckt auch rührende Dienstbereitschaft, wie ich sie zum Beispiel in einer kleinen Stadt des Mittel-Westens miterlebte. Da finden sich unter Führung der Handelskammer die Vertreter sämtlicher in der Stadt vorhandener Institutionen und Vereine, vom College-Präsidenten bis zu der Vereinigung der Stenotypistinnen, im ganzen mehr als dreihundert Personen, allmonatlich einmal zu einem einfachen Essen zusammen, das mit einem gemeinsamen Gebete beginnt, um mit dem gemeinsamen Gesang erst patriotischer, dann spaßhafter Lieder zu enden, worauf man erst die während des Monats etwa aufgetauchten städtischen Fragen erörtert und dann den Vortrag eines auswärtigen Redners anhört und diskutiert. Das Essen solcher und ähnlicher Veranstaltungen aber kochen und servieren in regelmäßigem Turnus die Frauen je einer der vielen Kirchengemeinden. Ohne irgendeinen Standesunterschied (und selbstverständlich auch ohne irgendeine Beeinträchtigung einer sozialen

Position, denn jede Arbeit wird geachtet!) leisten sie freiwillig diesen Dienst, um mit dem Ertrage dieser Arbeit ihrer Kirche eine bescheidene Einnahme zu beschaffen. Und im ganzen ist sicherlich das Urteil verschiedener Geistlicher zutreffend, die mir übereinstimmend erklärten, daß gerade die Freiwilligkeit der Zugehörigkeit wie der Beitragsleistung, gerade das Fehlen jeder Abhängigkeit vom Staate ihren moralischen Einfluß innerhalb ihrer Gemeinde begründe: eben diese Freiwilligkeit macht die Kirche wirklich zu einer Institution ihrer Mitglieder, die den Geistlichen bezahlen, um von ihm die Wahrheit zu hören, und die ihn in dieser Erwartung respektieren.

Sonderbar freilich mutet den Deutschen zuerst der Betrieb dieser Kirchen an. Da trifft man zum Beispiel den jungen Geistlichen einer Gemeinde von 1500 Mitgliedern in seiner neuen gotischen Kirche in einem regelrechten Büro mit einem Assistenten und drei Sekretärinnen, die unaufhörlich auf ihren Schreibmaschinen klappern. Denn er hat ungeheuer viel zu administrieren. Diese Gemeinde hat aus ihren Mitgliederbeiträgen ein Jahresbudget von 50 000 Dollar (wovon auf diesen Geistlichen selbst ein Gehalt von 6000 Dollar entfällt, neben dem Auto, das ihm die Gemeinde mietet und das er natürlich selbst chauffiert). Dafür aber betreibt diese Kirchengemeinde in ihrer Kirche nicht etwa nur regelmäßigen Gottesdienst sowie ihre Sonntagsschule in verschiedenen Klassen für die verschiedenen Alter usw., sondern die Kirche ist für ihre Mitglieder zugleich der Versammlungsraum, in dem sie regelmäßig in freien Meetings mit dem Pfarrer die verschiedenartigsten Fragen erörtern. Die Mit-

glieder sind auch hier wieder in Klubs organisiert (für Frauen, für Männer, für Jünglinge, für Knaben, für Mädchen), die ebenfalls in der Kirche neben den allgemeinen Versammlungen ihr Sonderleben mit besonderen Aufgaben führen. Ein wöchentlich von dem Geistlichen herausgegebenes Blättchen hält die Mitglieder in dauernder Fühlung mit allen Vorgängen des Gemeindelebens. Und in vielen Kirchen geht das noch viel weiter. Da gibt es in der Kirche neben dem Gebetsaale auch einen Turnsaal; ja sogar zum Tanzsaal wird sehr oft die Kirche: denn tanzen, so lautet die Begründung, wollen die jungen Leute ja doch; da ist es doch besser, sie tanzen in ihrer Kirche, unter den Augen ihrer Geistlichen und der älteren Leute, als in irgendwelchen, vielleicht sehr üblen Lokalen, wo ihnen jegliche Kontrolle fehlt.

Man sieht: diese Kirchen sind in der Tat die alle Lebensäußerungen erfassenden und in ihrer Gemeinschaft organisierenden sozialen Zentren. Und das Entscheidende ist: sie sind oder sie waren sehr oft die einzigen Zentren, die im Koloniallande die jungen oder im jungen Wachstum befindlichen Gemeinwesen überhaupt erst unter dem Zeichen einer höheren Sittlichkeit zu organisieren, die die rein atomisierende Selbstsucht des wurzellosen Kolonisten unter moralische Bindungen zu stellen vermochten. Auch die Kirchen machen hier Betrieb, wie alles in diesem Lande; das Inserieren, das Konkurrieren und jegliche Art von Reklame gehören auch bei ihnen dazu. Viel Cant, viel bloße Konvention und rein äußerliche „Respectability“ läuft da unvermeidlich mit unter. Selbst die soziale Eitelkeit findet hier ihre Befriedigung: die Episkopal-Kirche, wie die englische High

Church, ist die feinste, die vornehmste; zu ihr, so sagt man, gehen darum die Leute, auch die Juden, wenn sie reich geworden sind und sich das gesellschaftlich abstempeln lassen wollen. Viel geistige Enge ist hier machtvoll organisiert. Aber es ist auch viel Ernst, viel freies Denken und viel sozialetischer Gerechtigkeitswille gerade in diesen freien Kirchen lebendig. Sehr weit ist der Rahmen gespannt: von den Fundamentalisten, die strenggläubig auf der absolut wörtlichen Auslegung der Bibel beharren, bis zu den ganz liberalen Gemeinden, in denen der Geistliche (auch der lutherische) keinerlei kirchliches Dogma mehr für sich anerkennt, sondern zur Richtschnur seines Lebens und Lehrens nur eines hat, nämlich das Streben nach der Verwirklichung des Lebens Jesu unter den Menschen, bis schließlich zu den Quäkern mit ihrer kirchenlosen Menschenliebe. Das alles, und dazu eine Masse von Sekten jeglicher Zwischenfärbung, lebt sich hier aus in seinen gesonderten, vom Staate unabhängigen Gemeinden. Und es lebt, lebt wirklich. Die Formen dieses Gemeindelebens aber wie sein Wert sind richtig nur zu verstehen, wenn man geschichtlich ihr Wirken unter den Kolonisten des Koloniallandes ermißt.

Die Zähmung des Grenzers hat M. J. Bonn dasjenige genannt, was im Kerne die erste Aufgabe der sozialen Mächte Amerikas war und ist. Und dieser Ausdruck ist sehr treffend. Aus dem Pionier auf der Farm den Nachbar, aus dem seinen Wohnort und Beruf leicht von einem Tage zum andern wechselnden Kolonisten in der Stadt den Bürger zu machen

und diese durch Zufall Zusammengewanderten und immer noch Wandernden unter gemeinsame, freiwillig anerkannte Gesetze des Zusammenlebens zu stellen, das war das Ziel. Die Kirchen sind nur eine von den sozialen Mächten, die daran arbeiten. Eine andere Macht, die dafür wirkt, unsichtbar, aber mit riesigem Einflusse, ist die Sitte, die Konvention. Durch sie, wie durch die Kirchen, trug der Osten die Formen des Lebens wie die sittlichen Regeln des Handelns in die Prairie, in die neuen Städte des Westens. Und je jünger, je weltentlegener, je kleiner die Siedlung war, desto stärker ist in ihnen diese Macht der Konvention, gleich als ob man Auflösung und Zersetzung fürchtete, wenn man sich ihr nicht unterwürfe. Die Uniformierung des Lebens, vom Haus und der Kleidung bis zum Essen und dem täglichen Ablauf des Daseins, hat nicht nur ihre wirtschaftlichen Gründe, sie wird getragen auch durch diese Unterwerfung unter die Konvention. Aber mit dem inneren Leben steht es nicht anders. Die Konvention regelt das geschäftliche Verhalten des Bürgers ebenso wie sein Verhalten in der Familie. Sie setzt dem guten Bürger seine Pflichten. Sie formt sein Denken und sein Streben. Die öffentliche Meinung aber überwacht ihn mit einer immer tätigen, alles zur öffentlichen Angelegenheit machenden Aufmerksamkeit. Es gibt in diesem Provinzialismus kaum etwas Privates, dem Privaten Vorbehaltenes. Die Konvention bindet alles. Und wer sie verletzt, wer der Einschüchterung der öffentlichen Meinung trotzt, der hört auf, respectable zu sein.

Stärkste Stütze der Kirchen, der Konvention und aller sozial regelnden Mächte überhaupt sind in Amerika die Frauen: sie selber tatsächlich die dritte dieser großen sozialen Mächte, die das amerikanische Leben ordnen. Die amerikanische Frau hat die Vorzugsstellung bewahrt, die ihr in den ersten Jahrzehnten der Kolonisierung ganz natürlich zufiel, weil die Zahl der Frauen kleiner war als die der Männer, weil dem in der Einsamkeit sein Haus bauenden Kolonisten die Frau auch als tätig helfende Genossin unentbehrlich war — weil die Frau im Koloniallande die natürliche Hüterin der Sitte ist, die vom Untergange bedroht ist, wenn die Frau nicht das heilige Feuer erhält. Diese koloniale Tradition gab der Amerikanerin den Vorrang im Hause — gleichviel, ob es sich nun um die Luxusfrau handelt, deren Mann seinen Lebenszweck darin sieht, immer mehr Geld zu verdienen, damit die Frau immer mehr Geld verschwende; oder um die Frau des Mittelstandes, auf der ein volles Maß häuslicher Arbeit liegt, der aber der Mann stets die schwersten und lästigsten Arbeiten auch im Haushalt abzunehmen bereit ist; oder um die Tochter, die, wenn nicht alle Kinder auf das College geschickt werden können, dann sicherlich vor dem Sohne die Mittel dafür erhält. Man sieht den Unterschied in der Stellung der Frau schon auf der Straße, wenn etwa eine junge Familie von Vater, Mutter und Kind den Omnibus oder die Bahn zu besteigen oder einen schwierigen Straßenübergang zu kreuzen hat: immer wird in Amerika dann nicht die Mutter, sondern der Vater das Kind tragen. Und wehe dem Manne, der auf der Straße ein weibliches Wesen ansprache und dabei an die Unrechte käme, die ihn

vor den Richter zitierte: er kommt ohne Gnade ein paar Tage ins Loch. Die amerikanische Frau genießt nicht nur die volle Gleichberechtigung mit dem Manne, sondern tatsächlich mehr als diese. Die verheiratete Frau, wenn sie durch die Kinder nicht mehr so in Anspruch genommen ist, hat ja trotz aller häuslichen Arbeit schon viel mehr freie Zeit als der durch den Beruf aufs äußerste angespannte Mann. Und das wird dadurch unterstützt, daß der Mann seinen Lunch regelmäßig außerhalb des Hauses einnimmt, daß auch die Frauen sich durch die Klubs (und durch die Konservenfabriken!) oft einen erheblichen Teil der Haushaltsmühen abnehmen lassen, daß überhaupt ein gut Teil dessen, was sich bei uns als gesellschaftlicher Verkehr im Hause abspielt, in Amerika sich als einfaches Treffen zum Lunch in dem Männer- oder Frauenklub kurz und schmerzlos erledigt. Die Bildungsgelegenheiten sind für die Frauen die gleichen wie für den Mann, und sie machen, wie gesagt, davon eher noch mehr Gebrauch als dieser. So haben sie auch die Fähigkeit, sich sehr stark im öffentlichen Leben zu betätigen. Die Beschäftigung mit Musik, mit Literatur fällt ihnen ganz überwiegend zu. Auf dem Gebiete der sozialen Wohlfahrtspflege sind sie hervorragend tätig. Die pazifistische Bewegung in Amerika wird zu einem großen Teile von den Frauen getragen. Vor allem aber nützen die mit den Kirchen verbundenen, in umfangreichen Verbänden organisierten Frauen, ähnlich wie in der frühen Kolonialzeit, ihre starke soziale und politische Macht zur Zähmung, nicht mehr nur des Grenzers, sondern des Lebens überhaupt. Es ist zu einem großen Teile diesem Einfluß und der durch ihn bewirkten

strengen Auffassung des Sexuallebens zuzuschreiben, daß zum Beispiel eine Riesenstadt wie Chicago in den letzten Jahren die Prostitution mit einer rücksichtslosen Energie ausgeräumt hat, die tatsächlich zu staunenswerten Erfolgen führte. Und auf die Frauen als soziale Macht geht denn auch in erster Linie diejenige Maßnahme zurück, die in den letzten Jahren wohl den stärksten ordnenden Eingriff einer strengen Sitte in das Privatleben des Amerikaners darstellte, das Alkoholverbot.

Deutsche Amerikafahrer sind vielfach geneigt, nach ihrer Rückkehr mit schadenfrohem Schmunzeln von den drinks zu berichten, die sie der Prohibition zum Trotz in Amerika genossen, und aus den alkoholischen Gelegenheiten, die ihnen begegneten, auf ein völliges Versagen des Alkoholverbotes in Amerika zu schließen. Das entspricht der immer noch vorherrschenden Stimmung in Deutschland, die von dem Fortschreiten der Alkoholbekämpfung in der Welt entweder überhaupt nicht oder nur mit ironischer Geringschätzung Kenntnis zu nehmen pflegt, so, daß wir uns vielleicht bald in dem zweifelhaften Ruhme werden sonnen können, mit der Freiheit des unbeschränkten Alkoholgenusses (wenigstens mit dieser Freiheit also!) an der Spitze der Völker europäischer Zivilisation zu marschieren. Es entspricht auch den Gefühlen zahlreicher Deutschamerikaner, denen die Prohibition auch die weniger gefährliche Bierfreude verdarb und denen sie, was wichtiger ist, damit auch die altgewohnten Formen harmlos-gemütlichen Zusammen-

seins störte, für die die Aelteren bis jetzt in den kälteren Formen des anglo-amerikanischen Lebens vielfach noch keinen Ausgleich zu finden vermochten; das Beinahe-Bier (near beer), das sie jetzt als alkoholfreien Ersatz in deutschen Lokalen erhalten können, ist wirklich nicht das Wahre!

Aber solche rein negative Beurteilung des amerikanischen Alkoholverbots entspricht nicht den Tatsachen, nicht den wirklichen Erfolgen. Diese Erfolge sind sicherlich nicht vollständig. Und das ist natürlich. Denn der Rigorosität des Verbots fehlen die Machtmittel, ihm restlos Gehorsam zu erzwingen. Und die bei aller Rigorosität zugestandenen Ausnahmen öffnen Wege der Umgehung. Der in Krankheitsfällen gegen ärztliches Rezept erhältliche Medizinalwein, ebenso wie der für kirchliche Zwecke erlaubte sacramental wine erfreut sich heute gewiß größerer Beliebtheit als vor der Prohibition. Aeltere Alkoholbestände sind legitim und illegitim vorhanden. Die Eigenfabrikation von Bier und von Wein für den Haushalt (in der namentlich die Italiener erfahren sind) ist mit Beschränkungen erlaubt, die zu Uebertretungen locken. Und vor allem sind die Landgrenzen Amerikas viel zu ausgedehnt, sind seine Seehäfen viel zu zahlreich, als daß eine Ueberwachung wirklich mit absolutem Erfolge durchführbar wäre. Die Folge ist ein Schleichhandel, der sich zu dem zahlenmäßig gewiß gar nicht unbedeutenden Gewerbe der bootleggers entwickelt hat. Und die weitere Folge sind moralische Verwilderungserscheinungen, die man in Amerika selbst mit sehr schweren Bedenken sich herausbilden sieht. Wie in den Zeiten des deutschen Schleichhandels während der Zwangswirtschaft bedienen sich viele

dieses gesetzwidrigen Verkehrs, wissend, daß sie damit die Gesetze verletzen, die sie sonst hochzuhalten gewohnt sind, regelmäßig mit Gewissensbedenken, über die sie aber am Ende doch siegreich hinwegkommen. Eine große, zwischen Amerika und Deutschland verkehrende amerikanische Schifffahrtsgesellschaft opfert der Umgehung des Alkoholverbots sogar den Stolz auf die amerikanische Flagge, indem sie, um Alkohol an Bord ausschenken zu dürfen, nicht unter dem Sternenbanner, sondern mit der Panamaflagge fährt. Und in manchen, vor allem jugendlichen Kreisen wird die Uebertretung des Alkoholverbots sogar geradezu zum Sport: in manchen studentischen Korporationen gehört überreichlicher Whiskygenuß vor der Festivität (denn bei dem Feste geht es nicht) zum Komment, und selbst auf High-School-Schüler und -Schülerinnen greift in dem gefährlichen Großstadtmilieu dieser zügellose Sport gelegentlich über, wenn auch wohl erst vereinzelt. Die bootleggers selbst sind natürlich erst recht ein Element übler Demoralisation. Sie nehmen Kinder als Wachtposten in ihren Dienst, denen dann jedes Gefühl für das Verbrecherische ihres Handelns fehlt; und wenn etwa ein solcher bootlegger im Kampfe mit Polizisten erschossen wird, so kann es vorkommen, daß ein gewaltiges Trauergefolge seiner Leiche das letzte Geleit gibt: sein Tod war ja nichts anderes als ein durchaus honoriger Betriebsunfall, der zu diesem Gewerbe eben gehört, die Gefährlichkeit des Geschäfts erhöht nur den Preis der Ware, wird in diesen Preis einkalkuliert. Die bootleggers sind natürlich auch ein neues Element der Korruption, gefährlich für die Moral der Polizei, der Verwaltungsorgane und der mit diesen

in Verbindung stehenden Politiker: schon kann man heute im Scherz das Wort hören, daß die Prohibition in Amerika deshalb unangreifbar sei, weil durch diese politisch-geldlichen Beziehungen und Verknüpfungen die bootleggers heute das Alkoholverbot ebenso nachdrücklich stützten, wie das Alkoholkapital es früher bekämpfte. Ernsthaft überlegt man heute in Amerika sehr, wie man, etwa durch Milderungen einzelner Bestimmungen, diese häßlichen Nebenwirkungen des Alkoholverbotes tunlichst ausschalten könnte, ohne die Hauptsache zu gefährden. Denn daß man diese in irgend absehbarer Zeit wieder aufgeben könnte, ist ausgeschlossen, und zwar aus sehr guten Gründen.

Einer dieser Gründe ist spezifisch amerikanisch. Das Alkoholverbot beseitigte die Saloons. Und es unterdrückte damit eine Quelle politisch-moralischer Korruption, die wie eine Seuche das ganze amerikanische Leben vergiftete. Die Saloon-Wirte waren die Agenten und Handlanger aller korrupten politischen Kliquen, die in diesen Kneipen ihre Feldzüge organisierten; auch alles sonstige Verbrechen fand hier das Feld seiner Rekrutierung. Die Reinigung des amerikanischen Lebens durch die Vertilgung dieser Seuche ist ein riesiger Gewinn, ein Gewinn auch dann, wenn man die geschilderten bedenklichen Folgen des Verbotes ernst in Rechnung stellt. Die Saloons waren ferner ein Verhängnis für die amerikanischen Arbeiter. Unzählige haben ihr mühsam erarbeitetes Geld vergeudet und ihre Familie ruiniert, wenn sie mit dem eben erhaltenen Lohn in der Tasche in den Saloon traten, um schnell im Stehen ein Glas zu trinken, und wenn dann aus diesem einen Glase nach amerikanischer

Sitte in kurzer Zeit ebenso viele Runden wurden, wie Trinker um den Bartisch standen. Die Unterdrückung dieser Saloons und dieser Saloonunsitte durch das Alkoholverbot war ein enormer materieller und moralischer Gewinn für die Arbeiter. Und das ist nun schon nicht mehr spezifisch amerikanisch: auch wir kennen ja aus unseren Industrierevieren zur Genüge das Bild des Arbeiters, der am Abend des Lohntages im Vorbeigehen in die Kneipe geht und dann nicht mehr aus ihr loskommt, während draußen die verzweifelte Frau auf ihn und auf das Geld wartet, ohne das sie, wenn er es vertrinkt, kein Brot für die Kinder zu kaufen vermag. Das Alkoholverbot ist nach dem übereinstimmenden Urteil der Kenner ein Mittel des Aufstiegs für den amerikanischen Arbeiter gewesen. Und zwar nicht nur dadurch, daß es ihm das sonst für den Alkohol vergeudete Geld in der Tasche ließ, sondern auch durch ein zweites: indem die Unterdrückung des Alkohols die Ergiebigkeit seiner Arbeit erhöhte und ihm dadurch die Erarbeitung der hohen Löhne ermöglichte. Das ist das sozial Wichtigste, und es ist wirklich nicht nur für Amerika wichtig. Hervorragende amerikanische Wirtschaftspolitiker sehen in der Prohibition eine der entscheidenden Ursachen für die Steigerung der amerikanischen Produktion, für die Steigerung der amerikanischen Prosperität seit dem Kriege. Und solche Urteile sind nicht etwa vereinzelt. Sie werden geteilt von den großen Organisationen der Arbeitgeber wie der Arbeitnehmer. Beide, Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, stehen heute entschlossen hinter der Prohibition, weil sie in ihr einen wichtigen Faktor des amerikanischen Reichtums sehen, ein Mittel zu hoher

Leistungsfähigkeit des Arbeiters, eine Ursache für die große Konsumfähigkeit der Massen, eine Erklärung für die hohen Löhne und für die Ertragsfähigkeit der amerikanischen Industrie trotz so hoher Löhne. Es gibt auch gar keine wirtschaftlichen Interessenten gegen das Alkoholverbot mehr. Die Saloons sind fort und Geschäftsläden sind in ihre Lokale gezogen. Die Brauereien haben sich umgestellt, zu Konservenfabriken, zu Natureis- oder Fruchteisfabriken usw. Und sogar die Winzer sind mit der Prohibition zufrieden. Sie verkaufen ihre Trauben als Rosinen oder zur Herstellung des Haustrunks und sie erlösen dafür sehr hohe Preise, weil ja das Alkoholverbot sie von jeder konkurrierenden ausländischen Weineinfuhr befreite.

Trotz aller Umgehungen des Alkoholverbots, trotz allen Schleichhandels und aller bootleggers bleibt eben das Gesamtergebnis der amerikanischen Prohibition ohne Zweifel eine schon jetzt ganz außerordentlich weitgehende Beschränkung des Alkoholkonsums. Selbst in den Kreisen, die sich zornig gegen diese Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit auflehnen, ist man sehr sparsam mit dem Verbrauch des eben doch nur schwer (und besonders schwer in erträglicher Qualität) erlangbaren Stoffes. Und diese Kreise sind nicht so groß. Sie werden immer kleiner werden. Auch bei geselligen häuslichen Veranstaltungen selbst in diesen Kreisen beschränkt sich die Alkoholdarbietung schon sehr oft auf einen einzigen Cocktail. In anderen fehlt sie bereits ganz. Und bei öffentlichen Veranstaltungen ist sie selbstverständlich ausgeschlossen. Die großen Massen des amerikanischen Volkes leben heute schon mit einem sehr geringen

Alkoholverbrauch. Diese großen Massen werden sich immer mehr in diese Beschränkung hineinfinden, wachsen zu einem erheblichen Teile schon jetzt in die Alkohollosigkeit hinein. Die Zählung des Lebens auch auf diesem Gebiete schreitet fort. Und die Frauen und die Kinder genießen den Segen davon. Vor allem die Kinder. Und der Gedanke an sie, an die kommende Generation, die des Schutzes bedarf, steht eindrucksvoller als alle noch so wichtigen wirtschaftlichen und sozialen Erwägungen als stärkste moralische Triebkraft hinter der Rigorosität der Prohibition.

Die sozialen Mächte haben das Leben im Koloniallande gebändigt, haben die Triebe gezähmt und sie mit harter Strenge unter das Gesetz der Sitte gestellt. Aber kolonial ist dieses Leben bisher geblieben, mit kolonialer Armut bei allem materiellen Wohlstand und aller räumlichen Weite.

Diese Weite und dieser Wohlstand geben auch dem Einzelnen viel, und viel mehr als den bloß materiellen Genuß. Sie geben dem einzelnen Sicherheit und Mut. Sie geben ihm damit zugleich Heiterkeit und Würde. Daß Not gemein ist, daß sie den Menschen und die Gesellschaft moralisch degradiert, weil sie die ganze Luft des Lebens mit Angst und mit Neid, mit Furchtsamkeit und Feindseligkeit erfüllt — das empfindet man tiefer als je zuvor, wenn man hier in ganz breiten Schichten die moralische Wirkung auskömmlicher Fülle sieht. Aus ihr erwächst hier bei dem einzelnen eine Haltung menschlicher Demokratie, die vielleicht noch wichtiger ist als die Demokratie der Verfassung. Diese Haltung

duldet menschlich kein Kriechen und kein Treten. Sie verlangt und gewährt im Menschlichen Gleichheit. Und der ganze Ton des Lebens wird dadurch bestimmt. Man achtet einander: angefangen von den Kindern im Hause, die in dem kleinen Staatswesen der Familie vollberechtigte Bürger sind, mit anerkannten Rechten und Pflichten; über die Schüler, bei denen der Lehrer Disziplin und Fleiß nicht mit Strafen, sondern mit dem Appell an die Selbstverantwortung und die Selbstverwaltung erzielt; bis zu den Studenten, bei denen das eigene Ehrgefühl auch bei den Prüfungen die Ueberwachung zu ersetzen hat. Man achtet einander: und das erzeugt als beherrschenden Grundton des ganzen Lebens eine Höflichkeit, eine gegenseitige Einfügung und Rücksichtnahme, eine fröhliche Liebenswürdigkeit, die einem in hundert kleinen Einzelzügen immer wieder fühlbar wird. Keep smiling, sei vergnügt — diese hier überall plakatierte und gepredigte Lebensregel wird wirklich befolgt, und nicht nur als äußere Maske. Mag sein, daß der Amerikaner im Durchschnitt oberflächlicher ist und sich deshalb leichter über die Schattenseiten des Lebens hinwegsetzt. Mag sein, daß er nicht so viel gelernt hat. Aber jedenfalls entwickeln die Leute aus dem allgemeinen Lebensgefühl heiterer Sicherheit die Kunst, die eigenen Sorgen und Nöte, an denen es ja niemandem mangelt, nicht gar zu tragisch zu nehmen. Sie lassen sich dadurch nicht dauernd bedrücken. Auch die Erwachsenen verstehen und lieben es, wie die Kinder zu sein, vergnügt und fröhlich.

Aber wenn der Durchschnitts-Amerikaner aus solcher Grundstimmung heraus in sein Leben greift, dann trifft er

auf eine von Technik angefüllte, nicht ausgefüllte Leere. Was bietet diesem Durchschnitts-Amerikaner das Leben? Das Kino an Stelle des Theaters. Radio und Victrola (ein besseres Grammophon) an Stelle der Musik. Und das Magazin — das wahrhaftig kein geistiges Produkt ist, sondern ein Erzeugnis geschäftstüchtiger Technik, mit Niveaulosigkeit und Plattheit als wichtigster Vorbedingung für Massenauflagen, die bis zu Millionenauflagen steigen — an Stelle des Buches. Was sonst? Den Tanz. Ihm liegen in der Tat Männlein und Weiblein mit einem leidenschaftlichen (aber leidenschaftslosen) Eifer ob. Vielleicht weil sie die Gemütlichkeit des Cafés wie des Wirtshauses und selbst in der eleganten Hotelhalle die stille Behaglichkeit ruhigen Plauderns nicht kennen, tanzen sie überall und zu jeder Tageszeit: in gewagtesten Verschlingungen und doch ohne Erregung, mit tiefem Ernste und oft auch dabei in gleichem Takte den gräßlichen Gummi kauend. Weiter? Den Sport. Und der ist nun allerdings höchste Leidenschaft der Massen, nicht nur der Sport, den sie selber treiben, die stärkende, ablenkende, erfrischende Uebung der Körper, sondern in noch viel höherem Grade der Sport, den sie lediglich bezahlen, bei dem sie nichts als untätige Zuschauer sind. Der ist das eigentlich Wichtige. Wenn die gemieteten Kampfgruppen gegeneinander antreten, Jamestown gegen Jonescity, dann zittern alle, daß die Ehre der Stadt auf dem Spiele steht. Und wenn der große Baseball-Spieler, der das Ballwerfen zu seinem Lebensberufe erwählt hat und der sich mit diesem Balle riesige Gelder erwirft, seine Meisterschaft verteidigt, dann ist er der Held der Nation, die tägliche

Bulletins auf der ersten Seite der Zeitung verschlingt, wenn Baby Ruth mit mäßigem Fieber erkrankt. Von seinen Ballwürfen auch nur zu lesen ist schon Erhebung.

Aber auch solche Feiertagsstunden sind doch nur selten. Und weil Technik und Betrieb andere Mittel, der Oede des Lebens abzuhelpen, nun nicht mehr bieten, so bleibt dem Durchschnitts-Amerikaner — nur von diesem ist hier die Rede — als Hauptausfüllung am Ende doch immer wieder das Geschäft. Das ist seine Leidenschaft. Auch wenn er alt wird, zieht er sich so lange wie möglich nicht davon zurück. Sich zur Ruhe setzen hieße auf seine Position, auf sein Leben unter den Berufsgenossen verzichten. Und was sollte er am Tage im Wohnviertel tun, das doch von morgens neun bis abends fünf Uhr ein richtiges Weiberdorf ist, nur von Frauen und Kindern bevölkert? Downtown will er leben, in der Luft des Geschäftsviertels, in seinem rastlosen, alle Kraft unaufhörlich erfassenden Tempo. Dieses Tempo des Geschäftslebens aber überträgt er dann auch auf das Privatleben, in das Haus. Alle sind sie davon besessen, auch die Frauen, selbst schon die Kinder. Sie kennen keine Muße. Immer müssen sie tätig sein, immer muß etwas geschehen. Das ist ihnen keine Arbeit. Was sie außerhalb der eigentlichen Berufstätigkeit tun, ist Spiel; play round the house, sagen sie, wenn sie am Abend oder am Sonntag das Auto putzen oder Rolläden anmachen oder die elektrische Leitung ausbessern. Die Hauptsache ist, daß keine Minute ungenutzt bleibe. Nutzlos aber erscheint in ganz weiten Schichten schon den Knaben auf der High School und auf dem College das nicht einem unmittelbaren Zwecke dienende Gespräch.

Wenn sie nicht einen Sport üben oder auf dem Radio eine neue Welle ausprobieren, wissen solche Jünglinge nichts miteinander anzufangen. Deshalb hat dann auch der Erwachsene sein Hobby, das Steckenpferd irgendeiner Nebenbeschäftigung, die ihm Spaß macht, Photographieren oder Autorasen oder was immer es sei. Bloß eine Beschäftigung muß es sein. Auch der Gelderwerb kann zum Hobby werden. Die reichen Leute machen Stiftungen von großartigem Umfange. Sie sehen keinen Widerspruch darin, das Geld mit äußerster Brutalität zusammenzuraffen und es dann wieder fortzuschicken. Diese Freigebigkeit verlangt von ihnen die öffentliche Meinung, die fordert, daß sie sich damit als gute Bürger erweisen. Und über das Höchstmaß eines irgendwie vorstellbaren Luxus hinaus können sie ja doch nicht konsumieren. Alles Geld aber für die Kinder aufzubewahren erscheint ihnen überflüssig. Zu viel ererbter Reichtum dauert erfahrungsgemäß nicht lange, er schwächt nur die Energie, die Kinder brauchen ihn nicht, sie können ja selber verdienen. Auch Leute mittleren Reichtums denken und handeln so. Aber in ihrer rastlosen Tätigkeit beeinträchtigt sie das nicht. Diese Tätigkeit ist höchstes Lebensgesetz. Auch viele geistig tätige Menschen, Geistliche sogar, kennen kaum Pausen der Sammlung. Von einer Unterrichtsstunde eilen sie zum Meeting, von diesem zu einer Sitzung des Jünglingsklubs und von der in die Office — das ist ihr Business.

So suchen sie sich die Eintönigkeit des Lebens im kolonialen Lande zu verdecken. Aber weil sie doch dunkel fühlen, daß diese Eintönigkeit der Buntheit ermangelt, schaffen sie sich krampfhaft auch dafür Ersatz. Nirgends wohl spielt die

Freimaurerei eine so große und dabei doch ganz überwiegend rein äußerliche Rolle wie in Amerika. Und sie nicht allein. Andere Orden, andere Geheimbünde sind nach ihrem Vorbild in Massen entstanden. Geheimbünde ohne wirkliches ernstes Geheimnis, die keinen anderen Zweck haben, als Buntheit vorzutäuschen, wo keine ist. Dann tragen die Mitglieder stolz die Abzeichen im Knopfloch. Und wenn diese großen Bünde ihre Jahresversammlungen abhalten, die für die meisten nichts anderes als Vergnügungstouren sind, strömen sie 20 000, 30 000, 40 000 Mann hoch zusammen, in prächtigen Uniformen mit Degen und Federhut, in phantastischen Kostümen mit Schnabelschuhen, grell samtenen Pluderhosen und rotem Fes; so reisen sie vierzehn Tage lang als Türken oder als Bürgergenerale durch dieses Amerika, um, wenn die Maskerade aus ist, wieder gezähmt, respectable und rastlos tätig dem Grundstückshandel obzuliegen.

Aber es bleibt ein dunkles, unklares Gefühl, daß doch nicht alles stimme, daß irgendetwas fehle, nach dem sie suchen, ohne doch zu wissen, was es sei. Es bleibt — wo nicht gefestete Sicherheit des Glaubens oder Glück der Familie dem einzelnen ein Leben in still umfriedetem Bezirke gibt — ein Gefühl der Unbefriedigtheit, das sie nicht zur Ruhe kommen läßt. So sind sie rastlos, bleiben Wanderer, wie sie als Wanderer in das Kolonialland kamen. Dem ewigen Wechsel des Ortes und des Berufs liegt als letzte Ursache diese Unbefriedigtheit zugrunde. Aber sie können sie nicht überwinden, weil sie ja doch nur im Kreise wandern — weil sie auch an dem neuen Wohnorte, in der neuen Tätigkeit doch immer dieselben bleiben.

W E R D E N D E S

Wenn Amerikaner die Leere ihres kolonialen Daseins fühlen, seine Armut an innerem Erbe, seinen Mangel an den Freuden und den Skrupeln alter Kultur, so pflegen sie, nicht entmutigt, sondern mit der sie nie verlassenden optimistischen Zuversicht, sich selber zu rechtfertigen: wir sind ja eben noch ein so junges Volk. Das sind sie nicht. Denn warum sollten Engländer, Deutsche, Italiener, die sich hier begegnen, als Volk in Amerika jünger sein als im alten Europa? Ein junges Land, das sind sie in der Tat. Aber wenn sie dann, wie sie pflegen, die weitere Rechtfertigung hinzufügen: wir hatten bisher so viel zu tun, wir haben noch keine Zeit für die Schönheit gehabt — so ist auch dies irrig. Warum mußten sie Autos haben, bevor sie Klaviere hatten, warum sind ihnen Radioapparate wichtiger als Bücher und Bilder? Warum — und hier stößt man dann wohl auf das tiefste Problem des Koloniallandes — sind sie von so außerordentlicher Produktivität in allem Materiellen, Technischen, Organisatorischen, und warum, bis vor kurzem, so unproduktiv in der Schönheit und im Geiste? Unter den Europäern, die sich in Amerika zum Amerikanertum zusammenfanden, waren Hunderttausende, Millionen aus den musikbegabtesten Völkern unseres Kontinents. Aber musikalisch-schöpferisch ist diese mitgebrachte Begabung in Amerika bisher nicht geworden. Die Negermusik entfaltete sich. Aber die Europäer?

Die alten Leute behalten ihre Liebe und ihre Sehnsucht und nehmen sie mit sich ins Grab. Von der nächsten Generation aber haben viele selbst dieses Erbe verloren, als kämen sie, im Musikalischen, uniform von den britischen Inseln. Und das ist nur ein Beispiel. Denn mit den übrigen Hervorbringungen des bildenden wie des denkenden Geistes steht es nicht anders.

The country is too prosperous, dem Lande geht's zu gut. Auch hier scheint das bisher noch zu gelten. Der materielle Wohlstand überdeckt die innere Leere. Es muß eben doch wohl so sein, daß in der amerikanischen Atmosphäre das Hindernis liegt, in dieser Luft, in der alles auf die Erringung von wirtschaftlichem Reichtum eingestellt ist und in der nur derjenige etwas gilt, der dazu gelangt. Wo ausschließlich der erfolgreiche Geschäftsmann der repräsentative Typ ist und die Inkarnation des nationalen Geistes, da ist, wer nach anderen Zielen strebt, nicht nur ein armer Schlucker, sondern auch ein dummer Kerl — in den Augen der Leute und schließlich auch in seinen eigenen. In Deutschland pflegt man jetzt analog zu sagen, daß er ja nur ein Theoretiker sei; highbrow, überspannt nennt das mitleidig der Amerikaner. Das ist die Luft, die schon die Kinder atmen. Und so fehlt beides: die Hingabe des Gebenden wie die Bereitschaft des Empfangenden. Es fehlt das Publikum, das die kulturelle Pflicht zu dem empfindet, was Alfred Weber sehr treffend die kulturproduktive Rezeption genannt hat, das Publikum, das den geistig oder künstlerisch Schaffenden willig durch seine Teilnahme trüge — in dem Tempo des amerikanischen Lebens, in seiner Rastlosigkeit, seinem ewigen Jagen hat

dieses Publikum, vom Verständnis ganz abgesehen, ja schon gar nicht die Muße und die Besinnlichkeit, die dazu gehörte. Das lenkt von vornherein die Fähigen ab, weist sie in andere Bahnen, auf denen dem Können wirklich Erfolg und Anerkennung winken. Keime, wo immer sie sproßten, kommen in solcher Luft unendlich schwerer zur Entfaltung. Der Gelehrte, der in seiner Dachstube nach der reinen Erkenntnis gräbt, der Künstler, der alle Dürftigkeit trägt in dem Ringen um die Formung seines Stoffes — diese alles vergessende Hingabe an ein zwecklos-heiliges Schaffen an der Idee ist ja auch in Deutschland nicht gerade die herrschende Mode. In Amerika, das ist klar, sind Dachstuben, fehlende Kohlen und mangelnde Nahrung durchaus unbeliebt. Ja, die öffentliche Meinung mißbilligt sie höchstlich. Und diese Mißbilligung geht sehr weit. Ein junger Schriftsteller, den ich traf, war im Orient gereist: es war ihm unmöglich, das drucken zu lassen, was er schrieb; niemand interessierte sich dafür. Aber als er nun in eine der großen Depeschagenturen eintrat, war er mit einem Schlage bei Verwandten und Freunden ein geachteter Mann. Denn jetzt war er ja im Newspaper-Business. Ob er Nachrichten oder Stecknadeln fabrizierte, machte keinen Unterschied. Die Hauptsache war, daß er in einer richtigen Erwerbslaufbahn war, wie sich's gehört. Und auch dieses Denken geht sehr weit. Der College-Professor, der ein erfolgreicher Warenhausbesitzer wird, um mehr zu verdienen, der High-School-Lehrer, der zu dem gleichen Zwecke in irgendein anderes Geschäft umsattelt, steht nicht vereinzelt. Aber für das Studium der klassischen Philologie ist das nicht gerade verheißungsvoll.

Und doch ist Amerika heute in einem Uebergange. Die reine Kolonialzeit ist zu Ende. Und wie das Volk sich als Nation zu finden sucht, so sucht es sich neue Ziele des Strebens und neue Wege der Verwirklichung. Sehr vieles hat sich nach den übereinstimmenden Erzählungen derjenigen, die es beobachteten, in den letzten zehn, fünfzehn Jahren bereits gewandelt. Anderes beginnt sich zu wandeln. Ansätze zu neuem Werden, zu neuem Wollen werden sichtbar, treten auch schon in das Bewußtsein der Nation. Das Ende der ersten Landbesiedelung, die das Freiland aufgebraucht hatte, ist, wie sie im wirtschaftlichen und sozialen Leben Amerikas von tiefeinschneidender Bedeutung war, vielleicht auch für die geistige Entwicklung der zunächst unbewußte Wendepunkt geworden. „Früher“, so sagte mir ein gebildeter Geschäftsmann, „fand die Rastlosigkeit ihren Ausweg immer noch in die Einsamkeit der Prairie. Die ist jetzt aufgeteilt. So wird die Unruhe, wird der dunkle Drang nun den Weg vielleicht in andere Einsamkeiten suchen, in die weiten Gefilde der Gedanken und der Kunst.“

Amerika ist im Uebergang. Die Zeiten sind vorbei, in denen sich die Energie der Kolonisten ganz im Roden der Wälder, im Urbarmachen des Landes, im Ausbau der Schienenstränge, in der Einrichtung der Fabriken erschöpfte. Die erste Losung aber, nachdem diese Arbeit getan war, hieß: Wissen, Unterrichtung, Verbreitung von Kenntnissen. Es ist wirklich wie eine Parole, für die alle Kraft und Kunst der Propaganda eingesetzt wird: gelernt, richtiggehend gelernt wird jetzt in ganz weiten Schichten Amerikas, jungen und alten, mit demselben disziplinierten Eifer, mit dem sie alle

ihre anderen Geschäfte betreiben. Um den grübelnden Drang, mit dem sich etwa junge deutsche Menschen auf tiefe Bücher werfen, um in heißem Bemühen zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält, handelt es sich hierbei nicht. Belehrung wird zunächst erstrebt, praktisches Wissen (ich schilderte es früher schon); die Konkurrenz ist schärfer geworden, man muß ihr gewachsen bleiben. Das ist der Ausgangspunkt. Aber es wird nicht das Ende sein, ist schon heute nicht das Ende. Und der materielle Reichtum des Landes, die große Prosperitätssteigerung des letzten Jahrzehnts vor allem wird nun auch hier fruchttragend. Der Lernbereitschaft wird eine gewaltige Fülle von aufklärend-belehrendem Stoff aus den mannigfaltigsten Wissensgebieten in amtlichen oder gemeinnützigen Veröffentlichungen dargeboten, zu minimalen Preisen oder ganz unentgeltlich. Und ein riesiger Ausbau des Bibliothekwesens kam hinzu. Amerika besitzt in seinen Haupt-Städten, in seinen Haupt-Universitäten herrliche Bibliotheken, mit einer die gesamte Weltproduktion umspannenden Vollständigkeit der Sammlungen, mit einer Monumentalität der Anlagen, mit einer Bequemlichkeit für die Benutzer und mit einer Geldfülle für dauernde Ergänzung und Erweiterung, daß der Deutsche nur mit verschärfter Sorge daran denken kann, wie weit wir in elf Jahren des Krieges und des Nachkrieges hier in Rückstand kamen. Der unerhört großartigen New Yorker Bibliothek ist wohl nur das Britische Museum zu vergleichen. Aber während dieses nur die abgeschlossen-stille Stätte gelehrter Arbeit ist, dient die New Yorker Bibliothek der ganzen Acht-millionen-Stadt: mit einem Minimum an sichernden Forma-

litäten leiht sie ihre Schätze aus, und ihre Säle, wie Oasen in dem tollen Getriebe, sind einladend geöffnet für jedermann, von morgens früh bis nachts um zehn. Das ist das Vorbild. Aber auch jede Mittelstadt, jede Kleinstadt, jedes Nest in der Prairie errichtet jetzt die, schöne oder bescheidene, Bibliothek. Die Carnegie-Stiftung hat hier Außerordentliches geleistet, indem sie jeder Stadt, die eine Bibliothek haben wollte, Geldmittel schenkte nach Maßgabe der Beträge, die die Kommune auch ihrerseits aus eigenen Mitteln dafür aufzubringen bereit war. Das führte geradezu zu einem Wettlauf der Städte um öffentliche Bibliotheken. Die Carnegie-Stiftung hatte die Anregung gegeben. Jetzt hat sie es nicht mehr nötig. Auch ohne ihre Geldgeschenke will keine Stadt mehr ohne ihre Public Library sein; die gehört jetzt schon zu den unentbehrlichen Erfordernissen wie die Wasserleitung und die Elektrizitätsanlage.

Man sieht die fördernde Kraft des Reichtums, der, nachdem die um ihn gelagerte Atmosphäre bisher das schwerste Hemmnis geistigen Strebens war, nun schon selbst in ersten Ansätzen aus dieser Atmosphäre herauszuführen trachtet. Man sieht diese Ansätze auch auf anderen Gebieten. Museen nehmen in Amerika die Zeit des europäischen Reisenden nicht sehr in Anspruch. Wundervolles findet er im Metropolitan-Museum in New York: neben Sammlungen europäischer Gemälde von zum Teil außerordentlichem Werte, die von reichen Privatleuten in Europa aufgekauft und der Öffentlichkeit gestiftet wurden, vor allem eine Sammlung chinesischer Kunst, die an Reichtum und Schönheit in der Welt ihresgleichen sucht. Was für Geld zu kaufen ist, ist für

Amerika erlangbar. Immerhin, es muß neben dem Gelde auch das Wissen von den Werten wenigstens in einzelnen Führenden vorhanden sein. Kommt man weiter ins Land, so trifft man zum Beispiel schon in Chicago neben einem höchst imposanten naturwissenschaftlichen Museum nur ein recht bescheidenes Kunstinstitut. Wie mit einem physischen Erschrecken stößt man in diesen Sälen unversehens auf köstlichste gotische Fassaden und Portale: getreue Nachbildungen europäischer Dome; sie machen einem fühlbar, was die Menschen hier entbehren. Aber nicht auf solche europäische Empfindsamkeit kommt es ja an. Wo in Europa Geschichte ist (oder etwa gar: Vergangenheit?), da ist hier Anfang, beginnendes Werden. Daß jährlich viele Tausende von Amerikanern nach Europa reisen, ist eine Quelle ständiger starker Anregung. Und bedeutungsvoller als die Konstatierung dessen, was fehlt, ist darum die Aufzeigung dessen, was sich in keimenden Versuchen regt. Museen anzulegen sind jetzt auch Mittelstädte mit manchmal rührendem Eifer bedacht. Und um die Bevölkerung zur Schätzung der Kunst zu erziehen, haben sie gelegentlich sehr interessante neue Wege gefunden. So ist man in Dayton im Staate Ohio auf den Gedanken gekommen, Gemälde ebenso wie Bücher auszuleihen. Man stellt die Bilder nicht nur aus, sondern hängt sie dem, der es wünscht, auch unentgeltlich ein paar Wochen in seinem Hause auf. Zuerst kam der Einwand, daß das die Bilder gefährde. Aber darüber setzte man sich hinweg: wer Kunstwerke so schätze, daß er sie begehre, der werde sie auch sorgsam behandeln. Der Erfolg hat das Experiment noch weit über Erwarten bestätigt. Die Ge-

wöhnung schuf das Bedürfnis nach dem Besitz. Und so verband schließlich das Museum mit dem Ausleihen der Bilder die Verkaufsvermittlung: gemeinnützig, ohne Kosten für den Künstler wie für den Käufer; das Ergebnis ist, daß die Maler mit Vorliebe ihre Arbeiten in diese Mittelstadt schicken. Ein Anfang, aber ein schöner. Und mit der Musik steht es ähnlich. Daß in den Riesenstädten jede hohe künstlerische Darbietung ihr Publikum findet, daß diese sich die ersten europäischen Künstler als Gäste heranziehen können, ist selbstverständlich. Bezeichnender ist, daß das Philadelphia-Orchester nach dem Urteil europäischer Musiker durch die Qualität seiner Instrumente (Reichtum!) vielleicht selbst das Wiener Orchester übertrifft. Und bezeichnend ist, wie man jetzt überall bestrebt ist, die Liebe zur Musik und das Verständnis für sie durch öffentliche Veranstaltungen von hohem Niveau in den breiten Volksmassen wieder zu wecken und zu pflegen. Anfänge. Nur Anfänge, die das oben Gesagte nicht etwa aufheben, sondern nur ergänzen. Aber eben als Anfänge doch bemerkenswert. Man darf sie nicht überschätzen. Noch ist im ganzen die amerikanische Atmosphäre von dem materiellen Erfolgsstreben ganz beherrscht. Aber der erreichte Grad der materiellen Erfolge weist allmählich in erstem Tasten auch nach neuen Möglichkeiten hin. Die früher schon erwähnten wirklich großen Leistungen Amerikas auf dem Gebiete der modernen Architektur sind der bisher stärkste, auch schon schöpferische Erfolg dieser Möglichkeiten.

Kann der Reichtum Kultur kaufen mit der Geste des Mannes, der sich breitpurig hinstellt: was kostet die Welt? Gewiß

nicht. Wir kennen seine kulturell niederziehenden Gefahren. Aber daß der Reichtum, wenn er es begreift, geistige wie künstlerische Leistungen machtvoll zu fördern vermag, das ist auch klar. Die ungeheizte Dachstube ist kein unbedingtes Erfordernis. Vieles ist in ihr überhaupt nicht zu leisten. Amerika aber schickt sich allmählich zu ersten, tastenden Schritten an, um umgekehrt zu erweisen, was eine auf unbeschränkte Geldfülle aufgebaute Wissenschaft fertig bringt. Die reine Forschung hat in Amerika bisher erst in sehr vereinzeltten Fällen ihre Stätte gefunden. Nicht die Gewinnung neuer Erkenntnis, sondern die Weitergabe vorhandener Kenntnisse, praktisch verwertbarer Kenntnisse vor allem, ist die Hauptaufgabe für das Gros der Lehrer an den Colleges und Universitäten. Eine geistig, politisch oder moralisch führende Stellung konnten diese Professoren in der amerikanischen Atmosphäre nicht erlangen. Und ihre Besoldung kennzeichnet in diesem Lande, in dem die Dollarzahl der Gradmesser für alles ist, die Bescheidenheit ihrer Position in der öffentlichen Schätzung. Dreitausend Dollar für den jungen Dozenten (also der Jahreslohn eines gut bezahlten gelernten Arbeiters oder jedenfalls nicht viel mehr), 4000, allenfalls 5000 Dollar in den besseren Posten, das ist das Durchschnittsmaß für das Gros. Es fehlt die Notwendigkeit, ihnen mehr zu zahlen; die Vertreter der geisteswissenschaftlichen Fächer können ja nur sehr schwer in eine andere Berufsbahn entweichen. Aber für die Zukunft scheint mir ein Vorgang bezeichnend, der sich ganz kürzlich in Chicago abgespielt hat. Hier faßte man den Plan, die Gelegenheit zu einer erstklassigen medizinischen Ausbildung zu schaffen. Man

wollte also fachlich hervorragende Mediziner heranziehen, die unter Verzicht auf Privatpraxis ihre ganze Arbeitskraft dieser Aufgabe widmen sollten. Man schrieb die Posten aus, mit 10 000 Dollar Gehalt für die leitenden Stellen. Resultat: es kam überhaupt keine Bewerbung, denn Mediziner ersten Ranges verdienen als Aerzte natürlich viel mehr. Weiteres Resultat: man stand nicht etwa von dem Plane ab, sondern man sammelte Fonds für diese und andere wissenschaftliche Pläne, hatte in kurzer Zeit ein Kapital von weit über hundert Millionen Dollar dafür neu aufgebracht und schrieb nun die Stellen von neuem aus, mit einem Gehalt von 25 000 Dollar. Dafür wird man wahrscheinlich die Qualitäten bekommen, die man sucht. Und wenn nicht, wird man noch mehr für sie bieten. Das ist ein Einzelfall, aber kein vereinzelter. Die Universität Chicago besitzt in dem Yerkes-Observatorium auch das größte Fernrohr der Welt: an der Stelle, wo es errichtet ist, jagten vor wenigen Jahrzehnten noch die Indianer. Und andere großartige Institute für mannigfache Forschungszweige gibt es ja ebenfalls schon in ziemlicher Anzahl. Zweierlei geht daraus hervor. Zum einen, daß in Amerika auch für wissenschaftliche Zwecke Geldmittel in riesigem Umfange flüssig zu machen sind. Und zum zweiten, daß Amerika sich anschickt, in immer größerem Umfange von dieser Möglichkeit tatsächlich Gebrauch zu machen. Es sind zunächst die angewandten Wissenschaften, die davon Nutzen ziehen werden. Sie liegen dem praktischen, auf praktische Ergebnisse gerichteten Sinn des Amerikaners am meisten. Und sie sind durch Geld am ehesten zu fördern. In diesen angewandten Wissenschaften wird Amerika voraus-

sichtlich zuerst mit Europa um die Palme der Führung ringen, gestützt auf seinen Reichtum, der ihm alle materiellen Hilfsmittel und Ausrüstungen, ohne die es ja dabei eben nicht geht, in praktisch unbegrenzter Fülle zur Verfügung stellen kann. Und in diesen angewandten Wissenschaften entwickelt sich in Amerika auch schon am ehesten ein wirklich wissenschaftlicher Geist der Forschung, getragen nicht von Gelehrten in ungeheizten Dachstuben, sondern von Gelehrten mit hohem Einkommen, denen durch dieses hohe Einkommen jede kleine Sorge des Tages genommen ist und deren soziales Ansehen dann sogar hinter demjenigen von Fondsmaklern nicht zurücksteht. Auch in der Nationalökonomie entwickelt sich an manchen Stellen schon Analoges; bereits trifft man in Großbanken theoretisch hochgebildete Volkswirtschaftler, deren Urteil über die volkswirtschaftliche Theorie und Praxis in dem Deutschland der Inflationsjahre nicht gerade schmeichelhaft ist. Die reinen Geisteswissenschaften, die Philosophie vor allem, scheinen am letzten an die Reihe kommen zu sollen.

Aber was für das Leben so viel wichtiger ist: im Leben selbst wird geistige Unruhe wach, regt sich, wird in ersten Anfängen zu einem Faktor dieses Lebens. Europa hat mit ironischem Staunen von dem Affenprozeß in Tennessee gehört und dadurch erfahren, daß in amerikanischen Staaten Gesetze gemacht werden konnten, die das Vortragen der Entwicklungstheorie in Schulen und Hochschulen einfach verbieten. Diese Gesetze sind die Reaktion auf die geistige

Unruhe, die fühlbar wird. Wo die kompakte Mehrheit diese Unruhe als Gefahr empfindet, da sucht sie sie niederzuschlagen mit derselben harten Strenge, mit der sie die anarchische Selbstsucht des Grenzers zähmte, mit der sie kommunistische und syndikalistische Ideen verfolgt, mit der sie den Alkohol unterdrückt — und zu der sie nicht die Kraft findet, wenn es sich darum handelt, schmähhlicher Ausbeutung der Kinder ein Ende zu machen. Daß die Macht der Mehrheit ihre Schranke zu finden hat in dem Respekt vor der geistigen Freiheit, erkennt sie nicht an. Und so verbietet sie die Entwicklungstheorie als eine öffentliche Gefahr zu einer Zeit, in der in Europa diese Lehre längst aufgehört hat, eine Grundlage, ja selbst eine Frage der Weltanschauungskämpfe zu sein. Aber für die Zukunft Amerikas erschien mir etwas anderes viel bedeutungsvoller als die Gesetze gegen die Entwicklungstheorie und als der Prozeß von Tennessee — nämlich die Entrüstung der Gebildeten über diese Gesetze und über diesen Prozeß. Die Intelligenz des Landes fühlte sich einfach blamiert, nicht um der Entwicklungstheorie willen, sondern wegen des Attentats auf die geistige Freiheit, deren Fragen eben nicht durch Gesetze politischer Körperschaften entschieden werden können. Ueberall, vom Osten bis zum Westen, erregten sich darum die Gebildeten. Und diese Leidenschaft, mit der sie sich für die geistige Freiheit erregten, ist eben doch ein Beweis, daß überall in kleinen Zirkeln geistige Freiheit als Begriff und als Wert vorhanden ist, trotz aller engen Bindungen der Konvention und trotz aller ungeistigen Atmosphäre. Das Bild Amerikas wäre unvollständig, wenn

man dies außer acht ließe: daß man eigentlich stets, auch in Mittelstädten, und selbst in kleinen, Menschen findet, deren geistiger Habitus und deren geistige Interessen ganz dieselben sind wie diejenigen gebildeter Europäer — die im Grunde gebildete Europäer sind, in den Formen und mit allen Möglichkeiten amerikanischen Daseins. Die geistige Unruhe kommt daher. Und sie äußert sich mannigfach.

Es gibt in Amerika nicht eine Jugendbewegung wie die deutsche. Junge Leute, die man noch am ehesten dahin rechnen könnte, stehen dem, was sie von deutscher Jugendbewegung gehört haben, sogar in der Regel mit einigermaßen hilflosem Staunen gegenüber: sie begreifen nicht recht, wie man sich selbst so wichtig und so schwer nehmen kann, warum man so viel von sich redet. Der amerikanischen Jugend fehlt ja schon der Ausgangspunkt. Von Auflehnung gegen Unterdrückung durch Schule und Elternhaus konnte hier einfach deshalb keine Rede sein, weil von solcher Unterdrückung keine Rede ist: die amerikanische Jugend ist frei (manche sagen: zu frei), sie lebt ihr von den Erwachsenen gesondertes, von den Erwachsenen respektiertes jugendliches Leben. Und im ganzen gesehen fehlt der Bruch zwischen den Generationen, fehlt das Problem der Väter und Söhne. Trotzdem regt sich Neues auch in Teilen der amerikanischen Jugend. Nicht in erster Linie als Gegnerschaft, nicht als Kampf, sondern als Eigenes, Innerliches wächst in ihnen der Drang nach Vertiefung. Es sind insbesondere Teile der männlichen und weiblichen College-

Jugend, unter denen dieser Drang lebendig wird, geführt vor allem von einer Gruppe freigesinnter Theologen. In der so breit herrschenden allgemeinen Problemlosigkeit (too prosperous!) durchdringen sie sich mit dem Gefühl für das Gewicht der trotz aller Prosperität ungelösten Probleme und mit dem Bewußtsein ihrer eigenen, sittlichen Verantwortung gegenüber diesen Problemen. Die soziale Frage, die Rassenfrage, der Pazifismus werden ihnen so zu unmittelbar drängenden Postulaten des eigenen Lebens. Und wenn es immer schon Einzelne (und gar nicht so wenige Einzelne) gegeben hat, die so empfanden, so ist das Neue jetzt, daß diese jungen Leute es gemeinsam empfinden — daß sie sich als Gemeinschaft empfinden, die diese vertiefte Anschauung des Lebens wirksam machen wollen, wenn sie herangereift sind. So wächst hier ein Element zukunfts voller geistiger Unruhe. In den Zirkeln idealistischer Frauen regt sich Ähnliches. Und der deutliche Ausdruck dafür, daß hier wirklich Kraft heranwächst, ist die Tatsache, daß jetzt auch in Amerika, inmitten aller streng regelnden Konvention, die ersten Ansätze von dem sichtbar werden, was immer den Protest der Geistigkeit gegen die herrschende Konvention, gegen den herrschenden Geist und die herrschenden Lebensmächte formt: die ersten Ansätze einer Bohème. Bücher wie die von Sinclair Lewis sind ein Symptom dafür: diese manchmal überscharfe Photographie des amerikanischen Lebens, die seine enge Armut ins Licht stellt, wirkt auf viele wie eine unausweichliche Frage. Andere Schriftsteller schwingen die Geißel unbestechlicher Ironie und Satire. Gruppen von Literaten, tapfere Zeitschriften sind eine wache

geistige, politische und soziale Opposition. Und wenn auch der Kreis von Menschen noch klein ist, die sie erreichen, wenn auch die Babbitts noch unendlich zahlreicher sind: sie erhalten und schüren doch die heilige Unruhe des Geistes, sie repräsentieren gegenüber dem seienden ein jetzt in ersten Ansätzen werdendes Amerika.

Zur selben Zeit aber wächst in Amerika auch noch ein anderes heran: eine Tendenz zu neuer Ordnung der Lebensführung, nicht durch äußere Konvention auferlegt, sondern durch freie innere Satzung geregelt. Budgeting heißt ihr Motto. Und das bedeutet Planung des Lebens, die nicht nur auf die Uebereinstimmung von geldlichen Einnahmen und Ausgaben bedacht ist, sondern auch auf den Zusammenklang von Zeit und Mühe, die man aufwendet, mit den Werten, die man durch diesen Aufwand erlangt. Einen Lebensplan aufzustellen, wie man leben will und leben kann — und dann wirklich so nach diesem selbstgesetzten Ziele zu leben, das ist das Streben. Einfachheit ist der oberste Grundsatz solcher Lebensplanung. Das heißt hier ganz gewiß nicht Askese, heißt nicht einmal Bedürfnislosigkeit oder auch nur Verzicht auf solche Lebensansprüche, die man tatsächlich mit Bewußtsein stellt. Der Besitz eines schönen Hauses, zweier Autos auch für eine kleine Familie und große Reisen können da durchaus einbegriffen sein. Es bedeutet hier nur Verzicht auf überflüssige Schnörkel nicht nur in der Architektur, sondern eben auch im ganzen Leben selbst, bedeutet bewußte Weglassung alles des wirklich als unnötig

Empfundenen, das Zeit, Mühe und Geld wertlos beansprucht, Konzentration auf die gesetzten Lebensziele, die man eringen, von denen man sich nicht ablenken lassen will. Rangordnung der Werte: auf sie kommt es an. Das kann sehr platt oder sehr tief sein, je nachdem. Es ist gewiß sehr rationalistisch. Aber es ist sehr vernünftig. Es kann zum Cant entwertet werden. Aber nicht darauf, sondern auf diejenigen, die es hochhalten, kommt es an. Auch das ist erst im Anfang. Aber deutlich ist, wohin es führen kann, wenn es sich durchsetzt: zur Beruhigung in der Rastlosigkeit, in der äußeren Unruhe amerikanischen Lebens. Denn für die Menschen, die so leben, bekommt das materielle Dasein auch in der Stadt, auch in der Fabrik, der Werkstatt oder dem Kontor die still gefestigte Sicherheit wie das Leben des Landmannes, der seinen Acker bestellt und der nach dem Sinn seiner Arbeit nicht grübelnd zu fragen braucht, weil er in den Früchten, die ihm heranreifen, und in den Kindern, die ihm heranwachsen, mit dem Lohn seiner Arbeit auch deren Sinn stündlich fühlt.

Dies beides zusammen aber — die Beruhigung der materiellen Unrast und die geistige Unruhe, die ja nichts anderes als Lebendigkeit ist —, könnte, so sehr es auch heute erst schwacher Ansatz ist, auf der Grundlage amerikanischer Weite und amerikanischen Reichtums in der Zukunft doch einmal das wirkliche Amerika werden: der neue Typ des Amerikaners, die wichtige neue amerikanische Form.

SCHLUSS

UND EUROPA ?

Ja: und Europa? Immer und immer wieder drängt sich die Frage auf. Immer und immer wieder bedrückt, beschämt die Antwort. Amerika sucht seinen Weg nach aufwärts. Europas Weg aber in den letzten Jahrzehnten hat abwärts geführt, Schritt um Schritt herunter.

Nicht das rein Wirtschaftliche ist dabei entscheidend. Amerika wurde reicher, Europa ärmer. Das war Schuld und Schicksal. Amerika schritt fort in den Methoden weiterer Reichtumssteigerung, Europa blieb in vielem zurück, vergaß das Sichanpassen, das Mitgehen, das Vorausgehen. Das war Krankheit. Aber so schwere Nöte das für Europa in der Gegenwart schafft: das braucht nicht zu dauern, wird nicht dauern. Krieg und Nachkrieg sind für die europäischen Wirtschaften schlechte Lehrmeister gewesen. Weite Wirtschaftskreise in den verschiedenen europäischen Ländern haben in diesen Jahren sehr primitive Einsichten verlernt. Sie haben vergessen, daß man nicht mehr ausgeben darf, als man einnimmt; daß gesunde Finanzen die erste Grundlage gesunder Wirtschaft sind und daß man die notwendigen Steuern zahlen muß, um die Finanzen gesund zu erhalten; daß man seine Produktion nicht absetzen kann, wenn man die Kaufkraft des Kunden vernichtet und daß aus dem gleichen Grunde übermäßige Lohnkürzungen, auch wenn sie möglich sind, sich nicht

rentieren, weil sie den inneren Markt zerstören; daß Ausfuhrprämien durch Währungsverschlechterung und Einfuhrverbote zur Fernhaltung der Konkurrenz nur vorübergehende Aushilfsmittel sein können und schlechte Aushilfsmittel dazu; daß sich die Leistungsfähigkeit im Wettbewerb erweisen muß und daß auf die Dauer die höhere Leistungsfähigkeit siegt. Aber die Not wird sie zwingen, das Vergessene wieder zu lernen. Und sie sind ja schon auf dem Wege dazu.

Tiefer wirkt schon das zweite: daß, während Amerika die gewaltige Weite seines einheitlichen Marktes immer bewußter als Grundlage seiner wirtschaftlichen Blüte nutzbar machte, Europa sich immer mehr in kleine Einzelwirtschaften zerriß. Tausende von Kilometern neuer Staatsgrenzen haben die Pariser Friedensverträge geschaffen. Ganz Osteuropa und einen Teil von Mitteleuropa haben sie zu einem neuen Balkan gemacht. Nun kennt jeder der europäischen Staaten keine andere Weisheit als seine Absperrung von den anderen Teilen. Friedrich Naumann glaubte nach dem ersten Jahre des Weltkriegs an eine Verewigung der Schützengräben. Grenzverschanzungen, so meinte er, würden nach dem Kriege überall dort errichtet werden, wo Kriegsmöglichkeiten vorlägen. Neue Römerwälle sah er durch Europa entstehen, neue chinesische Mauern aus Erde und Stacheldraht. Das war eine trübe Verirrung dieses doch sonst weiten Geistes. Aber was der Nachkrieg — dieser zweite siebenjährige Krieg! — auch außer den Friedensverträgen Europa angetan hat, das ist in der Sache von dieser apokalyptischen Vision so

sehr weit doch nicht entfernt. Reiseverbote und Paßschikanen, Beschränkungen in der Aussendung von Geschäftsreisenden und im Niederlassungsrecht von Handels- und Industriefirmen, Waren-Ein- und Ausfuhrverbote, das alles verschärft durch die Zerrüttung der Währungen, die die früher faktisch vorhandene einheitliche Weltwährung aufhob, und durch den Wettlauf um die Erhöhung der Zollschranken — das ist heute Europa. Es ist schon ein seltsamer Widerspruch: je mehr Europa seine Macht durch seine Zersplitterung schwächte, desto mehr kleine, einzelstaatlich isolierte Machttendenzen weckte gerade diese schwächende Zersplitterung. Die österreichischen Nachfolgestaaten sind das krasseste Beispiel. Früher eine gemeinsame Volkswirtschaft bildend und nun in viele, einzelne Sonderwirtschaften auseinandergerissen, wußten sie sich kein anderes Ziel, als mit den künstlichsten Mitteln des Protektionismus sich möglichst viele derjenigen Wirtschaftsteile heranzuzüchten, die in anderen Teilen der Nachfolgestaaten verblieben waren. Wer die Spinnereien behalten hatte, der meinte sich jetzt Webereien zulegen zu müssen. Wer die Weberei in seinen Grenzen vorfand, der glaubte seiner Ehre auch die Spinnereien schuldig zu sein. Und wer am wenigsten Industrieanlagen in dem ihm verbliebenen Landesreste besaß, der fühlte sich um so dringender aufgerufen, nun mit allen Methoden der Zollkunst neue Industrie für sich zu schaffen — es wäre doch für Ungarn einfach peinlich, wenn seine Damen sich dauernd ohne national-ungarische Sicherheitsnadeln behelfen sollten! Aber nach diesem Prinzip der national-

ungarischen Sicherheitsnadeln handelt in Wirklichkeit ganz Europa. Wirtschaftlicher Nationalismus: ein ehrgeiziger Machtwille, der sich in unrationeller Produktion befriedigt! Die Völker haben die Kosten davon zu bezahlen: in den Zöllen, die sie den künstlichen Schöpfungen gewähren, in den Ueberpreisen, in denen sie die Verteuerung der gesamt-europäischen Produktion durch die schlechte Ausnutzung des gesamt-europäischen Produktionsapparates zu entgelten haben. Nationale Autarkie heißt die verhängnisvolle Parole. Das Wort bekommt nachgerade einen ironischen Beigeschmack: weil diese nationale Selbstversorgung immer mehr zur Nichtversorgung führt, zur Erhöhung der Preise, zur Senkung der Qualität, zur Verminderung der Konkurrenzfähigkeit, zur Vermehrung der Arbeitslosigkeit in Europa! Aber auch das braucht nicht zu dauern, wird nicht dauern. In Wahrheit wächst ja Europa allmählich doch wieder heran. Der Krieg, der den letzten Rest europäischer Gemeinschaft zunächst zerstörte, hat doch eine europäische Schicksalsgleichheit geschaffen: die peinliche Gleichheit des Schuldners, der zahlen muß. Es handelt sich ja nicht mehr nur um die Reparationen, die Deutschland zahlen soll. Die Zinsen und Amortisationen auf die Kriegsschulden, die die Sieger des Weltkriegs untereinander (und das heißt praktisch: alle an die Vereinigten Staaten) zu zahlen haben; die Zinsen und Amortisationen auf die Kapitalien, die heute alle europäischen Länder ebenfalls von den Vereinigten Staaten zu leihen bemüht sind — sie fallen ökonomisch sämtlich in die gleiche Linie. Sie drängen Europa zu der gemeinsamen Forderung: nach der Freiheit

für den Absatz der Waren, mit denen Europa den größten Teil dieser Zahlungen auf die Dauer allein zu entrichten imstande wäre. Und sie drängen damit Europa in die einheitliche Richtung: zu der beispielgebenden Abtragung der Zollmauern, die heute noch dieser Freiheit des Warenabsatzes entgegenstehen. Die Regierungspolitiker sind rückständig. So dauert es etwas länger, bis die wirtschaftlichen Notwendigkeiten sich durchsetzen. Aber man muß sich damit trösten, daß inzwischen auch die Geister Zeit finden, sich dem geistigen Begriff Europa wieder zu nähern. Die wirtschaftlichen Erfahrungen unterstützen diese geistige Wandlung. Auch die europäischen Sieger erfahren heute das Wort des Pyrrhus: „Noch ein solcher Sieg und wir sind verloren“. Und überall kommt man allmählich zu der Einsicht, daß Verarmung eines Landes ein Aermwerden auch für alle anderen nach sich zieht, daß alle am besten fahren, wenn es jedem einzelnen gut geht. Die materialistische Einsicht allein aber kann nicht Europa schaffen, so wenig wie alle noch so lauten Wirtschafts-Konferenzen, wie alles Organisieren und Unionieren. Europa ist eine Frage der Gesinnung, die dann zum Willen wird und zur Tat. Die Politik ist das Schicksal. Denn so viel tragisches Los der einzelnen sich auch hinter ein paar trockenen Zahlen der Außenhandels-Statistik, der Arbeitsmarkt-Statistik bergen kann — auch diese Tragik versinkt unempfunden, wenn sie nicht ihr höheres Pathos empfängt durch die Kraft des guten Willens unter den Menschen. Auch das wird man wieder lernen müssen, wird man fühlen.

Aber bedrückender als alle wirtschaftlichen Mängel, beschämender als alle Zerrissenheit Europas ist doch ein drittes: der geistige Zustand. Ich sagte eingangs und ich muß es hier warnend wiederholen: kein größerer Irrtum als der, zu meinen, man könne in dem Amerika von heute das Europa von morgen sehen. Die Fülle und Weite Amerikas ist uns versagt, seit 450 Millionen Europäer unseren Erdteil bevölkern. Unser Los ist die Kargheit und die Enge. Bessere, gerechtere Versorgung dieser europäischen Menschen können wir erreichen, die Versorgung mit dem Notwendigen — die reiche Freiheit des weiten Raumes können sie nicht mehr gewinnen. Nicht Europas Zukunft sieht man daher in der amerikanischen Gegenwart. Wohl aber ist es so, daß in dieser amerikanischen Gegenwart das Europa von heute einem plötzlich wie durch eine scharfe Linse vergrößert, verdeutlicht sichtbar wird. Wenn man von diesem Amerika das abzieht, was seine glückliche, koloniale Fülle ist, und wenn man dann seine koloniale Leere übrig behält, dann hat man wie in einem überhell belichteten Spiegel — Europa! Der Unterschied aber ist, daß Amerika das noch nicht hat und nun langsam zu gewinnen bestrebt ist, was wir tatsächlich besaßen und preisgegeben haben. In entgegengesetzter Richtung ging der Weg. Amerika, die Kolonie, beginnt das Koloniale zu überwinden und sich zu gestalten. Der Mutterkontinent Europa aber ließ seinen Geist von dem Kolonialen überwältigen, das dem europäisch-amerikanischen Kulturkreise aus dem Koloniallande machtvoll — und mit einem in Europa gar nicht erzielbaren materiellen

Ergebnis! — entgegentrat. Amerikas beste Kräfte streben aus der Flachheit heraus, sie haben sie, altes sittliches Erbgut Europas bewahrend, zum Teil überhaupt nicht in sich herrschend werden lassen. Europa aber, das Europa vor dem Kriege, ließ sich so lange in Verflachung herunterdrücken, bis 1914 die Katastrophe hereinbrach, die Katastrophe aus dem Mangel an sittlicher Kraft. *Nostra culpa, nostra maxima culpa*: wer in Europa fände den Mut der Flachheit, sich freizusprechen? Und wer wagte bei allem Hoffnungsvollen, das sich regt, heute schon zu sagen, daß wir wirklich bereits auf dem Wege sind, aus der inneren Leere herauszukommen, die Europa vereiste? Man sehe mit Ernst in den Spiegel, den Amerika uns vorhält, mit der mancherlei Armut seines persönlichen, mit der mancherlei Armut seines öffentlichen Lebens — und man wird fühlen, wie arm Europa geworden ist nicht erst jetzt in seinem Unglück, sondern schon lange vorher in der Periode seines äußeren Reichtums, wie arm es immer noch ist auch nach der furchtbaren Erschütterung der letzten zehn Jahre; ärmer sogar in manchem an innerlichen Werten als selbst Amerika, weil bei uns der Materialismus noch materialistischer, die Brutalität noch brutaler, die Geistlosigkeit noch geistloser wirkt als dort, wo Weite und Fülle auch solches mildern. Man kann eben bei uns nicht wie dort zur Entschuldigung und zum Ausgleich sagen: *the country is too prosperous!*

Nein, es geht Europa wirklich nicht zu gut. Sondern umgekehrt steht es: die Probleme, die Amerika vor lauter Prosperität heute kaum sieht, die vor lauter Prosperität

dort noch gar nicht in das Zentrum des Lebens zu dringen vermögen — die Probleme des Staates und des Glaubens zu ihm, die Probleme der sozialen Ordnung und der menschlichen Würde in ihr, die Probleme des Geistes und der Pflichten seines Ernstes — die sind für Europa heute nicht Spiel des Denkens, sondern Grundfragen seiner Existenz. Sie bilden den Kern der europäischen Krise. Und die Zukunft Europas wird davon abhängen, daß es die Leidenschaft des Ethos wiederfinde, sie zu lösen. Europa aber muß sie lösen. Nicht von Amerika darf es die Lösung erwarten. Amerika ist heute dafür nicht bereit. Europa muß den Weg vorangehen. Es muß seinen eigenen Weg gehen, um sein Schicksal neu zu gestalten. Und das ist gut. Denn es beweist, daß Europa noch andere Aufgaben vor sich hat als die, lediglich als Sommerfrische, als Museum und Raritätenkabinett amerikanischer Touristen zu dienen.

Europa: man muß vor eine Landkarte treten, um seine Größe ganz zu erkennen. Denn auf der Landkarte sieht man, wie klein dieses Europa in Wirklichkeit ist. Nur ein Dreizehntel der Erdoberfläche nimmt es ein. Eine Halbinsel von Asien — das ist das ganze Europa. Auf dieser mäßig großen Halbinsel am asiatischen Kontinent drängt sich mehr als ein Viertel der ganzen Menschheit zusammen. Und nach allen Weltteilen hin hat Europa seine Kinder verstreut. Aber wichtiger ist doch das andere — daß Europa zwei, drei Jahrhunderte hindurch dem größten Teil der bewohnten Welt den Stempel seines Wesens aufzudrücken vermochte. Seine Kultur und Sitte, seine Kate-

gorien des Denkens, seine Formen des Wirtschaftens wie des Lebens gab Europa riesigen, wachsenden Teilen der Oekumene. Zwei, drei Jahrhunderte hindurch maß sich an Europa die Welt. Das ist die Größe dieser Halbinsel Asiens, die wir Europa nennen. Die Größe seiner Leistung. Nur in der Leistung Athens für die Mittelmeerwelt des Altertums findet sie ihre Parallele. Und die Pflicht zur Leistung, die Aufgaben sind noch nicht erschöpft.

Eines allerdings muß man wissen: Es bedeutet wenig, wie viele Stockwerke sich die Bürohäuser in die Höhe recken. Aber wie tief die Menschen sich im Geistigen verwurzeln, das entscheidet. Die Kraft der Herzen gibt den Ausschlag.

...Dem Heimgekehrten erscheint Deutschland zunächst wie ein einziges Idyll. Die Zollbeamten sind das erste, was man vom Vaterlande sieht. Schon in Southampton kommen sie aufs Schiff und viele Stunden, einen vollen halben Tag haben sie in der Tat nötig, um eine feierlich-schöne, sachlich-zwecklose Zeremonie zu erfüllen, die darin besteht, daß sie die grünen Zettel auf die Gepäckstücke kleben. Wirkliche Verzollung, ernsthafte Kontrolle ist keineswegs die Absicht; nur der Form geschieht Genüge, ausgiebig. No efficiency, sagen die Amerikaner, während man erst geduldig, dann ungeduldig herumsteht; sie werden, fürchte ich, noch öfters konstatieren, daß die efficiency fehlt in dem Idyll. Dann fährt das erste Auto in Hamburg beinahe einen Menschen um; Fahrer und Fußgänger sind noch Dilettanten. Und dann steht man vor der Eisenbahn und

muß sich erst etwas besinnen: jawohl, diese Wagen sind kein Spielzeug, sie dienen wirklich zur Beförderung richtiger Menschen, richtiger Güter, sie sind nun einmal das zu Hause übliche Format. Dieses Format ist in vielem etwas klein, nicht bloß bei den Eisenbahnwagen. Etwas klein und etwas eng: Idyll. Aber dann sieht man in der Bahn zuerst wieder norddeutsche Frauen, blond und herb, einfach, nicht in dem vorgeschriebenen Seidenkleid, überhaupt nicht von der Vorschrift geformt, nicht uniformiert, nicht standardisiert, sondern Charakter, sie selbst: Heimat! So fährt man durch Deutschland. Und kommt dahin, wo man das Heute mit all seiner Grimasse und mit all seinen Wirrnissen vergißt, wo man die Wurzeln sieht. Mainz, Köln, Jahrtausend-Ausstellungen: das ist nicht mehr Idyll, nicht mehr das Format der Kleinheit und Enge. Das ist die Größe wahren, unermesslichen Reichtums. Schönheit, hervorgeholt aus Bürgerhäusern, aus Kirchen, aus Ratsstuben, aus tausend Verließen. Schätze der Tiefe. Deutschland. Das sollte nur Vergangenheit sein und nicht auch Zukunft? Das sollte nur Idyll sein und nicht auch Kraft? Nein. Es ist Leben — sofern wir nur die Härte des Heute mit demselben Ernst und derselben Wahrhaftigkeit zu gestalten den Willen finden, mit denen die Menschen der alten Zeiten diese Schönheit gestalteten.

Von dem
gleichen Verfasser
sind u. a. erschienen:

Im Verlag der
Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H.
Abteilung Buchverlag, Frankfurt am Main

Das Problem des deutschen Ostens

70 Seiten. 1911

Vor der Uebergangswirtschaft

93 Seiten. 1918

Der Staat des sozialen Rechts

Leitsätze für eine demokratische Wirtschaftspolitik

27 Seiten. 1919

Der Ruf nach den Räten

34 Seiten. 1919

Die Todesgefahr des Kontinents

Von Deutschland, Europa, der Welt und der Valuta

31 Seiten. 1920

Die Wirtschaft des Kommunismus

28 Seiten. 1920

Ostpreußen hinter dem Korridor

24 Seiten. 1922

Das neue Oesterreich

Tatsachen und Probleme
in und nach der Sanierungsaktion

120 Seiten. 1924

Im Verlag von Gustav Fischer, Jena:

Die Probleme der Bankenquete

44 Seiten. 1908

**Die Konjunktur-Periode 1907—13
in Deutschland**

204 Seiten. 1914

Im Verlag von Veit & Co., Leipzig:

Handelspolitik und Krieg

Gespräche in Deutschland und Oesterreich

71 Seiten. 1916

NOV 05 2008

UNIV. OF WINNIPEG LIBRARY



3 1888 012 344 314